Theremin's Abendstunden.

Nimm dieses Buch als Erinnerung an die seligen Tage, wo wir als Braut und Bräutigam so oft Hand in Hand gewandelt haben, Aug' in Aug' sahen, wo oft Blicke mehr wie Worte das Einverständniß unserer Herzen kündeten, mit dir, meine liebe Jeannette. Es ist mir doch dies sehr lieb geworden, und keinem Andern wie dir gäbe ich es drum auch nicht; ich gebe es dir, aber nicht als Dein alleiniges Eigenthum; ja, indem ich es dir gebe, wird es so erst recht mein, denn Du, mit deinem an Liebe reichen Herzen bist ja mein. Und sollte mich das denn nicht selig und fröhlich machen? O gewiß. Aber doch kommen Zeiten, wo Bangen Herz und Seele erfüllt, – es ist ja auf Erden nicht immer Licht. Du weißt es ja auch, welche Wege uns oft vorbehalten sind, ehe wir einen Theil der ewigen Freude getragen. Da wird es manchmal recht dunkel, und der Abend, freilich wohl oft mit der Weihe der Ruhe, öfter aber noch mit dem Bangen vor seinem Schatten, bleibt Niemand aus. Wohl uns, daß wir das ganz gewiß wissen, wir wandeln nicht allein auf dem Wege; wohl uns, wenn wir da recht aus vollstem Drange des Herzens rufen können: Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget! Selig dann wir, wenn wir die große Antwort hören: Siehe, Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende! Ja, Er ist bei uns und antwortet unserem Rufen, Er ist unser treuer Hirte und uns wird nichts mangeln. In dieser Zuversicht des Glaubens läßt sich's getrost sein; und das willst du, das will auch ich. Amen!

Dein Philipp

Bremen, Samstag Abend, d 14 Juni 1856.

Theremin



Gem. v. Prof. Remy.

Lith. v. Alb. Remy.

Gedruckt v. C. W. Ehrentraut in Berlin.

Dr. Franz Theremin

Abendſtunden

von

Dr. Franz Theremin,

Königl. Preuß. Hof- und Domprediger und wirkl. Oberconsistorialrath.

Vierte Ausgabe.

Mit dem Bildniß des Verfaſſers.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.

1852.



Gem v Prof

Abendstunden

von

Dr. Franz Theremin,
weiland Königl. Preuß. Hof- und Domprediger und wirkl.
Oberkonsistorialrathe.

Vierte Ausgabe.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.

1852.

Vorrede
zur dritten Ausgabe.

Zu den Gedichten, den Fragmenten, dem Ewigen Juden ist in dieser neuen Ausgabe Manches hinzugefügt worden; die Briefe an einen Nicht-Existirenden erscheinen zum ersten Male.

Ich habe gesucht des Neuen so viel als möglich mitzutheilen; doch ich wünsche daß es mit der Nachsicht des Publikums beim Alten bleiben möge.

Berlin, den 3. Julius 1845.

F. Theremin.

Inhalt.

Seite.

Gedichte.

Gedichte.

Die Abendstunden.

Ist Plag' und Gluth des Tages überwunden,
Dann nah'n, verbreitend ihre dunkle Hülle,
Mit kühler Ruh', mit langersehnter Stille,
Beim Spätgeläut, des Abends liebe Stunden.

So, wenn des Lebens heiße Zeit entschwunden,
Bringt uns sein Abend auch der Güter Fülle.
Froh ist der Geist; ergeben ist der Wille;
Geheilet sind des Herzens tiefste Wunden.

Nun wird ein Strauß, beim Schein der Abendröthe,
Von herbstlich späten Blumen noch gesammelt;
Es sind Gedanken, Lieder und Gebete;

Und immerfort wird dieses Flehn gestammelt:
O Herr, der stets so gnädig sich erzeiget,
Bleib bei mir — denn mein Tag hat sich geneiget!

Die Flüsse und das Meer.

Abendlied.

Wenn die Nacht mit dunkler Hülle,
Alles was da lebt, umfängt,
Wenn das Schweigen und die Stille
Sich mit ihr vom Himmel senkt.

Wenn die munteren Gesänge
Auf dem Feld und in dem Wald,
Wenn der Freud' und Arbeit Klänge
Sind verstummet und verhallt:

Dann auch gönnen sich die Quellen
Und die Ströme keine Ruh',
Und sie treiben ihre Wellen
Immerfort dem Meere zu.

Lauter ist bei Nacht ihr Tönen
Auf der vorgeschriebnen Bahn,
Zeuget mächt'ger von dem Sehnen
Das sie treibt zum Ocean.

In sich selber regt mit Wallen
Unaufhörlich sich das Meer;
Kommt, so ruft sein lautes Hallen,
Ström' und Quellen, zu mir her.

So, wenn von der Welt Gewühle
Bei der Nacht die Seele ruht,
Strömen mächt'ger die Gefühle
Zu Dir hin, Du höchstes Gut.

Lauter ist ihr inn'res Klingen
Wenn kein Laut das Ohr berührt,
Während zu dem Meer sie dringen,
Wohin sie die Gnade führt;

Zu dem Meere, dessen Wogen
Tönen durch des Lebens Nacht,
Daß wir werden fortgezogen
Durch der ew'gen Liebe Macht.

Rausche laut zu allen Stunden,
Meer der Liebe, meinem Sinn,
Bis ich ganz mit Dir verbunden,
Und in Dich versunken bin.

Der Bergstrom.

O pauvre torrent, que ferrez-vous? . . . Vous ne sentez que la pente qui vous entraine, et vous vous croyez perdu. Non, non, ne craignez point: vous n'êtes pas perdu: mais le degré de votre bonheur n'est pas encore arrivé.
Madame Guyon.

Von des höchsten Berges Spitzen,
Wo mit Blitzen
Oft die Donnerwolke ruht,
Laß ich auch mit Donnerbrausen
Niedersausen
Zu der Tiefe meine Fluth.

Oft in lauten Klagetönen
Muß ich stöhnen,
Wenn sich mir entgegenthürmt
Hoch ein Fels, der nicht zersplittert,
Nicht erzittert,
Wenn ihn meine Kraft bestürmt.

Dann muß ich zur Seite wallen,
Und muß fallen
Aus der Richtung meiner Wahl,
Muß mich ängsten, muß mich winden,
Um zu finden
Einen Ausweg in das Thal.

Oft mich aller Menschen Blicken
Zu entrücken
Treibet mich mein finstrer Sinn;
Und mich reißet meine Trauer
In die Schauer
Dunkler Erdenklüfte hin.

Keiner wird mich Armen loben,
Denn mein Toben
Schrecket jeden nur zurück;
Und wo ich vorüberrausche,
Nie belausche
Ich ein froh erblühend Glück.

Könnt ich doch den segensreichen
Strömen gleichen,
Die gelobt und allbekannt,
Ihre mächt'gen, ruhmesvollen
Wogen rollen
Durch das rings beglückte Land!

Bei der Wimpel frohem Spiele,
Furchen Kiele
Zahllos dieser Flüsse Lauf;
Und wo sie das Land durchziehen,
Da auch blühen
Wohnungen der Menschen auf.

Aber fern sei finstres Grollen!
Jene sollen
Auch von mir gepriesen seyn.
Was uns trennet, wird einst schwinden,
Und wir finden
An demselben Ziel uns ein.

Wenn ich von der Felsen Höhe
Schau und spähe
Nach dem Ziele meiner Bahn,
An des Horizontes Grenzen
Seh' ich glänzen
Dann den weiten Ocean.

Zu dem Oceane fließen,
Es ergießen
Sich in ihn die Wasser all;
Und oft zeigt die kleine Welle
Größre Schnelle
Als der mächt'gen Wasser Schwall.

Jene werden aufgenommen,
Welche kommen
Mit der Erde Gut beschwert;
Auch ich werd' es, der sein Ringen
Nur kann bringen,
Und der nichts als Ruh begehrt.

Und der Vater wird mit Kronen
Jenen lohnen:
Doch mich schließt er an sein Herz.
Armes Bächlein wird er sagen,
Laß dein Klagen,
Denn gestillt ist nun dein Schmerz.

Das verborgene Thal.

Einst hat mich auf seinen Schwingen der Geist
In ein Thal voll Anmuth geführet,
Das keine Zunge genugsam preist,
Das herrlich von Gott ward gezieret;
Doch hat, seit der Schöpfung Morgen gegraut,
Es noch kein menschliches Auge geschaut.

Denn Felsen thürmen sich rings in die Luft,
Die jeglichen Zugang versagen.
Nur zuweilen wird lieblicher Blüthenduft
Weit hinaus in die Länder getragen,
Den der Westwind begierig in sich sog,
Wenn er leiseren Fluges das Thal durchzog.

Von der Höhe der Felsen mit tönendem Schall
Senkt ein Strom in das Thal sich hernieder.
Der Adler umkreiset den Wasserfall,
Er dehnet sein mächt'ges Gefieder;
Er ruhet und schwebet und badet mit Lust
In dem Thaue des fallenden Wassers die Brust.

Und benetzt von des Wassers erfrischendem Thau
Stehn dort im bunten Gedränge,
Die Blumen weiß, golden, und purpurn und blau;
Sie verblühn, und erneun sich in Menge;
Sie blühn und verblühen und werden erneut,
Und haben doch Keinem die Augen erfreut.

So blühet, so duftet, so rauschet, so klingt
Die Andacht in gläubigen Seelen.
Und wenn auch kein menschlicher Blick sie durchdringt,
Wenn sie gern ihre Schönheit verhehlen:
Allsehend dringt, wie der Sonnenstrahl,
Doch das Auge des Herrn in das duftende Thal.

Reiselied.

Weithin durch des Feldes Räume
Ziehen sich die Reih'n der Bäume
Aus der großen Königsstadt;
Die wie Strahlen aus dem Sterne
Ihre Straßen in die Ferne
Vielfach ausgesendet hat.

Immer rollen hier die Wagen,
Und die müden Rosse jagen
Tag' und Nächte, sonder Ruh';
Weil heran die Einen stürmen,
Kehren Andere den Thürmen
Und der Stadt den Rücken zu.

Was sucht Jener, der entfliehet;
Was sucht Dieser, welcher ziehet
Mit bestäubter Eil heran?
Immer sind's vermeinte Güter,
Die betrogene Gemüther
Suchen auf des Lebens Bahn.

Alles ungeduld'ge Regen
Auf der Weltlust breiten Wegen
Führt nicht zu der Wünsche Ziel;
Und im Süden wie im Norden
Ist der Fremdling nur geworden
Trügerischer Mächte Spiel.

Sieh' mit ew'gem Ruhm bekränzet,
Winket Gottes Stadt, und glänzet
In der Wahrheit hellem Schein.
Und aus jedem Punkt im Kreise
Führt ein sicheres Geleise
Zu den Gnadenthoren ein.

Dort ist ew'ge Frühlingsmilde,
Und das blühende Gefilde
Wird von Segen stets bethaut.
Wahrer Schönheit reiche Fülle
Wird dort ohne Bild und Hülle
Mit Entzücken angeschaut.

Dort sind tiefe Freudenschauer,
Heilig, rein, von ew'ger Dauer,
Schätze, die man nicht verliert;
Und nie von dem Haupt genommen
Wird die Krone, die dem Frommen
Die verklärte Stirne ziert.

Ach! mein Leben währt schon lange,
Und ich hab' auf meinem Gange
Viel der Schritte schon gethan;
Doch von diesen vielen Schritten
Führten zu den ew'gen Hütten
Wohl die wenigsten hinan!

Alles Eitlen bin ich müde;
Nach dir seufz' ich, wahrer Friede,
Den die Welt uns nicht gewährt.
Diesem heil'gen Ziel des Strebens
Sei fortan der Rest des Lebens
Und der Reise zugekehrt.

Du, der Frieden uns verkündet,
Seine Wohnung fest gegründet,
Und sie uns eröffnet hat:
Herr und Heiland, gieb auch heute
Mir dem Pilger dein Geleite
Auf dem Weg zur Gottesstadt!

Die Hoffnung.

Die Hoffnung ist trüglich, und was sie verspricht
Das pfleget sie nimmer zu halten;
Es reifen zu köstlichen Früchten nicht
Die Blüthen die schön sich entfalten.
So spricht man — doch was ich im Leben erprobt
Das hat mich anders belehret,
Und mehr als die Hoffnung mir angelobt,
Hat gnädig der Herr mir gewähret.

Auf Irdisches war mein Sinn gelenkt,
Und Geistiges hab ich gefunden.
Statt des Eitlen ward mir das Wahre geschenkt,
Das trotzet dem Fluge der Stunden.
Ich suchte den Ruhm, den die Welt verleiht,
Und der bald in Schmach sich verdunkelt;
Und ich fand die himmlische Herrlichkeit
Die jetzt und immerdar funkelt.

Ich suchte das Glück, das Freundschaft giebt,
Wenn sich zwei Herzen verbinden;
Und konnte doch, ward ich auch redlich geliebt,
Ein volles Genüge nicht finden.
Und der Herr, der jegliches Sehnen stillt,
Der, ist auch Alles zerronnen,
Noch bleibet mein Lohn, mein Helfer und Schild,
Den hab' ich zum Freunde gewonnen.

Ich habe nicht ihn, Er hat mich gewählt;
Eh' ich war, hat Er mich erkoren;
Er hat mich auch dann zu den Seinen gezählt,
Wenn es schien, ich sei ihm verloren.
Ich verschmähte die Gaben aus seiner Hand,
Doch so lang' hat er in mich gedrungen,
So viel göttliche Treu hat er auf mich gewandt,
Daß er meine Härte bezwungen.

Wenn die Welt den ihr dienenden Sclaven verheißt
Des Lebens edelste Güter,
So täuschet doch oft nur der Lügengeist
Das eitle Vertraun der Gemüther.
Doch von wahrem Glück, von Gut und Ehr'
Und von Allem, was schmücket das Leben,
Hat mir der Herr, der barmherzige, mehr
Als ich dachte und hoffte, gegeben.

Und wenn hinab einst der Schleier sinkt,
Der das Unsichtbare verhüllet,
Wenn der Herr von seinem Throne mir winkt,
Und ganz sich sein Rathschluß erfüllet:
O Herr, werd' ich sprechen, ein glänzendes Theil
Verhieß dein Mund zwar den Frommen;
Allein Deines Himmels unendliches Heil
Ist in Keines Herz noch gekommen!

Freuden und Schmerzen.

Oft in unser Innres senket
Sich ein Himmel rein und klar,
Und hinauf zum Himmel lenket
Unser Geist sich wie ein Aar,
Und die ganze Seele tränket
Hohe Freude wunderbar.

Aber wieder auch umnachtet
Unser Geist ein tiefer Gram,
Daß er selber sich betrachtet
Im Gefühle bittrer Scham,
Und stets nach der Wonne schmachtet,
Die sonst täglich zu uns kam.

Aus den höhern Himmelssphären,
Wo die Gnade nur gebeut.
Die dereinst uns zu verklären
Uns betrübet und erfreut,
Kommt, was Keiner mag erklären,
Diese Freude, dieses Leid.

Beides, Freud' und Trauerfluthen.
Strömten schon durch dieses Herz,
Das in froher Andacht Gluthen
Bald entschwebte himmelwärts,
Bald auch nächtlich mußte bluten
In geheimnißvollem Schmerz.

Was ist besser, dieses Weinen,
Oder dieser Freudenschein?
Herr, Du einzig Gut der Deinen,
Bleibe Du nur immer mein!
Dann mag, was Du willst, erscheinen,
Sei es Wonne, sei es Pein!

Der Frühling.

Wo feiert der Frühling sein ewiges Fest,
Wo ist seine Wohnung gegründet?
Ich seh' einen Lenz nur, der bald uns verläßt,
Der schnell erscheinet und schwindet.
Nur Winterfrost find' ich, und Sonnenbrand,
Doch der Frühling selber hat keinen Bestand.

Im Frühling träumet die Erde so süß
Von früheren, besseren Zeiten;
Sie träumet zurück sich in's Paradies,
Wo sie keine Frevel entweihten.
Doch bald sticht die Sonne, der Sturmwind heult,
Und der Erde liebliches Traumbild enteilt.

Doch ist dies kein wesenlos täuschender Traum
Denn es giebt einen Frühling, der dauert;
Er blüht in des Himmels seligem Raum,
Von keinem Froste durchschauert.
Er ließ, entflohen dem äußeren Blick,
In gläubigen Seelen ein Abbild zurück.

Da strahlet ein liebliches Sonnenlicht,
Und die schönsten Blumen gedeihen;
Die Frucht fehlt neben den Blüthen nicht,
Die sich an den Zweigen erneuen;
Und das Wehen des Geistes mit Harfenklang
Fährt tönend den blühenden Garten entlang.

Frühlings-Blüthen.

Jetzt, wo der Frühling kommt mit seinen Freuden,
Wo tausend Blüthen schnell sind aufgegangen,
Wo Berg und Thal und Wald und Fluren prangen,
Und sich mit buntem Farbenglanz bekleiden;

Jetzt kann ich nicht an dieser Pracht mich weiden,
Weil in mir selbst der Blüthen viel entsprangen.
Was blüht in mir? Es ist ein tödtlich Bangen.
Was grünt in mir? Es ist ein bitter Leiden.

Es sei! Denn bald sind wiederum veraltet
Die Blüthen, die das Auge draußen schauet;
Sie sinken hin, sich nimmer zu erheben.

Die Blüthen aber, die sich hier entfaltet,
Gedeihn, von Gnadengüssen mild bethauet,
Und tragen Früchte für das ew'ge Leben.

Frage und Antwort.

Das Höchste, was der Menschen Weisheit lehret,
Hast du begierig in Dich eingesogen;
Und auf des Lebens vielbewegten Wogen
Hast du in jeder Tugend Dich bewähret.

Der Menge Beifall hat Dich laut geehret,
Der Erde Großen waren Dir gewogen;
Und was er strenge Vielen hat entzogen,
Das hat der Himmel reichlich Dir gewähret.

Drum wollest Du mir treulich Auskunft geben,
Und aller Güter höchstes mir verkünden,
Das du gewannst in Deinen besten Stunden.

„Das Höchste, das mir ward in meinem Leben,
„Ist, daß ich Buße that für meine Sünden,
„Und Heilung fand in Jesu Christi Wunden."

Die wahre Jugend.

Der Kindheit Tage waren schon vergangen,
Der Jugend Zeiten waren schon entschwunden,
Und Dich, o Herr, hatt' ich noch nicht gefunden;
So hielt die Blindheit meinen Geist umfangen.

Die reifern Jahre hatten angefangen;
Da erst erschienen der Erleuchtung Stunden;
Da hast Du erst geheilt des Herzens Wunden,
Und hast gestillt sein unbewußt Verlangen.

Und wie das Alter zunimmt, so vermehret
Sich Deine Kraft, die meinen Geist durchdringet,
Den Adlers Fittige zur Sonn' erheben.

So hat sich Alles bei mir umgekehret:
Jung war ich alt, alt hab' ich mich verjünget;
Wie sollt' ich nicht, wenn ich bald sterbe — leben?

Meine Liebe ist gekreuzigt.

Ignatius von Antiochien.

Von Liebe pflegen Dichter nur zu singen,
Vornehmlich in der Form, die ich jetzt wähle;
Und was erfreut, was quälet ihre Seele,
Das muß im Vers nach Maaß und Takt, erklingen.

Der Liebe will auch ich ein Opfer bringen;
Was hilft es, daß ich ihren Sieg verhehle?
Sie wird das Herz, wie es durch Trotz sich stähle,
Wird was da lebt und athmet, doch bezwingen.

Die Lieb' ist zwiefach: In der Anmuth Reiz
Die eine blühend, doch das Leben hassend,
Und wenn sie wem den Tod giebt — sie erfreut's.

Die andere blutend, und in Qual erblassend,
Doch reiches Leben spendend, stirbt am Kreuz.
Die will ich singen, Andern jene lassend.

Der Ort um auszuruhn.

Des Höchsten Geist giebt unserm Geiste Schwingen,
Daß er zum Himmel schwebe gleich dem Aare,
Daß Gott uns seine Tiefen offenbare,
Und unsre Augen ins Verborgne dringen.

Auch mir kann solch ein Aufschwung wohl gelingen,
Wo ich die höh're Wolkenbahn befahre,
Und in dem Licht das ew'ge Licht gewahre;
Doch meinen Geist ermattet solch ein Ringen;

Und wie der Vogel, daß vom Flug er raste,
Zur Erde senket die beschwingten Glieder,
Und Ruhe findet auf des Baumes Äste,

So faltet mein Gedanke sein Gefieder,
Wenn er die Gottheit in das Auge faßte —
Und senkt sich auf den Stamm des Kreuzes nieder.

Adam und Eva.

I.

Als Gottes Sohn, in heil'ger Lieb' entglommen,
Am Kreuze starb, sie uns zu offenbaren,
War er umgeben von der Engel Schaaren,
Und von der Vorwelt längst verklärten Frommen.

Und Er, des Leib aus Erde ward genommen,
Der des Gesetzes Strenge hat erfahren,
Weil er nicht rein sich wußte zu bewahren,
Wie er aus seines Schöpfers Hand gekommen.

Er sprach: Es ist der Baum des Paradieses,
Der Gutes mich und Böses kennen lehrte,
Ein Schatten nur von diesem Kreuz gewesen;

Denn Gutes auch und Böses lehrt mich dieses;
Wie groß die Liebe, die sich hier verklärte,
Wie groß die Sünde, kann ich an ihm lesen!

II.

Und sie, die ward durch Schlangenlist berücket,
Und aller Sünden erste hat begangen,
Aus welcher Tod und ew'ge Pein entsprangen,
Sie sprach mit Thränen, aber doch entzücket:

Auch jenen Baum, der ganz das Herz beglücket,
An welchem ewig frische Blätter prangen,
In deren Grün die gold'nen Früchte hangen,
Des Lebens Baum — hab' ich im Kreuz erblicket.

Denn neue Unschuld, Heil und ew'ges Leben,
Schöpft hier die Menschheit aus des Heilands Wunden,
Und sie ersteht im neuen Jugendreize.

Der Baum, der uns Erkenntniß hat gegeben,
Ist mit dem Lebensbaum vereint gefunden:
Das ganze Paradies blüht aus dem Kreuze.

Erde und Himmel.

Was Du verlangest, wird Dir nicht hienieden!
Du wünschest Dir der Frühlingslüfte Wehen;
Allein Du mußt durch Frost und Hitze gehen;
Und kommt das Glück, so fehlt der innre Frieden.

Auch von den Liebsten bist Du hier geschieden.
Der wohnt schon auf des Himmels sel'gen Höhen;
Der ist entfernt; der kann Dich nicht verstehen;
Von dem wirst Du im finstern Wahn gemieden.

Drum mußt nach oben Du den Blick erheben!
Dort wird sich Frost und Gluth zur Kühlung einen;
Im höchsten Glück läßt keine Furcht Dich beben;

Die Liebe wird dort Freudenthränen weinen,
Weil was sie liebt, ihr wieder ward gegeben,
Und weil der Herr dort ganz sich giebt den Seinen.

Die Demanttafeln.

Willst Du, daß hier die Menschen Dein gedenken,
Und in des Lebens Wechsel Dir vertrauen,
So mußt Du sie erfreuen, sie erbauen,
Und was Gott Dir gegeben, ihnen schenken.

Doch wenn sie ihren Flug zum Himmel lenken,
Und dort entzückt des Ew'gen Antlitz schauen,
Was treibt sie dann, aus ihren sel'gen Auen
Zu uns hernieder ihren Blick zu senken?

Die Bitten sind's, die wir zum Himmel senden,
Für sie, so lang sie leben! Es zerstieben
Sonst alle Güter, die ein Freund mag spenden;

Allein auf Demanttafeln eingeschrieben
Sind dort die Bitten, von der Engel Händen:
Die werden sie dort lesen und uns lieben.

Der Wagen des Elias.

Es spannt der Mensch an seinen Siegeswagen
Die Kräfte, die verborgen sonst geruht,
Um über Land und über Meeresfluth
Ihn mit des Windes Schnelligkeit zu tragen.

Doch schneller als er selbst ziehn seine Plagen,
In seiner eignen Brust tobt wilde Gluth;
Mit all' der Eil kann er das höchste Gut,
Kann er den Frieden Gottes nicht erjagen.

Elias Wagen! Wer wird dich bespannen
Mit Feuerrossen, die zum Himmel dringen,
Und zu dem Gut, das uns kein Wechsel raubt!

Was auch die Weisesten noch nicht ersannen
Und nie ersinnen werden, kann vollbringen
Die arme Kindeseinfalt, wenn sie glaubt.

An den Erlöser.

Die Bilder, die im Innern sich entfalten,
Die vielfach mit einander sich verweben,
Sie sind ein Abdruck nur vom äußern Leben,
Und von der Welt vergänglichen Gestalten.

Oft herrschen sie als zwingende Gewalten,
Die uns mit Angst erfüllen und mit Beben,
Und die auf unsern Wink nicht mehr entschweben,
In starrer Nähe vor uns festgehalten.

O möchte dies Getümmel doch mir schwinden!
O daß Ein Bild der andern Schwarm vertriebe,
Und mich vor ihnen ließe Ruhe finden!

Und daß, die ganze Seele mir mit Liebe
In ihren tiefsten Tiefen zu entzünden,
Dein Bild, o Jesu, einzig in mir bliebe!

Schwanengesang.

Auf diesen Wassern hab' ich lang geschwommen;
Gezogen hab' ich meine weiten Kreise;
Doch jetzt bin ich zum Ziele meiner Reise,
Zum Ende meiner Lebensbahn gekommen.

Des Abends Purpur ist schon ausgeglommen,
Des Abends Lüfte flüstern sanft und leise:
Du wirst, verlassend die gewohnten Gleise,
Nun bald in höh're Sphären aufgenommen.

Wohl Dir, o Schwan! Die letzte deiner Stunden,
Wenn deines Herzens Ahndung nicht gelogen,
Wird ungewohnter Feierklang verschönen.

Des Retters Namen, welchen Du gefunden,
Wirst Du, versinkend in des Todes Wogen,
Noch mit dem letzten Athemzuge tönen!

Der Weg zum Himmel.

Canzone.

Ich stand am Fenster, da der Morgen graute,
Und sah, indem ich auf den Nebel blickte,
Manch' ernst Gesicht an mir vorübergehen.
In einem Garten, den zuerst ich schaute,
Den rings die Pracht der schönsten Blumen schmückte,
Sah ich ein Kind, holdselig lächelnd, stehen.
Der Morgenlüfte Wehen
Umspielte seine Wangen
Und seine goldnen Locken;
Und feierlich erklangen
Der nahen Kirche Glocken,
Es tönten durch die Luft der Christen Lieder;
Und betend sank das Kind im Grase nieder.

Drauf zeigte dieses Kind sich meinen Blicken,
Ein Jüngling nun; begleitet von zwei Frauen,
Ging er einher durch blühende Gefilde.
Die Eine, links, ihn schmeichelnd zu berücken,
Ließ ihn in einem Zauberspiegel schauen
Der Weltlust eitle, trügliche Gebilde.
Die Andre, hoch und milde,
Ein Kreuz in ihren Händen,
Auf ihrem Haupte Sterne,
Ermahnt ihn sich zu wenden
Zur hohen Himmelsferne.
Doch diese schien vergeblich ihm zu winken,
Und unaufhaltsam folgt er der zur Linken.

Ich sah darauf, wie schwarze Wolken drangen
Aus einem wilden felsigen Geklüfte,
Und einem Schlunde, worin Feuer brannte.
Der Jüngling kam, und eilte voll Verlangen
Nach einem Bild, das schwebte durch die Lüfte,
Worin ich die zur Linken bald erkannte.

Und da zum Schlund er wandte
Die ungestümen Schritte,
Wie ihn sein Wahnsinn führte,
Und mit dem irren Tritte
Den Abhang schon berührte:
Sieh! da erschien die andre der Gestalten,
Um noch im Fall ihn rettend festzuhalten.

Das Kreuz des Herrn sah ich nun aufgerichtet
In einer öden menschenleeren Wüste,
Und ringsum die Natur im stummen Harme;
Den Jüngling aber ganz von Schmerz vernichtet,
Der weinend oft des Heilands Füße küßte,
Ihn bittend, daß er seiner sich erbarme.
Da hob der Herr die Arme,
Vom Kreuze sie befreiend;
Zu neuem Geistesleben
Ihn heil'gend und ihn weihend
Ließ er auf ihm sie schweben;
Und Tropfen Bluts, die aus den Wunden drangen,
Zerflossen auf des Jünglings Stirn und Wangen.

Und siehe! plötzlich kam daher gestürmet
Ein Höllen=Heer, auf rauschendem Gefieder,
Daß es ihm Unheil und Verderben brächte.
Gerüstet ward auch er zum Kampf; beschirmet
Durch Helm und Harnisch wurden seine Glieder,
Mit einem Schwert bewaffnet ward die Rechte.
Die finstern Höllenmächte
Erhoben ihre Waffen
Zu furchtbar mächt'gen Streichen;
Doch ihn ließ nicht erschlaffen,
Noch ihrem Grimme weichen
Der, welcher ihn zu diesem Kampf gesendet,
Und der ihn stärkte, bis er ihn vollendet.

Und als er ihn vollendet, war gekommen
Der Abend, der nach glüh'n'der Tagesschwüle
Mit seinem Thau die heißen Felder tränket.
Da ward ihm Helm und Harnisch abgenommen,

Und daß er möchte schlafen in der Kühle,
Ward in ein tiefes Bett er eingesenket.
Dort ward ihm Ruh' geschenket;
Und seinen Schlaf zu hüten
Ward über ihn gezogen
Von Blättern und von Blüthen
Ein duftend grüner Bogen.
Nun trat der Mond aus seiner Wolkenhülle,
Und schien herab in wehmuthsvoller Stille.

Und sieh! da war das erste der Gesichte,
Der Garten, noch einmal zurückgekehret,
Nur daß ihn jetzo Himmelsglanz verschönte.
Umflossen von dem ew'gen Morgenlichte,
Stand dort ein Sel'ger, herrlich und verkläret,
Deß Haupt ein Diadem von Strahlen krönte.
Wie Meeresbrausen tönte
Gesang von tausend Zungen.
Es riefen Himmelschöre:
Ihm, der den Tod bezwungen,
Dem Heiland sei die Ehre!
Und knieend, wie zu Anfang so am Ende,
Erhob der Sel'ge dankend seine Hände.

Geh' hin, o Lied, und frage
Die Hörer alle: Hat, der mich gedichtet,
Euch nicht vom Weg zum Himmel treu berichtet?

Die heilige Dichtkunst.

Im Strom der Zeiten gingst du uns verloren,
O Dichtkunst, die das Herz zum Himmel trägt;
Die auf Judäas Fluren einst geboren,
In Zions Heiligthume ward gepflegt;
Die sich der Herr zur Dienerin erkoren,
Und der die hohe Pflicht ward auferlegt,
Des Herzens tiefstes Sehnen zu entfalten,
Das Himmelreich in Tönen zu gestalten.

Wenn David, nieder in den Staub gesunken,
Den Schmerz der tiefen Buße weinend sang;
Jesaias, von Gottes Anschaun trunken,
Sich majestätisch auf zum Himmel schwang;
Wenn Gluth der Andacht, in unzähl'gen Funken,
Aus Assaph's flammenden Gesängen drang:
Dann tönten laut von Berg zu Berg die Psalmen,
Und ihre Gipfel neigten still die Palmen.

Statt jener Harfen hört man jetzt erklingen
Geübter Dichter kunstvoll Saitenspiel.
In Reimen, die sich mannichfach verschlingen,
Sieht man des Erdenlebens bunt Gewühl.
Auch in des Geistes Tiefen einzudringen,
Ist mancher edlen Geister würdig Ziel;
Allein es fehlt, beim süßen Klang der Töne
Der heil'gen Dichtung Gottgeweih'te Schöne!

Wann wird er sich aus dieser Schaar erheben,
Der heil'ge Dichter, in des Geistes Kraft,
Der, voll von einem Gotterzeugten Leben,
Ein neues Leben in den Hörern schafft;
Dem zu dem Blick des Sehers ward gegeben
Der kunstgewandten Rede Meisterschaft;
Und den der nie erworbne Ruhm wird schmücken,
Das höchste Schaun vollkommen auszudrücken?

In schlafloser Nacht.

Worauf soll ich die Gedanken lenken,
Schlaf zu finden in der langen Nacht?
Auf der heimathlichen Fluren Pracht,
Wenn sich goldne Strahlen darauf senken?

Schön ist dies; doch Schönres mir zu denken
Weiß ich: ehlich Glück, von Treu' bewacht;
Kinder bei der heil'gen Nacht Geschenken;
Gute Menschen, denen Freude lacht.

Doch am Schönsten ist dies: In den Räumen
Der Stadt Gottes, unter Palmenbäumen,
Weiß die Kleider, und das Haar wie Gold,

Wandelt eine sel'ge Schaar, in süßen
Reden, während unter ihren Füßen
Sonne, Mond und Sternenhimmel rollt.

Wie beruhigt mich dies Bild so hold!
Mit ihm schließ' ich meine Augenlieder.
Kehr' es, wenn ich sterben soll, einst wieder!

Des Kranken Frühlingsfeier.

Den Frühling hab' ich schöner nie gesehen,
Nie frischer Grün, und hellern Sonnenschein;
Und Eins muß seinen Werth für mich erhöhen:
Ich fühl' es wohl, es wird der letzte seyn;

Der letzte, der auf Erden mir enthüllet
Der Bäum' und Blumen Sonnumglänzte Pracht.
Wenn seinen Kreislauf dieses Jahr erfüllet,
Dann decket mich des tiefen Grabes Nacht.

Blüh'n dann die Blumen wieder und die Bäume,
Spielt durch die Wipfel dieses Sonnenlicht,
Dann werdet Ihr durchwandeln diese Räume,
Doch mich in Eurer Mitte seht ihr nicht.

Und wenn ich ruh' in meinem tiefen Bette,
Ist Einer wohl, der meiner noch gedenkt,
Der meiner bald vergess'nen Ruhestätte
Vom Raub des Frühlings eine Blume schenkt?

Wohl fließen mir aus meinen Augen Thränen,
Doch solche nicht, wie sie die Trauer weint;
Nein, wie sie reich entquillen unserm Sehnen,
Wenn nahend die Erfüllung ihm erscheint.

Ist dieser Frühling, der die Erde krönet,
Der sie mit Blüthenkränzen rings umzieht,
Mit Nachtigallen-Chören rings umtönet —
Ist er der einz'ge Frühling, der uns blüht?

Blüh't nicht ein Frühling in des Himmels Auen,
Den nie der Sonne heißer Strahl versengt;
Den stets der Gnade Wolken mild bethauen,
Die zu den Blüthen Lebensfrüchte schenkt?

Ist Er nicht dort, den auch hienieden findet
Ein treues Herz, das Seiner nie vergißt;
Doch der uns dort mit höh'rer Lieb' entzündet,
Weil er dem Aug' sich zeiget, wie er ist?

Von ihm, von ihm hat mir auch jetzt gesungen
Der Vögel Chor ein wunderbares Lied;
Des Frühlings Wehn ist in mein Herz gedrungen
Mit einem Sehnen, das mich aufwärts zieht.

Auch dort wird meine Lieb' euch stets umfangen,
Ihr Lieben, dort, vor seinem Angesicht;
Und wieder euch zu sehn wird mich verlangen,
Ihr mögt nun mein gedenken, oder nicht.

Nähe des Unsichtbaren.

In der Nacht, von Finsterniß umfangen,
Hab' ich oft an Deinem Grab gewacht;
Dich zu sehen war mein heiß Verlangen,
Doch vergeblich harrt ich in der Nacht.

Jetzo herrscht des Mittags tiefe Stille;
Jetzt erscheine! Heller als sein Licht
Glänzest Du in Deiner Strahlenhülle!
Doch auch jetzt erscheinest Du mir nicht.

„Nicht am Tage, nicht in finstern Stunden,
Wird dein irdisch Auge je mich sehn.
Aber bist du wahrhaft mir verbunden,
Werd' ich dennoch dir zur Seite stehn."

„Wir, die wir im Schooße Gottes leben,
Sind wie Er, dem äußern Sinn entrückt.
Ward das geist'ge Schauen Dir gegeben,
Hast du ihn, und hast auch mich erblickt."

Epheu und Eisengitter.

Ungleich sind die zwei Genossen!
Epheu mit den grünen Sprossen,
Hält das Gitter rings umschlossen,
Das von Eisen fest geschmiedet,
Diesen theuren Ort umfriedet,
Wo einst ruhn soll meine Hülle,
Mit der ihrigen vereint.

Mag der Tod sich wie das Eisen
Unerbittlich streng erweisen,
Giebt es doch ihn zu umkreisen,
Ihn allseitig zu umranken,
Immer grünende Gedanken,
Unter deren Lebensfülle
Seine Strenge nicht erscheint.

Mein Vater.

Wie so freundlich, in der Felder Mitten,
Wo der Frühling Blüthenkränze webt,
Dieses Dorf mit den bescheid'nen Hütten
Und dem alten Thurme sich erhebt!

Sonntag ist es, und vom Thurme klingen
Töne durch des Morgenhimmels Blau,
Die weit über Berg' und Thäler dringen,
Und ersterben auf der fernen Au.

Sonst, wenn diese Glockentöne klangen,
Trat auch Er aus seines Hauses Thür;
Zu dem Gotteshaus kam er gegangen,
Weiße Locken seines Hauptes Zier;

Predigte, von heil'ger Gluth entflammet,
Herz und Augen frommer Rührung voll,
Gottes Wort, das von dem Himmel stammet,
Und das rein aus seinem Munde quoll.

Jetzt auch ist versammelt die Gemeine,
Jetzt auch tönt zur Orgel der Gesang,
Doch in dieses Morgens hellem Scheine,
Wandelt nicht er den gewohnten Gang.

Um das Wort zu lehren, um zu beten,
Sieht die andachtsvolle Schaar ihn nicht
Auf die Kanzel, vor den Altar treten,
Mit dem würdevollen Angesicht.

Längst in ihren Ohren schon verklungen
Seiner Stimme seelenvoller Laut,
Der in ihre Herzen sonst gedrungen,
Und sie mild getröstet und erbaut.

Wenn die Glockentöne sich verbreiten,
Säuselnd durch die reine Morgenluft,
So verklingt jetzt wehmuthsvoll das Läuten
Ueber seiner moosbedeckten Gruft.

Wohl ihm, denn er wohnt im ew'gen Lichte,
Welches nie in Dunkel untergeht!
Und vor seines Heilands Angesichte,
Denkt er seiner Kinder im Gebet.

Erwartung.

Tragt mir meinen Sessel draußen,
In den Mondschein, vor die Thür;
Draußen will ich sie erwarten,
Nicht im dumpfen Zimmer hier.

Will erwarten meine Tochter,
Welche kommt, viel Meilen weit,
Ihren Vater zu besuchen,
In des Dorfes Einsamkeit.

Heut versprach sie mir zu kommen,
Heut bei Tage, vor der Nacht;
Doch es kommt ja, wer da reiset,
Nie so früh als er gedacht.

Schön mag es wohl seyn zu reisen
Jetzt im hellen Mondenlicht;
Denn der Mond scheint wie die Sonne,
Leuchtet nur und brennet nicht.

Durch die dichtbelaubte Linde,
Wo ich sitze, fällt sein Strahl;
Und da liegt die weite Landschaft,
Ganz enthüllt mit Berg und Thal.

Unter Paradieses Lauben,
Wo die Gnadensonne scheint,
Sitz' ich bald mit ihrer Mutter,
Die schon droben wohnt, vereint...

— Horch, ein Rollen! Nein, ich irrte;
Still ist alles rings umher.
Liebt man den, den man erwartet,
Wird das Warten doch so schwer! —

Wohn' ich dort, mit ihr vereinet,
Durch des Himmels Gnad' und Huld,
Warten wir auf unsre Kinder
Wohl nicht sonder Ungeduld.

Und wir sagen: Jener Sel'ge,
Der uns dort entgegenwallt,
Hat er nicht des Sohn's, der Tochter
Unvergeßliche Gestalt? —

Aber diesmal ist sie's wirklich;
Diesmal muß ihr Wagen nah'n!
Auch des Hauses treuer Wächter
Hebt ein freudig Bellen an.

Ja, sie ist es! Nah und näher!
Herr, nimm an des Dankes Zoll
Vom beglückten alten Vater,
Der sein Kind umarmen soll.

An mein Herz, geliebte Tochter!
Ist vollendet Eure Bahn,
Werden Dich und Deinen Bruder
Wir im Himmel so empfahn.

Preuße und Franke.

1813.

Preuße.

Schön war unser Tod im Schlachtgewühle,
Schöner fängt ein neues Leben an;
Komm mit mir, mein himmlischer Gespiele,
Laß uns wandeln diese Sternenbahn.
Sprich, wo fochtest Du in diesem Streite?
Denn Dein Antlitz ist mir unbekannt.
Standest Du auf uns'rer deutschen Seite,
Oder sandte Dich des Feindes Land?

Franke.

Dort, wo unter Hügeln voller Reben,
Silbern rollet der Durance Fluth,
Dort erwacht' ich zu dem frohen Leben,
Und auf deutschem Boden floß mein Blut!

Dort sind meine Eltern, meine Lieben,
Dort der Acker, den ich gern gebaut;
Doch Tyrannenmacht hat mich getrieben
Aus der Heimath, von der süßen Braut.

Unmuthsvoll ergriff ich Wehr und Waffen,
Hüllte mich in kriegerische Zier,
Ging ein Sclave unter tausend Sclaven,
Festen Muths, doch ohne Kampfbegier.
Denn wir kennen nicht das Heldenfeuer,
Von Begeist'rung herrlich angefacht;
Mit Gewalt treibt uns ein Ungeheuer,
Und wir folgen seiner finst'ren Macht.

Unser Geist, im Irdischen begraben,
Schauet nie der Wahrheit Himmelslicht;
Selbst die Kirche spendet ihrer Gaben
Reichen Segen, Frankreichs Kriegern nicht.
Keine Stimme tönt in unsern Heeren,
Die das Herz von Sündenlast befreit;
Nimmer wird an heiligen Altären
Uns das hohe Sacrament geweiht.

Gehn wir muthig gleich im Schlachtgetümmel
Der Gefahr entgegen, die uns droht,
Ist doch unserm Herzen fern der Himmel,
Ist doch trüb', unselig unser Tod.
Gladiatoren sind wir, stumm ergeben
Einer eisernen Nothwendigkeit;
Christen nicht, die froh der Erd' entschweben,
Wenn der Todesengel es gebeut.

Bitter, unfreiwillig war mein Scheiden,
Als ich meine dunkle Hülle ließ,
Von der Liebe, von der Ehre Freuden,
Die mir trügerisch die Welt verhieß.
Selbst indem der Geist sich aufwärts schwinget,
Fühlt er noch, daß ihn die Erde hält;
Und er weiß nicht, da er schmerzlich ringet,
Ob er sich erhebet, oder fällt.

Preuße.

Er erhebt sich — gehn zur Himmelswohnung
Glaube nur und Hoffnung ihm voran;
Glaube, daß statt Strafen er Belohnung,
Statt der Schmerzen, Freuden hoffen kann.
Meine Blicke sehn den Himmel offen,
Froh erheb' ich mich mit kühnem Schwung,
Und mir ist, bei meinem frommen Hoffen,
Süßes Labsal die Erinnerung.

Ja, zu euch, des Vaterlandes Fluren,
Senkt aus diesen Höhen sich mein Blick,
Und er schaut, in immer theuren Spuren,
Meiner Jugend unschuldsvolles Glück.
Schöner doch beginnt in diesen Sphären,
Herrlicher, des Lebens neuer Lauf;
Und bald führt, mit mir sie zu verklären,
Alle meine Theuren Gott herauf!

Nicht betrogen hat Dich Dein Vertrauen,
König, an dem Tage der Gefahr;
Kaum erscholl Dein Ruf durch Preußens Auen,
Stand bewaffnet Deiner Söhne Schaar.
Schnell verschwunden, so wie nicht'ge Schäume,
Vor dem neuen, herrlichen Beruf,
Waren alle jugendliche Träume,
Die ein glückverlangend Herz sich schuf.

Bei dem Scheiden flossen keine Zähren,
Wie sie Schmerz und bange Trauer kennt;
Thränen wohl, wie sie den Blick verklären,
Wenn die Andacht in dem Herzen brennt.
Von der Ehre blutbesprützten Wegen
Mahnte nicht den Sohn die Mutter ab;
Und der Vater, gab er seinen Segen,
Fühlte, daß er ihn bewundernd gab.

Frohen Muthes wogten uns're Züge
Nun das grüne Frühlingsfeld entlang;
Während zum Gefecht, zum Kampf, zum Siege
Lockend, rufend unser Horn erklang.

Aber kam die abendliche Stille,
Und wir standen einsam auf der Wacht,
Und es traten aus der nächt'gen Hülle
Mond und Sterne vor in ihrer Pracht:

Dann erhob sich unser Auge dreister
In die unsichtbare Welt zu schau'n,
In das ewig nahe Reich der Geister,
In die lichtumkränzten sel'gen Au'n.
Da entflohen alle Erdensorgen
Vor des Glaubens hoher Freudigkeit:
„Herr, du rufest heut nun oder morgen,
Immer sind zu folgen wir bereit."

Auf dem Feld erheben sich Altäre,
Und das Lager wird zum Heiligthum.
Tiefe Demuth vor dem Gott der Heere
Krönet uns'res Königs Heldenruhm.
Mit dem Ew'gen schließt die tapf're Menge
Froh des Sacramentes festen Bund,
Und der Kirche heilige Gesänge
Klingen schöner aus der Krieger Mund.

Donner der Kanonen gab das Zeichen
Zu der ersten lang' ersehnten Schlacht.
Durch des Feindes Reihen, über Leichen,
Ward von den Gefährten Bahn gemacht.
Plötzlich schlägt ein Blei mir Todeswunden,
Daß der Leib zur Erde niedersinkt,
Weil der Geist, vom Irdischen entbunden,
Leichten Fluges sich zum Himmel schwingt.

Dort liegst Du mit Tausenden vereinet,
Bleiche Hülle, auf dem Todesfeld;
Du, auf welche keine Schwester weinet,
Keines grauen Vaters Thräne fällt.
Doch der Himmel hüllet sich in Trauer,
Träufelt auf Dich Thränen milden Thau's,
Und er wäscht durch seine Regenschauer
Deine offnen Todeswunden aus.

Nicht in eine abgeschied'ne Stätte,
Die im Mutterboden Dich empfängt,
Nur in ein gemeinsam weites Bette
Wirst mit vielen Tapfern Du gesenkt.
Doch Dir folget durch der Schöpfung Kreise
Gottes Auge, das im Dunklen späht,
Und erneuen, wunderbarer Weise,
Wird er Dich, wenn alles Fleisch ersteht.

Doch neues Licht wogt durch des Himmels Räume,
Wie tausend Regenbogen strahlt der Glanz;
Schon winken uns des Paradieses Bäume,
Und auf mein Haupt senkt sich ein Palmenkranz.
Erfüllt sind meine kindlich=frommen Träume,
Des Himmels Seligkeit empfind' ich ganz,
Auf neue Wonne folgt ein neu Entzücken:
Der mich erlöset, zeigt sich meinen Blicken.

Ihn seh' ich, der auf irdischem Gefilde,
Als Gott und Mensch gewandelt und gelehrt.
Wie ihn mein Geist, im selbstgeschaff'nen Bilde,
Von früher Kindheit andachtsvoll verehrt.
Zu Gottes Rechten thront des Sohnes Milde,
Von seines Vaters Majestät verklärt.
An ihn hab' ich im harten Kampf geglaubet;
Er giebt die Freude mir, die Niemand raubet!

Ihr schwinget um mich purpurrothe Fahnen,
Ihr, die der Herr zu Streitern sich erkor,
Die muthig kämpfend, auf des Glaubens Bahnen,
Wie ich, gelangtet zu des Himmels Thor.
Ihr Märtyrer, ihr meine geist'gen Ahnen,
Mit Freudenruf grüßt ihr mein staunend Ohr.
In eure Schaaren bin ich aufgenommen,
Und lebe mit den Tapfern und den Frommen.

Franke.

Der Zukunft Dunkel schwindet meinen Blicken,
Der Völker Schicksal ist dem Aug' entrollt;
Die Preußen gehn aus schweren Mißgeschicken
Hervor, geläutert wie ein reines Gold.
Der Freiheit Segen wird sie schön beglücken,
Der Freiheit, die ihr fester Sinn gewollt.
Gott selber hat für Deutschland sich entschieden;
Es kämpft, es siegt, und giebt der Welt den Frieden!

Die Pfaueninsel.

1821.

Der Fremdling selbst, der niemals Dich gesehen,
Dem nie, o König, Du genaht,
Er müßte doch Dich und Dein Herz verstehen,
Wenn er nur diesen Strand betrat.

Denn hier verlebst Du ländlich frohe Stunden,
Fern vom Gepränge Deiner Macht;
Hier blieb allein, da aller Glanz verschwunden,
Der Palmen und der Rosen Pracht.

Hier blüh'n die schönsten, seligsten der Freuden,
In Deiner Kinder Kreise, Dir!
Du darfst um sie den Bürger nicht beneiden;
Dein häuslich Glück beneiden wir.

Hier war es, hier, im Schatten dieser Bäume,
Wo heimgekehrt zum Vaterland,
Die ält'ste Tochter, ihrer Kindheit Träume
Und frohe Spiele wiederfand.

Und Sie, die in dem himmlischen Gefilde
Längst weilet, selig und verklärt,
Umgiebt Euch hier mit ihrem holden Bilde,
Das Eure fromme Sehnsucht nährt.

O wenn Du schaust auf diesen Wasserspiegel,
Der manches heit're Segel trägt,
Und auf dies Ufer, wo ein bunt Geflügel
Sich in der Bäume Schatten regt:

Gedenkst Du wohl, im ländlich frohen Sitze,
Daß einst, in sturmbewegter Welt,
Du standest unter donnerndem Geschütze,
O König, auf des Kampfes Feld?

Denkst Du, wie in verhängnißvollen Tagen,
Dein Herz so fest und unbewegt,
Der Königssorge schwere Last getragen,
Wie es jetzt Ruhm und Glück erträgt;

Wie Du bei Kulm den Kriegeslauf gewendet,
Wofür Europa laut Dich pries,
Und wie Du Deine Siegerbahn vollendet,
In den Gefilden von Paris?

Du denkst es wohl, um Gott dafür zu preisen,
Nicht um Dich Deines Werths zu freu'n.
Was Du nicht thust, soll Dir Dein Volk erweisen,
Dein Lob soll uns're Freude seyn.

Ja, wenn sich hier der Bäume Wipfel regen,
Vom linden Abendhauch durchweht,
So sage Dir, daß Dir des Himmels Segen
Von tausend Herzen wird erfleht!

Am 9. Junius 1840.

I.

Wer ist es, die im Trauerflor erscheinet,
Nach vielen schweren, nächtlich bangen Stunden,
Wo sie der Tochter Schmerzen hat empfunden,
Die des geliebten Vaters Tod beweinet?

Sie redet; und wie sie das Höchste meinet,
So hat sie stets das wahrste Wort gefunden.
Geist und Gefühl sind in ihr schön verbunden;
Und mit Natur hat Gnade sich geeinet.

Zum Himmel ist ihr holder Blick gekehret;
Im Himmel weilt ihr glaubensvoller Sinn;
Von Himmelsabglanz ist sie selbst verkläret.

Wer reißt zu der Begeisterung dich hin?
Wer wird von dir so innig tief verehret?
Wer ist es? Es ist Preußens Königin.

II.

Mit tiefer Rührung hörten wir die Kunde,
Wie unser König schloß sein frommes Leben.
Bald Furcht, bald Hoffnung ließ die Theuren beben,
Die ihn umgaben in der ernsten Stunde.

Da naht Sie ihm, und fleht mit holdem Munde:
Er wolle seine Hand auf sie erheben,
Durch seinen Segen Trost den Kindern geben,
Und Balsam gießen in des Herzens Wunde.

Er hört es, und erfüllet ihr Verlangen.
Da kam herab der Gnade milder Regen,
Und stillte sanft der Scheidestunde Bangen.

Die theure Königin wird auf uns legen,
Was sie von dem Verklärten hat empfangen:
Du Hochgesegnete, bist uns ein Segen!

III.

Den höchsten Preis, den Demuth soll erlangen,
Will Gott nicht stets hienieden ihr gewähren;
Anstatt vom Schmuck des Ruhmes und der Ehren,
Ist oft ihr Haupt von Dornen nur umfangen.

Wenn einst des Lebens eitler Schein vergangen,
Dann wird sie sich in ihrem Glanz verklären;
Dann wird sie, in des Himmels Engelchören,
Mit ihrer Strahlenkrone herrlich prangen.

Doch wenn Gott schon auf Erden sie beglücket
Mit einem Abglanz von dem ew'gen Lohne,
Wer fühlt dann nicht auf's Tiefste sich entzücket!

Dies sehen wir auf Preußens Königsthrone,
Seitdem Sie ihn nach Gottes Willen schmücket:
Hier trägt die Demuth jetzt schon ihre Krone.

Der dreizehnte November.

Soll dieser Tag, für uns ein Tag der Freuden,
Wo Du, ein heller Stern bist aufgegangen,
Um diesem Volke herrlich einst zu prangen —
Soll er fortan sich Dir in Trauer kleiden?

Zwar wird er Dir ein Tag der bittern Leiden,
Wo Schmerzen tief Dein liebend Herz durchdrangen,
Weil heut, wo Du zu leben angefangen,
Die Mutter aus dem Leben mußte scheiden.

Allein sie wandelt in der Sel'gen Schaar,
Zum Anschaun des Erlösers auserkoren,
So daß ihr Tod, Geburt zum Leben war.

Hat denn der Tag von seinem Glanz verloren,
Weil sie, die heut der Erde Dich gebar,
Heut selber für den Himmel ward geboren?

Der sechs und zwanzigste Julius.

1844.

I.

Der Du segensreiche Pfade
Stets der Preußen Volk geführt;
Der Du es in Deiner Gnade
Hast mit Ehr' und Ruhm geziert:
Aus den sel'gen Himmelsschaaren
Hast, o Herr, Du uns ersehn,
Es zu schützen vor Gefahren
Durch ein unabläßig Flehn.

Wir, des Preußenvolkes Wächter,
Halten unsern Blick gewandt
Auf die wechselnden Geschlechter
In dem stets geliebten Land.
Und wenn drohend diesem Volke
Sich ein fernes Unheil zeigt,
Wird der Trübsal schwere Wolke
Bald durch unser Flehn verscheucht.

II.

Kein Wölkchen erscheinet,
Der Himmel ist blau;
Es reifen die Saaten,
Es grünet die Au;
Es wandeln die Menschen
In Frieden und Glück,
Und heben zum Himmel
Den dankenden Blick.

Dem Land ward vom Höchsten
Ein König geschenkt,
Der fromm seines Gottes
Und Heilands gedenkt;
Der liebend der Liebe
Des Volkes vertraut,
Und auf dem Vergangnen
Die Zukunft erbaut.

Und ihm steht zur Seite
Die Königin mild,
Von himmlischer Güte
Ein rührendes Bild.
Ihr Auge voll Klarheit
Blickt spähend umher:
Die bittersten Thränen,
Sie fließen nicht mehr.

III.

Doch sehet! An des Horizontes Rand
Zieht plötzlich sich ein schwarz Gewölk zusammen!
Aus jenem finstern Schlund ward es entsandt,
Woher der Haß, der Mord und das Verderben stammen.
Der alte Feind, in Finsterniß gebannt,
Gequälet durch des Abgrunds Racheflammen,
Wagt noch zu streiten gegen Gottes Hand;
In Fluch will er den Segen kehren,
Und was Gott selber pflanzte, frech zerstören.
Was kommen wird, es ist uns unbekannt,
Doch wissen wir, daß Unheil sich bereitet:
Will es der Herr, so wird es abgewandt!
Wohlan, ihr Wächter Preußens, streitet, streitet!
Die im Gebet ihr goldne Waffen schwingt,
Ermuntert euch zum Beten, fleht und singt!

IV.

Sie, die an des Gatten Seite
Jenes Landes Thron getheilt,
Ihm ein Trost im harten Streite,
Dann zum Himmel ist enteilt:
Da Gefahren jetzt bestürmen
Preußens Volk und Preußens Thron,
Sieh, o Herr, sie fleht, beschirmen
Wollst Du den geliebten Sohn!

V.

Er der auf dem Thron der Väter
Drei und vierzig Jahre lang
Saß als Deines Rechts Vertreter,
Und sich dann zum Himmel schwang:

Da Gefahren jetzt bestürmen
Preußens Volk und Preußens Thron,
Sieh, er fleht, o Herr, beschirmen
Wollst Du den geliebten Sohn.

VI.

Dieses Augenblickes Schwere
Hält der sel'gen Himmelschöre
Hosianna Ruf zurück.
Durch des Preußenvolkes Mitte
Geht mit unbemerktem Schritte
Ein entscheidendes Geschick.
Ob des Herrn gewaltge Rechte
Beugen wird die Höllenmächte;
Ob sein tiefer Rath dem Bösen
Jetzo will die Bande lösen:
Lehrt der nächste Augenblick!

VII.

Er hat es gelehrt; er hat es offenbart!
Der Herr hat bewahrt
Den König und die Königin: sie leben!
Mit seinem Schilde hat er sie umgeben:
Die Brust des Königs war der Kugel Ziel;
Allein sie fiel
Kraftlos zu seinen Füßen nieder.
Erwacht auf's Neu, ihr frohen Himmelslieder!

VIII.

Psalm 21, 1—8.

Herr, der König freuet sich in Deiner Kraft; und wie sehr fröhlich ist er über Deiner Hülfe! Du giebst ihm seines Herzens Wunsch, und weigerst nicht was sein Mund bittet. Denn Du überschüttest ihn mit gutem Segen, Du setzest eine güldne Krone auf sein Haupt. Er bittet Dich um's Leben; so giebst Du ihm langes Leben immer und ewiglich. Er hat große Ehre an Deiner Hülfe; Du legest Lob und Schmuck auf ihn. Denn Du setzest ihn zum Segen ewiglich, Du erfreuest ihn mit Freuden Deines Antlitzes. Denn der König hofft auf den Herrn, und wird durch die Güte des Höchsten fest bleiben.

IX.

Es tönt des Volkes Jubellied
Fern von der Ostsee Strande;
Es tönet fort, und es durchzieht
Des Königs treue Lande;
Es tönet fort mit frommer Gluth
Bis zu des alten Rheines Fluth,
Und zahllos bringen Chöre
Dem Höchsten Preis und Ehre.

X.

Hochberühmt ist Deine Treue,
Edles Volk, die Du auf's Neue
Deinem Herrscher kund gethan.
Mit dem König fest verbunden,
Hast Du einst den Sieg gefunden
Auf des Krieges blut'ger Bahn.

So vereint in allen Kämpfen,
Werden Volk und König dämpfen
Jedes Unheil, jeden Feind.
Und die Welt wird staunend sehen:
Preußens Volk und König stehen,
Und sie fallen nur vereint.

Die vier Freunde.

Es rauschte der Strom, und das Mondenlicht schien
Durch die Laube von blühenden Ranken.
Vier Jünglinge saßen dort unter dem Grün,
Versunken in Abschiedsgedanken.
Sie hatten in ihrer Frühlingszeit
Sich fest an einander geschlossen,
Und das bessere Glück, das die Jugend beut,
Mit reinem Herzen genossen.

Doch jetzt war die Stunde des Scheidens genaht,
Und sie löste die freundlichen Bande.
Ein Jeder sollte den eigenen Pfad
Nun wandeln im heimischen Lande.
Wohl ward von dem strengen Gebote der Pflicht
Besieget Verlangen und Sehnen;
Doch schlich von dem männlichen Angesicht
Sich etwas herunter, wie Thränen.

Da sprach der Eine: Ihr Brüder, wohlan,
Laßt uns mit freudigem Muthe
Stets wandeln der Tugend, der Ehre Bahn,
Und suchen das Wahre, das Gute.
Laßt uns einander verpfänden das Wort:
Wenn der Sonne Strahlen uns scheinen,
Soll dieser Tag uns so wie dieser Ort
Nach vierzig Jahren vereinen.

Und haben wir dann uns wieder vereint
Nach so vielen verflossenen Jahren,
Dann möge den Freunden erzählen der Freund,
Was er gethan und erfahren.
Er sprach's, und herab kam ihnen in's Herz
Die Hoffnung, mit seligem Frieden.
Sie hoben die Augen nun himmelwärts,
Und gaben das Wort sich, und schieden.

Die frohe Hoffnung betrog sie nicht.
Als vierzig Jahre verflossen,
Da lebten noch die in dem Sonnenlicht,
Die damals das Bündniß geschlossen.
Und alle, der alten Freundschaft treu,
Und treu dem gegebenen Worte,
Sie eilten zum nämlichen Tage herbei,
Und sah'n sich am nämlichen Orte.

Und es rauschte der Strom, und das Mondenlicht schien
Durch die Laube von blühenden Ranken.
Vier Männer saßen dort unter dem Grün,
Versunken in ernste Gedanken.

Vier blühende Jünglinge waren zuletzt
Hier vereint im traulichen Kreise;
Die Jugend war längst entschwunden — und jetzt,
Jetzt sah'n sie sich wieder als Greise.

Und doch schien ihnen der Abschiedstag
Entfernt nur durch wenige Stunden;
Und die lange Zeit, die dazwischen lag,
Wie ein kurzer Traum, der entschwunden. —
Wohl ist, sprach der Eine, das Leben ein Traum,
Doch der Inhalt des Traumes ist wichtig.
Zum Handeln beut das Leben uns Raum,
Und das Handeln sei kraftvoll und tüchtig.

Woraus des Volkes Wohlfahrt erblüht,
Das hab' ich gesucht zu bewirken,
Im Ganzen des Staats ein lebendiges Glied,
In des Amtes geschloßnen Bezirken.
Ich habe bei Tag und bei Nacht durchwühlt
Der Schriften unendliche Menge,
Und nie der Ehrsucht Spiele gespielt,
In der Leidenschaften Gedränge.

Und weil ich immer das Gute gewollt,
Und niemals vermieden das Schwerste,
So wird mir ein glänzender Lohn gezollt:
Ich bin nach dem König der Erste.
Durch mich wird in Frieden das Feld gebaut,
Es grünet und blüht das Gefilde;
Von Segen sind ringsum die Hütten bethaut,
Denn Gerechtigkeit herrschet und Milde.

Der Zweite sprach: Die streitende Welt
Hat auch mich in die Kämpfe gezogen,
Wo furchtbar wird auf ehernem Feld
Der Völker Schicksal gewogen.
Ich folgte gern auf der blutigen Bahn
Der Drommete mächtigem Rufen,
Und stieg mit Blitzesschnelle hinan
Zu des Dienstes obersten Stufen.

Da hab' ich, zum Führer der Schaaren erhöht,
Der Könige Schlachten geschlagen,
Und habe die Reihen des Feindes gemäht
Mit des Krieges donnerndem Wagen.
Da ward mir von allen Zungen der Preis,
Der mit mächtigen Thaten sich gattet,
Und meine Stirne kühlet das Reis,
Das Heldenstirnen umschattet.

Der Dritte sprach: Ich folgte dem Wink
Des Geistes, ihn selbst zu durchdringen,
Zu suchen den höchsten Gedankenring,
Womit sich die andern verschlingen;
Zu suchen, was jedes Dunkel erhellt,
Was alle Räthsel kann lösen,
Das Räthsel von Gott, von dem Ich und der Welt,
Von dem Guten so wie von dem Bösen.

Und als ich gefunden den tiefsten Grund,
Worauf das All sich erbauet,
Da that ich begierigen Hörern kund,
Was ich im Geiste geschauet.
Die Menge, der ich Erkenntniß gab,
Verehrt und bewundert den Meister;
So führ' ich des Genius Herrscherstab,
Ein König im Reiche der Geister.

Der Vierte sprach: Mir ist das Gerücht
Von eurem Wirken erklungen.
Auch ich ging auf den Pfaden der Pflicht,
Und redlich hab' ich gerungen.
Doch fern blieb mir Alles was herrlich und groß,
Fern blieben mir Ehren und Würden;
Mir fiel nur ein armes und niedriges Loos,
Mit seinen Lasten und Bürden.

Doch wie ich einher ging in Trauer versenkt,
Durch Leid und begangene Fehle,
Da ward mir die köstlichste Gabe geschenkt,
Da fand ich den Freund meiner Seele;

Den Heiland, der um mich von Qual zu befrein,
Den Kelch des Leidens getrunken.
Ich glaubte — der ganze Himmel war mein,
Und die Erde war mir versunken.

So lieget ein Kleinod auf einsamem Feld,
In Schutt und Trümmern verborgen;
Da ziehen sie hin auf den Pfaden der Welt,
In ihren Entwürfen und Sorgen.
Zu finden das Kleinod ist Niemand bedacht,
Und den Weg dahin zu erkunden.
Doch siehe! da hat es, in finsterer Nacht,
Ein träumender Pilgrim gefunden.

Gefunden hab' ich das göttliche Licht,
Gefunden die ewige Wahrheit,
Die durch die Nächte des Irrthums bricht
Mit überschwänglicher Klarheit.
Gefunden hab' ich den mächtigen Schild,
Das Geschoß der Hölle zu dämpfen;
Und das Schwert, um auf geistigem Schlachtgefild
Mir Kronen des Sieg's zu erkämpfen.

Gefunden hab' ich die ewige Stadt,
Des göttlichen Königes Wohnung;
Und wenn sich mein Leben geendiget hat,
So wird mir des Glaubens Belohnung.
Ihr strahlt nur in irdischer Herrlichkeit:
O laßt, was ich bitte, mich hoffen,
Und übertrefft mich im Glauben so weit,
Wie ihr mich sonst übertroffen.

Hier sitzen wir jetzt in trautem Verein,
Bei des Mondes dämmernder Helle;
In uns're Gespräche tönet herein
Des Stromes rauschende Welle.
O möchten wir dort, in des Himmels Au'n,
Als des ewigen Heiles Genossen,
Des Sohnes freundliches Antlitz schau'n,
Von Strömen des Lebens umflossen! —

So sprach er, und Jeder von ihnen erwog
Die Worte mit tiefer Bewegung.
Unerforschlich durch die Gemüther zog
Des Geistes himmlische Regung.
Zuerst nahm der graue Krieger das Wort,
Und sprach mit erhobenen Händen:
Es wird mir zu mächtig, es reißet mich fort;
Ich will zu dem Heiland mich wenden.

Nicht ziemt es uns jetzt am Ende der Bahn,
Mit irdischem Ruhm uns zu brüsten;
Wir haben genug für die Erde gethan;
Jetzt laßt uns auch sterben als Christen! —
Führwahr, o Bruder, dein Rath ist gut;
Der Staatsmann sprach es erst leise;
Ich folg' ihm, sprach er mit fröhlichem Muth.
Zuletzt auch ergab sich der Weise.

Und es weinten die Vier aus Herzensgrund,
Und hielten lang' sich umschlungen,
Und segneten Alle den Freundschaftsbund,
Aus dem dies Heil war entsprungen.
Indessen war schon entwichen die Nacht
Mit der Sternlein erblassendem Chore;
Und das Morgenroth trat in Jugendpracht
Aus des Himmels flammendem Thore.

Das Fischermädchen auf dem See.

Sonntag, den — —

Nicht um Fische mir zu fangen,
Fahr' ich Sonntags auf dem See;
Nur zu stillen das Verlangen,
Das den Geist zieht in die Höh';
Nur zu folgen den Gedanken
Auf der Andacht heller Bahn,
Mag ich gern am Sonntag schwanken
Auf den Wellen, in dem Kahn.

Ringsum blühende Gefilde
Schließen dieses Wasser ein;
Und es ruht drauf warm und milde
Mütterlicher Sonnenschein.
Solche liebliche Gestade
Werden nicht vom Herrn verschmäht,
Und es weilt hier seine Gnade,
Wie am See Genesareth.

Wenn, die Jünger zu beschirmen,
Er das Wasser einst betrat;
Wenn er bei der Nächte Stürmen
Ging den wunderbaren Pfad;
Warum, bei des Tages Helle,
Bei der Sommerlüfte Weh'n,
Sollt' er auf der klaren Welle
Nicht auch mir zur Seite stehn?

Schwäne, die vorüber gleiten,
Ganz in Frieden und in Ruh',
Thun, als ob sie mein sich freuten,
Nicken mit dem Hals mir zu.
Möchten wir an unsern Brüdern
Freundlich so vorübergehn,
Ihren Friedensgruß erwiedern,
Und um Segen für sie flehn!

Doch schon tönen Abendglocken,
Das Gestirn des Tages sinkt;
Und, in seinen grauen Locken,
Steht der Vater dort und winkt.
Ja, ich kehre gern, und wende
Von der Fahrt zurück den Kahn.
Vater, nimm in Deine Hände
Mich am Ziele meiner Bahn!

Christus und Petrus auf dem Meere.

Als bei Nacht die Winde stürmten,
Und die Wellen in dem Meer
Sich wie hohe Berge thürmten:
Gingst Du auf der Fluth einher;
Durch die Schwere nicht gezogen
In den immer offnen Schlund,
Tratest Du auf flüss'ge Wogen
Wie auf sichern Felsengrund.

Doch wer will sich Dir gesellen;
Wer will in des Glaubens Drang
Auf den nie betretnen Wellen
Gehn den unerhörten Gang?
Petrus ist's! Emporgetragen,
Herr, durch Dein allmächtig Wort:
Komm zu mir! geht ohne Zagen
Er auf flüss'gem Boden fort.

Aber bald hat ihn erschüttert
Die Gefahr, die ihn umringt,
Daß er wanket, daß er zittert,
Daß er sinkt und tiefer sinkt.
Hilf mir, Herr! ist seine Bitte;
Und durch Deiner Liebe Macht
Hast Du aus der Fluthen Mitte
Schnell ihn in das Schiff gebracht.

Also aus des Schiffes Räumen
Trat ich oft, weil Du's erlaubt;
Oft auch folgend eitlen Träumen,
Die dem Geist das Licht geraubt.
Und mein Leben war ein Schreiten
Auf der wild empörten Fluth,
War ein schwach, ohnmächtig Streiten
Mit der finstern Mächte Wuth.

Ach! da hielt ich mich verloren,
Meinte, daß ins Wellengrab,
Zu des Todes dunkeln Thoren
Rettungslos ich sänk' hinab.
Zu der Hoffnung und der Freude
Sprach ich mit verstörtem Sinn:
Lange täuschtet ihr mich beyde;
Nebel seid ihr; fahret hin!

Ob ich immer zu Dir flehte,
Ob ich in des Geistes Kraft
Zu inbrünstigem Gebete
Immer mich emporgerafft —
Du, o Herr, Du mußt es wissen,
Du, dem Alles ist bekannt;
Ich weiß nur: der Noth entrissen
Hat mich immer Deine Hand.

Todesangst hab' ich empfunden,
Doch Du hast mich neu belebt.
Edle Güter sind entschwunden,
Bessern hab' ich nachgestrebt.
Immer hast Du mich beschirmet,
Daß der Sünd' und Trübsal Macht,
Nie, so sehr sie auch gestürmet,
Mir den Untergang gebracht.

Jetzo auch muß ich betreten
Einen sturmbewegten Pfad;
Doch ich thu' es mit Gebeten,
Und ich seufze früh und spat:
Herr, von Alters her mein Retter,
Komm auch jetzt mir beizustehn!
Laß in diesem neuen Wetter,
Laß mich nicht zu Grunde gehn!

Laß mich nicht zu Grunde gehen!
Darauf ist mein Wunsch beschränkt,
Der zu manchen eitlen Höhen
Früher sich emporgelenkt.

Rette, wie Du mich errettet,
Auch die Lieben, denen ich
Bin so festiglich verkettet;
Rette sie für mich und — Dich!

Diese Bitte, Herr, ich thue
Sie mit großer Zuversicht,
Denn das Land der ew'gen Ruhe
Liegt mir schon im Angesicht.
Was ich immer hab' erfahren,
Das gewähre mir auch heut;
Bald vor Angst und vor Gefahren
Ruh' ich dort in Sicherheit.

Der See im Walde.

Wie der See, vom Wald umgeben,
Gleich gedieg'nem Silber glänzt;
Wie sich Hügel rings erheben,
Die ein hoher Eichwald kränzt!
Wie in seinen feuchten Spiegeln,
Mit den Wäldern und den Hügeln
Der entwölkte Himmel ruht;
Und sich an des Ufers Kieseln
Brechen mit gelindem Rieseln
Wellen der durchsicht'gen Fluth!

Wie ist hier in Waldes Mitten
Dieser stille Ort versteckt,
Unbesucht von Menschentritten,
Und von keinem Aug' entdeckt!
Einsam ruht er und verborgen,
Wenn mit rothem Strahl der Morgen
Dieser Eichen Wipfel grüßt;
Und kein Aug' hat ihn gesehen,
Wenn der Abend diese Höhen
In die Schattenarme schließt.

Dieses Gras ist nicht gebogen
Von des irren Wandrers Gang.
Kommt ein ferner Ton geflogen,
So verhallet hier der Klang.
Was auf diesen Wiesen schwirret,
Ist die Biene, die verirret,
Ihren Heimathsweg verlor;
Und was im Gebüsche rauschet,
Ist ein Reh nur, welches lauschet
Aus der Waldesnacht hervor.

Doch die einsam wilden Hügel
Und die Waldesnacht durchweht
Gottes Geist mit lindem Flügel
Und in stiller Majestät.
Alles bleibt von ihm durchdrungen,
Was zu Anfang ist entsprungen
Seinem schöpferischen Ruf;
Und was keine Blicke spähen,
Das durchschaut er ungesehen,
So wie er's allmächtig schuf.

An des Raumes fernster Grenze,
Der nicht Maaß noch Zahl entspricht,
Blickt er auf die Sternenkränze,
Die er sich zur Ehre flicht.
In der Erde tiefem Dunkel
Schaut er des Rubins Gefunkel,
Hört er, wie der Abgrund klingt;
Und auf nie betret'nen Fluren
Folgt er allen Kreaturen,
Wenn die Wüste sie verschlingt.

Und ein hohes Selbstgefallen
Wohnet in dem ew'gen Geist,
Wenn auch keines Wesens Lallen
Seinen Schöpfer dankend preist.
Auf der Weisheit ew'ger Wage
Wägt er Alles, wie am Tage,

Wo vom Schaffen er geruht;
Und der Heilige, der Weise,
Wiederholt sich selbst zum Preise:
Alles was ich schuf, ist gut.

Der Mutter Weihnachtsfeier.

Es war herangekommen das schöne Weihnachtsfest,
Das aller Christen Herzen stets höher schlagen läßt;
Die Kinder, die empfangen, sind froh zu dieser Zeit;
Die Eltern, welche schenken, sind höher noch erfreut.

Und da war eine Mutter, die hatte wohl bedacht,
Was sie den Kindern schenke zu der geweihten Nacht;
Bereitet lag schon alles; — doch nun erkrankt sie schwer;
Der Vater und die Kinder stehn weinend um sie her.

Doch als der heil'ge Abend nun freudenreich erschien,
Wo hell von vielen Lichtern die Weihnachtsbäume glüh'n:
Da sieht sie ihre Kinder mit Mutteraugen an;
So viele sind jetzt fröhlich; und ihr sollt nichts empfah'n?

Sie denkt's; und ihr Verlangen thut sie dem Gatten kund:
„Ich fühle mich schon besser; bald bin ich ganz gesund.
Die Kinder zu beschenken, wünscht ich nun aufzustehn."
Der Vater ist voll Hoffnung, und läßt es gern geschehn.

Schnell hat sie angeleget ein festliches Gewand;
Sie selbst will Alles ordnen mit ihrer eignen Hand.
Sie eilet nach dem Zimmer; vor der verschloßnen Thür
Stehn wartend beyde Kinder, voll Sehnsucht und Begier.

In eines Tisches Mitte stellt sie ein großes Bild;
Drauf sah man wie die Hoffnung der Menschen ward erfüllt.
Im Stalle liegt, von Hirten das Jesuskind umringt;
Und alles strahlt im Glanze, der aus dem Kinde dringt.

Auf ölgetränkter Leinwand ist dieses Bild gemalt;
Dahinter stellt sie Kerzen, wodurch es heller strahlt.
Und rechts und links vom Bilde da stellt sie einen Baum,
Mit Lichtern und mit Aepfeln, gehüllt in gold'nen Schaum.

Der Tisch von beiden Seiten ist nun bedeckt und voll
Von dem was ihre Tochter, ihr Sohn empfangen soll.
Die angesteckten Kerzen verbreiten hellen Schein;
Nun öffnet sie die Thüre: „Kommt, Kinder, kommt herein!"

Die Kinder kommen eilend, es fällt ihr flücht'ger Blick
Erst auf die schönen Gaben — dann treten sie zurück;
Sie suchen ihres Vaters und ihrer Mutter Brust,
Und schmecken mehr des Dankens als des Empfangens Lust.

Die Mutter winkt dem Knaben, den zu dem Tisch sie führt;
Sie setzt vor ihm sich nieder, und sagt ihm tief gerührt:
Was dir die Eltern schenken, mein Kind, das ist nicht viel;
Nur Tand ist dieses Alles und eitel Kinderspiel.

Hier ist ein Sonntagsröckchen, und hier ein Winterkleid,
Um dich darein zu hüllen, wenn's stürmet und wenn's schneit;
Hier ist ein Schild, ein Säbel, womit ein kleiner Mann,
Wie du es bist, ganz tapfer den Krieger spielen kann.

Nur Tand ist, wie ich sagte, was Elternliebe giebt;
Doch Einer ist, der mehr dich, als deine Eltern, liebt;
Der dir, wenn du ihn liebest, die schönsten Gaben reicht;
Das ist das Jesuskindlein, das dieses Bild dir zeigt.

Ein Kleid wird Er dir schenken von höchster Pracht und Zier;
Wenn du es trägst, dann öffnet sich dir des Himmels Thür;
Dann trittst du, wie ein Engel, in seiner Engel Reih'n.
Welch' Glück, mein liebes Fränzchen, so schön geschmückt zu seyn!

Und mit ganz andern Waffen wirst du durch ihn bewehrt,
Mit einem goldnen Helme, mit einem guten Schwert.
Wer tapfer für ihn kämpfet, dem giebt er großen Lohn;
Auch du wirst kämpfen müssen — o kämpfe recht, mein Sohn!

Sie winkt darauf der Tochter, und also fährt sie fort:
Ich hätte dir geschenket das theure Gotteswort;
Allein das Buch der Bücher empfingst du längst von mir;
Ich weiß, daß du es liesest; oft las ich es mit dir.

Auch künftig wirst du's lesen dein ganzes Leben lang.
Das Wort mußt du begleiten mit geistlichem Gesang;
Drum ist hier ein Choralbuch; du singst und spielest gern;
So sing' mit Mund und Herzen denn auch Gott deinem Herrn.

Es sei der Frauen Leben so wie ein geistlich Lied,
Das nicht mit eitlem Brausen am Ohr vorüberzieht;
Das sich im festen Takte nur langsam fortbewegt,
Und doch der Herzen viele mit sich zum Himmel trägt.

Dies Kreuz von Edelsteinen, die goldne Kette hier,
Ich schenke sie zum Schmucke, wie zur Belehrung dir.
Des Herrn Gebote sollen uns goldne Ketten seyn,
Und aus dem Kreuze strahlet uns bald ein Sternenschein.

Wie ist doch Gott mir gnädig, spricht sie ermattet nun,
Vollbracht ist, was ich wünschte; doch jetzo muß ich ruh'n.
Das Weinen und das Sprechen erschöpfte meine Kraft;
Im Bette hoff' ich Schlummer, der neue Kräfte schafft.

Und aus dem Bette spricht sie: Den Schlaf schon fühl' ich nah'n;
Er wird mein ganzes Wesen bald sanft und mild umfah'n.
Bei eines Liedes Tönen schlief ich am liebsten ein.
Singt eins aus dem Choralbuch, wollt ihr recht freundlich seyn.

Es wird wie Baches Rauschen der heil'gen Klänge Fluth
Ertönen meinem Geiste, der schon in Frieden ruht;
Und auf dem Strom der Töne wird schweben manches Bild,
Das mich, noch wenn ich schlafe, mit süßem Trost erfüllt.

Die Tochter eilt zum Flügel; und zu der Saiten Klang
Tönt bald von ihren Lippen ein geistlicher Gesang.
Sie hat das Lied gewählet, worin die frohe Mähr
Der Engel uns berichtet, der kommt vom Himmel her.

Bald hat der Vater singend zur Tochter sich gesellt;
Und auch das kleine Fränzchen, gerüstet wie ein Held,
In seiner Hand den Degen, naht mit bedächt'gem Schritt;
Er hört die Andern singen, und singet leise mit.

Die Mutter, beim Gesange, thut ihre Augen zu.
Stets tiefer wird ihr Schlummer, stets sel'ger ihre Ruh';
Und als vom Weihnachtsliede verhallt der letzte Ton —
Da ist der Mutter Seele zur bessern Welt entflohn.

Die bekehrte Zauberin.

Schwarze Künste der Empörung
Gegen Gott und eignes Heil,
Durch gefährliche Belehrung
Wurden sie mir früh zu Theil.
Mit geheimen Zauberworten
Klopft ich an des Abgrunds Pforten,
Oeffnete der Hölle Thor;
Und aus jenen dunkeln Reichen
Rief ich durch geheime Zeichen
Geister mir zum Dienst hervor.

Wie die Welt noch nichts geschauet,
Seltsam, herrlich, wunderbar,
Ward ein Palast mir erbauet
Von der finstern Diener Schaar.
Was nur je die Kunst ersonnen,
Von dem Untergang der Sonnen
Bis zum Land, wo sie erscheint,
Um den Geist in Schlaf zu wiegen
Und durch Schmeicheln zu belügen,
Fand sich Alles hier vereint.

Wenn man in dem Lustgefilde
Meines Gartens sich erging,
War es wie ein Traumgebilde,
Das den Wanderer umfing.

Denn hier blühten Blumenfelder,
Denn hier rauschten Myrtenwälder,
Ströme stürzten in das Thal;
Und aus Marmorbecken sprühend,
Sprang in tausend Farben glühend,
Himmelan der Wasserstrahl.

Luft, mit Zauberkraft beschweret,
Hob sich aus des Gartens Raum;
Wer sie einsog, ward bethöret,
Und versank in Wahn und Traum.
Die sich meiner Wohnung nahten,
Meinen Zauberkreis betraten,
Horchten nur auf mein Gebot;
Diesen beugen, den erheben
Konnt' ich Aermste, konnte geben
Kurze Freud' und ew'gen Tod.

Einst in meines Mantels Falten,
Und den Stab in meiner Hand,
Ließ ich meinen Zauber walten:
Als ein Fremder vor mir stand.
Diesen Frevel sollst du büßen,
Rief ich, falle mir zu Füßen;
Die hier alles kann, gebeut's!
Ruhig Er: „Vor diesem Zeichen
Müssen Deine Zauber weichen."
Und hob in der Hand ein Kreuz.

„Herrschen über viele Knechte,
Dünket Ehre Dich und Ruhm;
Und bist selbst der Höllenmächte
Unglücksel'ges Eigenthum.
Die von Gott geschaff'ne Seele
Wollen sie zur dunkeln Höhle
Ihrer Qual herunterzieh'n;
Dorthin, wo es nimmer taget,
Stets der Wurm das Herz zernaget,
Und die Flammen ewig glüh'n."

„Andrer Sinn hat Den erfüllet,
Welchen dieses Kreuz Dir zeigt,
Wie in unser Fleisch gehüllet,
Er das Haupt im Tode neigt;
Den des Mitleids Triebe riefen
Bis in unsers Elends Tiefen,
Bis in bitt're Todespein;
Und der alle seine Treuen,
Die sich ihm entschlossen weihen,
Führt zu ew'gen Freuden ein."

„Willst Du dem verdienten Lohne
Deiner Missethat entgehn,
Und geschmückt mit ew'ger Krone,
In der Schaar der Frommen stehn:
So zerbrich der Hölle Ketten;
Um Dein ew'ges Theil zu retten
Opfere Dein Fleisch und Blut;
Und Dein Herz, anstatt der Flammen,
Die aus jenem Abgrund stammen,
Fülle sich mit heil'ger Gluth."

Gnade, die mit Blitzesschnelle
Das vollbringt, was sie beschloß,
Riß mich plötzlich von der Hölle
Und von ihrem Bunde los.
Alle meine Kräfte rangen
Den in Liebe zu umfangen,
Der für mich den Tod erlitt;
Dulden wollt' ich gern hienieden,
Um zu finden jenen Frieden,
Den er sterbend mir erstritt.

Und mit fest entschied'nem Wollen.
In der neuen Liebe Kraft,
Tilgt' ich alle Bücherrollen
Jener schwarzen Wissenschaft;
Alle Zeichen, welche schirmten
Meinen Bau, den hochgethürmten;

Warf hinweg den Zauberstab;
Nahm das Kreuz in meine Hände;
Geister, rief ich aus, ich sende
Euch zum Höllenpfuhl hinab.

Plötzlich, bei der Donner Toben,
Bei der Blitze rothem Schein,
War mein Wunderbau zerstoben,
Thürm' und Mauern stürzten ein;
Alle Geister mit Geheule
Floh'n zurück in Sturmeseile,
Brausend durch der Hölle Thor;
Krachend fielen zu die Flügel,
Und es schob ein ew'ger Riegel
Fest verschließend sich davor.

Als mein Glanz nun war zerronnen,
Und mein Erdenglück zerstört,
Als der Welt und ihren Wonnen
Ich den Rücken zugekehrt;
Als zum Licht auf meinem Pfade
Mir nur blieb des Himmels Gnade,
Der des Wurmes nicht vergißt;
Da, in diesen ernsten Stunden,
Hab' ich es zuerst empfunden,
Was der Friede Gottes ist.

Eine Wohnung mir erkoren
Hab' ich vom Getümmel fern,
Und hier leb' ich neugeboren
Nur im Dienste meines Herrn.
Kraft wird mir auf meine Bitten
Um mit immer festern Schritten
Zu verfolgen meine Bahn;
Und um das an meinen Brüdern
Helfend, duldend zu erwiedern,
Was der Herr an mir gethan.

Die Natur ist überwunden:
Sie erschrickt und schaudert nicht
Vor der Kranken offnen Wunden,
Vor der Todten Angesicht.
Auch die niedrigsten der Pflichten
Kann ich ohne Scheu verrichten,
Kann Beleidigung verzeihn;
Wenn sie in den Staub mich treten,
Kann ich für die Feinde beten;
Ich kann selbst der Schmach mich freun.

Statt verbot'ner Zauberblätter
Les' ich jetzt das theure Buch,
Das verkündet den Erretter,
Welcher löst't der Sünde Fluch.
Jene boten eine Kunde,
Die zum finstern Höllenschlunde
Führet auf der Sünde Bahn;
Aber dieses zeigt die Stufen,
Worauf Gott, der uns berufen,
Führt die Seele himmelan.

Wenn zu magischen Geschäften
Ich mir Zeichen sonst erkor,
Schwebt jetzt mit des Heiles Kräften
Mir ein and'res Zeichen vor.
Dies ist der Erlösung Siegel,
Dieses giebt der Andacht Flügel,
Dies zerstört den Sündenreiz.
Ja, von allen Hieroglyphen,
Worein Weise sich vertiefen,
Ist die tiefste doch das Kreuz!

Und in meinen wachen Träumen
Seh' ich freudenvoll im Geist,
Mich schon wohnen in den Räumen,
Die uns Gottes Wort verheißt;

Seh' den Strom des Lebens wallen
Mit den blinkenden Krystallen;
Und begeistert ruf' ich aus:
Schöner, herrlicher und besser,
Als viel tausend Zauberschlösser,
Ist doch Gottes Vaterhaus!

Der Wahn der Vernichtung.

Einst hat ihm die Welt und das Leben gelacht,
Ihn haben viel Zungen gepriesen;
Da hat er in seinem Herzen gedacht,
Und hat's philosophisch bewiesen:
Das jetzige Leben, das ist uns genug,
Das künftige Leben ist Lug und Trug;
Auf das Sterben folgt die Vernichtung.

Ein Thor, der wegen des Künft'gen versäumt
Das Jetzo, das bald ist versunken.
Der Becher des Lebens, der einmal nur schäumt,
Sei bis zu den Hefen getrunken.
Und hab' ich erstrebet, so viel ich vermag,
Und hab' ich genossen, bis daß ich erlag,
Will gern in das All ich zerstieben!

Wie lieblich lösen die Glieder sich auf,
Von keiner Form mehr gehalten!
Die Theile beginnen auf's neue den Lauf,
Als lebendig frische Gestalten.
Wie lieblich, wenn der gebundene Geist,
Nun ungebunden, bewußtlos zerfleußt
In den Schooß der bewußtlosen Gottheit!

Und als er die Nähe des Todes empfand,
Hat finster und stier er geblicket.
Die fromme Gattin ergriff seine Hand,
Die sie zärtlich küsset und drücket.
„Mein trauter Gemahl, das Leben war schön,
Doch schöner blüht dort uns das Wiedersehn.“
Da hat mit dem Kopf er geschüttelt.

Und als ihn der Tod hinübergeführt
In das Dasein, das ewiglich dauert,
Da hat er das neue Leben gespürt,
Und Entsetzen hat ihn durchschauert.
Versunken war ich in Todesnacht —
Und aus dem Schlaf bin ich wieder erwacht?
O ewiges Chaos, ich lebe!

Es war eine Täuschung, ich lebe wohl nicht.
Wie könnt ein Gestorbener leben?
Erinn're Dich doch, was die Wahrheit spricht,
Und stille Dein ängstliches Beben!
Du siehst es, die Finsterniß schließet Dich ein,
Es dämmert und dunkelt und schwindet das Seyn
In des Nichts holdseligem Abgrund.

Doch nein! Das Denken beginnet sein Spiel,
Und fließt zur Einheit zusammen;
Ich spür' in dem Herzen das alte Gefühl,
Die alten verzehrenden Flammen.
Ist's möglich? Aus finstern Atomen gewebt,
Umhüllet ein Leib mich, der wandelt und schwebt;
Ich lebe nach Leib und nach Seele!

Ich will nicht das Leben, es ist mir verhaßt!
Wer will zu leben mich zwingen?
Ich hab' den Entschluß der Vernichtung gefaßt,
Und standhaft werd' ich's vollbringen.
Wenn mich, o Schicksal, dein Fuß nicht zertrat,
So zeiget mein eigener Geist mir den Pfad,
Und führt mich zum herrlichen Ziele.

Dort unten gähnt unabsehbar ein Schlund,
Den feurige Ströme durchwallen.
Ein Sturz hinab in den finsteren Grund —
So werd' ich erstickt im Fallen.
Und wenn mich der schwindelnde Fall nicht erstickt,
Und wenn mich der zackige Fels nicht zerstückt,
So verzehrt mich die lodernde Flamme.

So fällt er und fällt, es dauert sein Fall
Schon manches lange Jahrtausend.
Es peinigt und brennt ihn der feurige Schwall,
Mit glühender Wog' ihn umbrausend.
Er lebt, und hat es zu spät erkannt:
Der Mensch, in die Schranken des Lebens gebannt,
Kann nimmer dem Leben entfliehen.

Cäsar.

1809.

Quaestori ulterior Hispania obvenit: ubi cum, mandatu praetoris, jure dicundo, conventus circumiret, Gadesque venisset, animadversa, apud Herculis templum, Magni Alexandri imagine, ingemuit: et quasi pertaesus ignaviam suam quod nihil dum a se memorabile actum esset, in aetate, qua jam Alexander orbem terrarum subegisset, missionem continuo efflagitavit, ad captandas quam primum majorum rerum occasiones in urbe.
Sueton. Julius. Cap. 7.

Cäsar, warum magst Du weilen,
In der Seele tief bewegt,
Hier, wo an Alcides Säulen
Die erzürnte Woge schlägt?
Warum schaun in dieser Wildniß
Deine Blicke nur das Bildniß
Von Philippus großem Sohn?
In Gedanken tief versunken,
Sprühen Deine Augen Funken,
Und es bebt der Stimme Ton:

Also bis zum Abendmeere,
Zu der Sonnen Untergang,
Zollt man ihm Heroen-Ehre,
Der den Orient bezwang!
Durch des Herzens kühnes Wagen,
Fand in seinen Jünglings-Tagen,
Er des ew'gen Ruhmes Lohn;
Und auf des Darius Sitze
Spielte mit des Vaters Blitze
Jovis jugendlicher Sohn.

Ist nicht jener Himmelsfunken,
Der entzündet seinen Muth,
Auch in meine Brust gesunken?
Stamm' ich nicht aus Götterblut?
Waren ihm, als er geendet,
Mehr der Jahre denn gespendet,
Als die Parze schon mir spann?
Aber was hab' ich erstrebet?
Da er schon genug gelebet,
Fing ich nicht zu leben an.

Jahre, so die Gunst der Horen,
Mir zu besserm Zweck verliehn,
Denk' ich, wie ich euch verloren,
Muß ich tief vor Scham erglühn.
Nichts hab' ich erbaut, erschaffen
Mit dem Geist und mit den Waffen,
Nichts zertrümmert und zerstört;
Und mit nichtig eitlen Siegen
Konnte sich dies Herz begnügen,
Das doch eine Welt begehrt.

O! nie stillet sich sein Toben,
Ehe nicht mein Arm die Welt
Aus den Angeln ausgehoben
Und verwandelt hingestellt.
Alles soll mein Muth erreichen,
Was mich hindert, soll entweichen,
Was ich will, das soll gescheh'n;
Wo auf Erden Menschen wandeln,
Soll ihr Streben und ihr Handeln
Sich um meinen Willen dreh'n.

In Hispaniens Regionen
Tritt ein Bild vor meinen Sinn:
Du mit deinen tausend Kronen
Bist es, Städte=Königin.

Es erscheint mir wo Najaden
Sich in Tago's Strome baden,
Der auf gold'nem Sande quillt;
Und ich muß mit Geistesblicken,
Voll Verlangen und Entzücken,
Immer schauen auf dies Bild.

Roma, deines Lebens Wogen
Wälzen in dem alten Bett,
Von Gewohnheit fortgezogen,
Sich in stiller Majestät.
Freude tönt in deinen Hallen,
Wenn ein Feind in Staub gefallen,
Wenn der Triumphator naht;
Und das Loos der Nationen,
Die das Erdenrund bewohnen,
Wägt gebietend der Senat.

Also strömet der Quiriten
Großes Leben ruhig fort:
Und ich kann ihm nicht gebieten,
Und es horcht nicht auf mein Wort!
Laß ich meine Stimm' erschallen,
Ist es nur ein eitles Hallen
Das gebebet in der Luft;
Und leicht füllte sich die Leere,
Wenn zum bleichen Schattenheere
Mich des Schicksals Stimme ruft.

Hör' es, Spaniens Gefilde,
Meer, das brausender sich hebt,
Hör' es, Held, bei dessen Bilde
Meine Heldenbrust erbebt:
Zu noch unerhörten Siegen
Auf des Ruhmes Bahn zu fliegen,
Schwöret Cäsar, bis er fällt,
Oder bis zu seinen Füßen,
Ihn als Herrscher zu begrüßen,
Sinkt die Königin der Welt.

Dann soll sich ein Werk gestalten,
Welches Trotz dem Schicksal beut;
Nicht zerfallen, noch veralten
Soll es in dem Strom der Zeit.
Meines Herrschersinns Gepräge
Führt auf seinem langen Wege
Er zur fernsten Zukunft hin;
Und mir sagt mein Geist: Ich werde
Herrschen noch auf dieser Erde,
Wenn ich längst entschwunden bin.

Antiken.

Paris 1805.

Streng mit des Eisens Gewalt entrissen der südlichen Heimath,
Wird der antiken Welt blühendes Göttergeschlecht
In die Lande des Nordens geführt, daß zu classischem Tiefsinn
Anschaun griechischer Kunst bild' ein barbarisches Volk.

Apoll.

Führer des himmlischen Chors, ich grüße Dich, Phöbus Apollon!
Göttliche Majestät adelt Dein jugendlich Haupt.
Klarheit des Aethers wohnt auf der ewig heiteren Stirne,
Welche das Prachtdiadem lockigen Haares bekränzt.
Aber Verderben blicket das Aug'; es schwellet die Lippe
Und es beflügelt den Schritt göttlichen Zornes Gewalt.
Ausgestreckt ist die stets triumphirende Hand, und die Sehne
Tönt noch, welche den Pfeil flammend dem Feinde gesandt.

Venus.

Jene schreitet hervor aus der Alles erzeugenden Meersfluth,
Wie sie Praxiteles einst schaute mit trunkenem Blick;
Lebend in eigener Schönheit Gefühl ein vollendetes Leben,
Unbedürftig der Welt, die sie verehrend empfängt.
Nicht in hartem Gestein, es hat des Künstlers Gedanke
Hier sich nur in der Luft, leicht in der leichten, geformt.

Bacchus.

Du dem bekränzt Weinlaub großblätt'rig die hangenden Locken,
Wohin, mächtiger Gott, schaut wohl Dein träumender Blick?
So wenn Du Naxos besuchst und die heimathlichen Gefilde,
Während der Satyr'n Chor schwelget im Lesbischen Wein:
Silbernen Monds Nachtglanz, von der Fluth des Aegäischen Meeres
Wiedergestrahlet zu sehn, stehst Du am Felsengestad.

Eros.

Ihm, dem mächtigen Gott, gesell' ich den mächtigern, Eros.
Sinnend neigt er das Haupt, denket der Schönheit gewiß,
Jener, die uranfänglich, unkörperlich, ewig bestehend,
Während der Himmel Schwung, menschlichen Seelen sich auch
Zeiget, die vor der Geburt, in der ewigen Götter Gefolge,
Lenken das Rossegespann hoch an dem Himmels-Gezelt *).

Antinous.

Hier Antinous prangt in dem reinsten Glanze der Schönheit,
Welcher die Jünglingsgestalt mächtig und lieblich umfließt.
Aber rede, Du Schöner, warum verhüllet der Schwermuth
Wolke Dein Antlitz, warum ist es zur Erde gebeugt?
Denkst Du der Stund' annoch und der Schrecken des finst'ren Momentes,
Wo in wirbelnder Fluth Schooße Dein Leben erlosch?
Nein, daß nicht aufstrebe zu göttlicher Schönheit Vollendung
Irdische Form, gab ihr dunkeler Trauer Gemisch
Ernst abwägende Kunst; auf den strahlenden Höh'n des Olympus
Ist nur der Götter Stirn ewiglich freudeverklärt.

---

*) Er gleiche daher (das Wesen der Seele) der zusammen gewachsenen Kraft eines beflügelten Gespannes und seines Führers . . . . Der große Herrscher im Himmel, Zeus nun, seinen geflügelten Wagen lenkend, ziehet der erste aus, alles anzuordnen und zu versorgen, und ihm folget die Schaar der Götter und Geister . . . Wenn sie an den äußersten Rand gekommen sind, sehen sie was außerhalb des Himmels ist . . . Das farblose, gestaltlose, stofflose, wahrhaft seiende Wesen . . . nähren sich an der Beschauung des Wahren . . . bis der Umschwung sie wieder an die vorige Stelle zurückbringt . . . Die Schönheit aber war damals glänzend zu schauen, als mit dem seligen Chore wir . . . . des herrlichsten Anblicks und Schauspieles genossen . . . und auch hieher versetzt fassen wir sie auf durch den hellsten unserer Sinne, und aufs hellste uns entgegenschimmernd. — Platon im Phädrus.

Genius (schlafend).

Menschengebornes vergeht, und schläft einst still in des Hades
Reich, wie der Jüngling dort, welcher, die Arme verschränkt
Ueber dem Haupt, sanft träumt, gelehnt an die dunkle Cypresse;
Also bildet die Kunst freundlich den ewigen Schlaf.

Laokoon.

Ja der Todespein krampfhaft zerrissenes Bildniß
Lindert ihr Anhauch, wenn gräßlicher Schlangen Gewalt
Mit des Zahns Giftbiß und gewundener Glieder Umschlingung
Ilions Priester ergreift; denn die Heroengestalt
Stemmt sich entgegen dem Schmerz mit unbezwungener Schönheit,
Daß auch die tödtende Qual sich in dem Steine verklärt.

Mir auch, der ich durch Worte des Herzens Gedanken verkünde,
Seid ein Vorbild auch mir, ewige Werke der Kunst!
Lehrt mich erschaffen mit kräft'gem Bemüh'n kunstreiche Gestalten,
Nicht wie durch dämmernden Flor thauigen Nebelgewölks
Trüb' zerfließt ein Gebild; nein, Formen, streng wie der Marmor
Sie von bewaffneter Hand griechischer Künstler empfing.
Das nur sind Werke der Kunst, wo sich vermählt unauflöslich
Tiefes geistiges Schaun mit der vollendeten Form.
Suche zu würdigem Stoff die würdige Form zu erschwingen;
Wenn Du nicht beide vereinst, fehlen sie beide zugleich.

Demosthenes.

1808.

Wie ein mächtiger Strom, von Regengüssen geschwellet,
　Sich in dem wehrenden Damm erst nur den schmaleren Bruch
Oeffnet, aber sogleich der Fluthen strömende Fülle
　Und der Wellen Gebraus rasch in das zitternde Thal
Unaufhaltsam gießt, daß der Menschen Wohnungen alle
　Siegreich der wogende Strom decket und rings überschwemmt:
So, Demosthenes, Du, mit unergründlichem Tiefsinn,
　Leis' und schonend zuerst, dann mit gewaltiger Kraft,
Lenkst Du der Menschen Herz, und es drängt in die innersten Tiefen
　Sich der Rede Strom, welcher den Lippen entbraust.
Jeder gehorcht Dir, und meint nur dem eigenen Willen zu folgen;
　Jeder glaubet sich frei, wenn Du gewaltig ihn zwingst.
Frei auch ist er! Du hast im Gemüth nur den eig'nen Entschluß ihm
　Ausgebildet, es folgt Jeder dem inneren Gott.
Viele Mächtige giebt's. Sie führen das Volk durch der Arme
　Kraft, durch das schneidende Schwert, stumm das unwillige, fort;
Aber sie herrschen nicht, denn der Leib zwar folget gebunden,
　Weil sich der sträubende Geist gegen den Führer empört.
Du regiertest den Geist durch des Geistes Kraft, und ein Jeder
　Hat Dein beredtes Wort gern und freiwillig erfüllt. —
Unbeachtet verfloß ihm die einsam strebende Jugend,
　Wo er euch schüchtern betrat, Gärten der Akademie,
Horchend Platons Wort, und oft den kühlenden Schatten
　An des Ilissus Rand still und verborgen genoß.
Doch aus behaglichem Schatten und aus philosophischer Ruhe
　Trieb ihn das strebende Herz und die gewaltige Kraft
In der Ekklesie Brausen hinein, in den Kampf der Gerichte,
　In des Hasses Gebrüll, nur mit der Rede bewehrt.
Also hat er gestanden, und hat gesprochen; es lenkte
　Seines Wortes Gewalt aller Athener Gemüth.
Und er hat herrlich bezeugt im Leben, im Reden und Handeln,
　Daß der beredteste Mann auch der vortrefflichste sei.

Winde und Bäume.

Was für ein Gewäsche
Mit der Ulm und Esche,
Treibt ihr, geschwätzige Winde?
Sagt mir geschwinde,
Was ihr für Lärmen macht
In finsterer Nacht,
Daß man vom tiefsten Schlaf erwacht?

Winde.

Wir erzählen gerne,
Denn wir kommen von ferne;
Wir sind dreiste,
Weit gereiste,
Und gescheute
Leute.
Wir sind geflogen
Ueber Meer und Wogen,
Ueber die weiten
Länderbreiten,
Die waldigen Wipfel,
Und die beschneiten
Felsigen Gipfel,
Auf unserm Zuge,
Im schnellsten Fluge,
Während des Spieles,
Sahen wir Vieles.
Wir kehren wie Besen
Menschliches Wesen,
Und können berichten,
(Auch wohl dichten
Kommenden Falles)
Wie sich nun Alles
Verhalte
Und gestalte.

Bäume.

Was ist doch der Wind für ein kahler,
Schaler
Prahler!
Herzlos und eitel,
Ein rechter Windbeutel!
Alles betrat er,
Thiergarten und Prater; —
Religion und Theater,
Allem sich naht er.
Alles treibt er.
Philosophie,
Mineralogie.
Alles beschreibt er,
Quarz und Glimmer,
Schlimm und schlimmer,
Endiget nimmer.
Es ist unleidlich,
Doch unvermeidlich,
Das wir mit den Zweigen
Uns neigen,
Daß wir mit den festen
Besten
Aesten,
Mit dem Rücken
Uns bücken,
Und knarren
Für solche Narren.
In den Finsternissen,
Vom Winde zerrissen,
Wird man vom Kopf bis zum Fuß
Ganz confus.
Wir wollen ihn nicht hören,
Fort entweich' er;
Nicht soll er uns stören,
Der Landstreicher!
Reisen ist nicht uns're Sache;
Gern verweilen wir am Bache,

Hier in diesen feuchten Gründen,
Wo wir frohes Wachsthum finden.
Und wir fühlen nur das Streben,
Uns zum Himmel zu erheben,
Und mit uns'rer Blätter Schwingen
In das ew'ge Blau zu dringen.
Wenn auf unserm Laub im Dunkeln
Mond und Sternenschimmer funkeln;
Wenn die Sonne höher steiget,
Und die Gegend ringsum schweiget;
Wenn kein Hauch in nächt'ger Kühle,
Und in stiller Mittagsschwüle,
Läßt die zarten Aeste schwanken:
Dann erfüllen uns Gedanken,
Die uns innerlich beglücken,
Daß wir mit den Gipfeln nicken,
Allmählig,
Und selig. —
Fort sind jetzt die wilden Brüder;
Mond tritt aus der Wolke wieder;
Und wir können jetzt mit Segen,
Ohne nur ein Blatt zu regen,
Uns'rer stillen Andacht pflegen.

Die Eselsbrücke.

Der Rezensent spricht:

Landsmann, hör' er doch, ich bitte;
Laß er ab vom tollen Ritte.
Um zu hemmen seine Eil,
Mit den Ufern schroff und steil,
Ist ja hier ein breiter Graben!
Ha, es wird das Herz mir laben,
Wenn er köpflings stürzt hinein,
Und bricht fallend Arm und Bein

Wie? Er hat ihn übersprungen?
Schade, daß es ihm gelungen;
Denn oft zeigt' ich lang und breit
Solchen Sprungs Unmöglichkeit,
Und auch künftig werd' ich sagen:
Sündhaft sei es, ihn zu wagen!
Ihm, höchst unerfahrner Mann,
Sei es hiermit kund gethan,
Daß zu aller Reiter Glücke.
Steht dort unten eine Brücke.
Künftig, anstatt toll zu springen,
Wähl' er jenen Brückenpfad,
Wo die Esel immer gingen,
Die das Korn zur Mühle bringen,
Und den ich auch stets betrat.

Theodor Körner.

1814.

Verstummt ist Deine kriegerische Leier;
In seiner Scheide ruht Dein tapf'res Schwert;
Doch schau' herab, Du Vaterlandsbefreier:
Befreit ist Deutschland, wie Dein Wunsch begehrt.

Triumphgesang sei Deine Todtenfeier!
Und diese Gluthen, die Dein Herz verzehrt,
Sie rollen fort, ein Strom von lichtem Feuer,
In Deinem Liede, welches ewig währt.

Und tritt aus seiner Phantasie Bezirken
Hinaus der Dichter in's lebend'ge Wirken,
So lehr' Dein Beispiel der ungläub'gen Welt:

Wer mit Begeist'rung schlug die gold'nen Saiten,
Kann muthig auch den Kampf des Lebens streiten;
Ein wahrer Dichter ist ein wahrer Held.

An Christian Günther, Grafen von Bernstorff.

In vollen Büschen prangt der stolze Flieder;
Der Blumen sonnenhelle Farben glüh'n
Auf Rasenmatten von smaragd'nem Grün;
Die Nachtigall singt schmetternd ihre Lieder.

Und ich, ein Fremder, geh' hier auf und nieder,
Und seh' den Lenz in seiner Pracht erblüh'n;
Des Gartens Herr! Ihm ist es nicht verlieh'n;
Denn Krankheit hält gefesselt seine Glieder.

O sei es meinem heißen Wunsch gewährt,
Daß ihm erschein', in seinen wachen Träumen,
Ein Eden, voll von blüh'nden Lebensbäumen!

Viel größ'res würd' ihm dann, als er entbehrt;
Denn was uns auch Natur vermag zu geben,
Im Geist des Christen wohnt ein höh'res Leben!

Mozart's Requiem.

Die Seele, die aus irdischem Gedränge
Schon aufwärts schwebet zu des Himmels Hallen,
Wird von der Furcht noch einmal überfallen,
Und richtet sich nach des Gesetzes Strenge.

Verwirrt hört sie die ewigen Gesänge,
Die donnernd ihr, wie Meeresbrausen, schallen;
Sie wagt nicht mit den Seligen zu wallen,
Und fliehet ihre glanzerfüllte Menge.

Die Strahlen, die aus Gottes Throne dringen,
Sind ihr wie Blitze, die sie fast vernichten,
Die ihr Gerechtigkeit und Pein verkünden.

Da hört sie es durch alle Himmel klingen:
Getrost, o Mensch, es wird ein Mensch Dich richten,
Der sterbend selbst gebüßt für Deine Sünden.

Am 1. Januar 1837.*)

Und du begehrest dir große Dinge?
Begehre es nicht.
Jeremias 41, 5.

Und du begehrst Dir große Dinge? spricht
Zu seinem Freund der zweite der Propheten.
Ein solch Verlangen mußt Du in Dir tödten;
Nein, fordre weltlich hohe Dinge nicht.

Jetzt, wo der Strahl der Neujahrssonne bricht
Durch Wolken, die den Winterhimmel röthen,
Geziemt es auch dem Christen nur zu beten:
Laß wallen uns, o Herr, in deinem Licht.

Es soll uns Deiner Gnade Schein genügen;
Und fern von uns sei ein verderblich Ringen
Nach Gütern, die durch eitlen Glanz betrügen.

Auch uns, die wir euch diese Blätter bringen,
Soll Hoffnung großer Dinge nicht belügen:
Nur Ein'ge zu erbau'n, mög' uns gelingen!

David.

I.

Ich wandle die einsamen Hallen entlang;
Durch die öden Gemächer tönet mein Gang.
Meiner Tage sind viel, meine Schritte sind schwer;
Die Freunde der Jugend, die leben nicht mehr.

---

*) Dies Sonnet war bestimmt, die Berliner christlichen Blätter, die nicht erschienen sind, zu eröffnen.

Noch rauscht in die Ohren mir Kriegesgetön,
Das Wiehern der Rosse, der Todten Gestöhn.
Ein Todter — Urias — fiel auch in der Schlacht,
Und ist durch kein Weinen, kein Jammern erwacht.

O hätt' ich den Thron nicht gekannt, noch die Lust,
Die frevelnd sich regt in der Mächtigen Brust!
O hätt' ich, ein Hirte, vom Kriegesruhm fern,
Nur die Lämmer bewacht, und gesungen dem Herrn!

Mein Leben war traurig! Nur Eine Gestalt
Kommt heiter und schön mir entgegengewallt.
Du bist es, mein Jonathan! Sieh, wie dein Freund
Mit erlöschendem Auge dir Thränen noch weint!

II.

Wie! Ist hier ein Geist vorübergeschwebt?
Denn von selbst hat die Saite der Harfe gebebt;
Gebebt hat die Harfe mit himmlischem Klang,
Der mir schauernd die Tiefen des Herzens durchdrang!

Umgeben war ich von finsterer Nacht;
Doch plötzlich ist Morgenroth um mich erwacht,
Das Morgenroth schöner und besserer Zeit,
Die Alles erfüllet und Alles erneut.

Vor die Augen tritt mir ein göttliches Bild;
Ein König ist es, gewaltig und mild;
Ein König auf Erden; auf himmlischem Thron
Ein göttlicher König — mein Herr — und mein Sohn!

Er spricht — und das Kleid, das mich blutroth umgab,
Der Sünde Gewand, es fällt von mir ab;
Ein and'res Gewand, hell glänzend und rein,
Das Kleid der Gerechtigkeit, hüllet mich ein.

Des irdischen Lebens verflossene Zeit,
Ich schau' sie mit Wehmuth — ich schau' sie erfreut!
Sie ist zwar mit Sünden und Leiden durchwebt,
Doch hab' ich auf Erden umsonst nicht gelebt!

Und dort in der Zukunft dämmert es fern;
Auf dem finsteren Thale glänzet ein Stern.
Tod, Grab und Verwesung, ihr schadet mir nicht;
Mein Heiland führt mich durch Dunkel zum Licht!

Elias.

Im Herzen fühl' ich es glühen,
Des Ew'gen prophetisches Wort.
Bald wird er zum Himmel mich ziehen;
Er ruft von der Erde mich fort.
Drum treibt mich ein eilendes Fliehen
Zu des Scheidens verborgenem Ort.

Hinunter die Berge, die steilen,
Die steilen Berge hinan!
Des Jordans Fluth heißt mich weilen;
Mein Mantel schaffet mir Bahn.
Wann werde mein Ziel ich ereilen;
Wann wird mich der Himmel empfahn?

Ich seh' einen feurigen Wagen,
Mit feurigen Rossen bespannt.
O Ewiger, darf ich es wagen
Zu glauben, er sei mir gesandt?
Er ist es, und soll mich nun tragen
Hinauf in das himmlische Land!

Der Reiter in der Wüste.

Wo die Sonne brennt, wo die Wüste schweigt,
Wo auf unabsehbarem Feld
Nur selten ein grüner Wipfel sich zeigt,
Und des Arabers irrend Gezelt,
Da reitet er froh auf dem herrlichen Roß;
Es ist ihm ein treuer verständ'ger Genoß.

Und Gedanken, die nur die Wüste gebiert,
Sind in ihm, feurig und kühn,
Daß er namenloses Entzücken spürt;
Und plötzlich stürmet er hin,
Wie ein Wirbelwind in die Wüste hinein;
Dünkt sich im Paradiese zu seyn!

Das Roß.

Hiob 39, 19 — 25.

Es horcht, wenn die Trompete klingt,
Und spitzt sein lauschend Ohr;
Ein kriegerisches Feuer dringt
Aus seinem Aug' hervor.
Es zittern alle Adern ihm
Vor Kampfeslust und Ungestüm.

Den Zügel decket es mit Schaum,
Der seinem Muthe wehrt;
Jetzt spricht es: hui — wo bleibt der Raum?
Sein Fuß hat ihn verzehrt.
Es rasselt Köcher, Speer und Schild,
Und Staub bedeckt das Schlachtgefild.

Die Sphinx.

Mit Grausen sieht man das Haupt der Sphinx,
In dem alten egyptischen Lande;
Nur das Haupt; denn der Leib ist verhüllet rings
Von dem stets sich häufenden Sande.
Doch würde die ganze Gestalt Dir enthüllt,
Du bewundertest wohl ein harmonisches Bild.

So tritt auch hervor ein gewaltig Geschick,
Es erfüllt den Menschen mit Grauen;
Denn die Theile gewahrt nur sein irdischer Blick,
Er vermag nicht das Ganze zu schauen.
Ihm graute nicht, könnt' er das Ganze sehn;
Denn die Welt ist Ein Ganzes, vollkommen und schön.

Hebräische Gesänge.

Aus dem Englischen

des Lord Byron.

Sie geht in Schönheit.

Sie geht in Schönheit, und entzücket,
Wie Nachts ein heit'res Sternenlicht.
Der Schatten und das Helle schmücket
Vereint ihr Aug' und Angesicht,
Woraus ein milder Schimmer blicket,
Der dem prunkvollen Tag gebricht.

Nichts darf vom Licht, vom Schatten schwinden,
Dahin würd' auch die Anmuth seyn,
Die webt in ihres Haars Gewinden,
Die leuchtet in der Stirne Schein,
Wo die Gedanken sanft verkünden,
Es sei ihr Wohnsitz hold und rein.

Der milde Reiz, der ihr beschieden,
Das Lächeln, das ihm Anmuth giebt,
Es spricht von ihrer Seele Frieden,
Von guten Thaten, still geübt,
Von Eintracht mit der Welt hienieden,
Es sagt, daß sie unschuldig liebt.

David's Harfe.

O Harfe, die des Gottgeliebten Hand,
Des königlichen Sängers hat geschlagen,
Die, was die Andacht Innigstes empfand,
Auf den geweihten Tönen hat getragen:
Wie müssen jetzt wir um dein Schweigen klagen!
Es ward Gemüthern, die von Erz,
Durch dich des Höchsten Wille werth und theuer;
Es war kein Ohr so stumpf, so roh kein Herz,
Das nicht empfand, nicht glüht' von heil'gem Feuer;
Und David's größte Macht war seine Leier!

Es feierte den Ewigen ihr Klang;
Ihr Ton war seiner großen Werke Spiegel;
Es horchten froh die Thäler dem Gesang,
Die Zedern ließ er hüpfen und die Hügel,
Und drang zu Gott auf der Begeist'rung Flügel.
Verklungen ist er jedem Ohr,
Von Andacht nur und Liebe noch vernommen.
Für diese bricht ihr hoher Geist hervor,
In Tönen, Träumen, die vom Himmel kommen,
Und die kein Tageslicht entführt dem Sinn der Frommen.

Die höh're Welt.

O höh're Welt, wird auch in Dir
Sich treue Liebe treu bewähren;
Liebt sie so innig dort wie hier,
Mit gleicher Gluth, doch ohne Zähren:
Gegrüßt dann, unbetret'ne Sphären,
Willkommen, jetzt schon, Sterbenszeit,
Wo, fern vom Leid, wir uns verklären
In deinem Glanz, o Ewigkeit!

Es muß so seyn, und es ist gut,
Daß wir an jenem Strande beben,
Wo vor uns rollt die Todesfluth,
Und noch am flieh'nden Daseyn kleben.
O denket doch an jenes Leben,
Das unser Herz uns wiedergiebt,
Um dort in ew'ger Lust zu schweben,
Vereint mit dem, was wir geliebt!

Die wilde Gazelle.

Gazelle, die so wild und schnell
Auf Juda's Bergen springt,
Und aus lebend'gem Sprudelquell
Auf heil'gem Boden trinkt,
Wie du so luftig schwebst und kühn,
Kann wohl dein Aug' vor Freude glüh'n.

Ach and'rer Füße leichten Tanz
Auf den geliebten Höh'n,
Und einen hellern Augenglanz
Hat Juda sonst geseh'n;
Die Zedern stehn noch immerdar,
Doch es verschwand der Jungfrau'n Schaar.

O jede Palm in Juda's Land
Ist glücklicher als wir,
Denn stehen bleibt sie festgebannt,
Der Wüste schöne Zier.
Das Mutterland verläßt sie nie;
Wo sie geblüht, da welket sie.

Wir suchen uns, des Elends Raub,
Ein Grab in fremder Welt;
Es wird zu uns'rer Väter Staub
Nicht unser Staub gesellt:
Zerstörung sitzt und grinset Hohn
Auf Juda's umgestürztem Thron.

Weint um Israel.

Beweint die, so geweint in Babels Land!
Judäa ist ein Traum, der Tempel schwand;
Der heil'gen Harfe Saiten sind gesprungen;
Abgöttter sind auf Gottes Berg gedrungen!

Und wo ist für die wunden Füße Ruh'?
Und wann strömt Zion's Lied uns Freude zu?
Wann wird der Ton, bei dem sonst vor Entzücken
Das Herz uns schlug, uns noch einmal erquicken?

Ihr irren Stämme, flüchtig und verbannt,
Wo gäb' es Ruhe, fern vom Vaterland?
Der Fuchs sucht sie im Bau, im Nest der Rabe,
Der Mensch im Haus — Israel nur im Grabe.

Jordan's Ufer.

Auf Jordan's Ufer streifen wilde Horden,
Moria ist des Baal's Sitz geworden,
Ihm wird auf Sinai das Knie gebeugt;
O Gott, daß hier, selbst hier Dein Donner schweigt!

Hier — wo in Stein Du Flammenschrift gegraben,
Hier — wo Dich Blitze, wie ein Kleid, umgaben,
Wo von dem Volk Dein Schatten ward gesehn —
Wer Dich selbst schaute, müßte untergehn!

O blick' herab im Blitz, Dein Donner schalle,
Daß aus des Siegers Hand der Speer entfalle!
Wie lange währt noch der Ungläub'gen Macht;
Wann wird Dein Dienst, o Gott, Dir dargebracht?

Jephtha's Tochter.

Soll nach des Volkes und nach Gottes Willen,
O Vater, sich mein Schicksal jetzt erfüllen,
Hat Dein Gelübde dieses Land befreit:
So triff den Busen, der sich jetzt Dir beut!

Die Klag' und Trauer hat nun aufgehöret,
Von Bergeshöh'n bin ich zurückgekehret.
Führt Deine Hand, die ich geliebt, den Stahl,
So ist auch in dem Tode keine Qual.

Und glaub', o Vater, was ich Dir verkünde:
Ein reines Blut entströmet Deinem Kinde,
Und wie Dein letzter Vatersegen rein,
Wird auch in mir das letzte Denken seyn.

Es ziemt, wenn Salems Jungfrau'n um mich klagen,
Dem Helden und dem Richter nicht das Zagen.
Die große Schlacht gewann ich ja für Dich,
Mein Vater und mein Volk sind frei durch mich.

Ist längst das Blut, das Du mir gabst, verrauchet,
Und dieser Ton, den Du geliebt, verhauchet,
So denke noch des Ruhms, den ich erwarb,
Und, o, vergiß nicht, daß ich lächelnd starb,

Todtenklage.

Du in der Schönheit strahlendem Schein.
Entschwund'ne, Dich drücke kein lastender Stein!
Es soll'n auf Deines Hügels Grün
Des Jahres früh'ste Rosen blüh'n,
Und sanften Schatten die Cypresse streun.

Und bei dem Strom, der dort die Fluren tränkt,
Wird von der Trauer Deine Gruft bewacht.
In Träume, in Gedanken tief versenkt,
Weilt sie so lange, schreitet sie so sacht,
Als störte sie die Ruhe Deiner Nacht.

„Hinweg! Vergeblich ist der Schmerz,
Den Tod erweicht nicht Deine Qual!"
Ach, wird dadurch geheilt das Herz,
Geringer der Betrübten Zahl?
Du selbst, der dies mir zuruft — naß
Ist ja Dein Aug', und Deine Wange blaß.

Mein Geist ist trüb'.

Mein Geist ist trüb'; den Ton der Saiten,
Den jetzt mein wildes Herz erträgt,
Laß ihn in meine Ohren gleiten,
Von Deiner Finger Kunst erregt.
Wenn einen Wunsch mein Herz gepflegt,
In diesem Ton wird Hoffnung blühen;
Die Thräne, die das Auge hegt,
Wird fließen, statt im Hirn zu glühen.

Doch wild und tief mußt Du beginnen,
Mit keinem Ton, der freudig klingt.
In Thränen muß mir das zerrinnen,
Wovon das Herz mir sonst zerspringt.
Denn daß es sich zum Schweigen zwingt,
Sich nur von Kummer nährt, ist lange:
Und jetzt, wo es so schrecklich ringt,
Jetzt bricht es, oder schmilzt im Klange.

Thränen und Lächeln.

Ich sah die volle Thräne glüh'n
In Deines Auges Blau,
Das wie ein Veilchen mir erschien,
Benetzt mit Tropfen Thau.
Ich sah es lächeln: da erblich
Vor ihm des Sapphirs Schein;
Des Aug's lebend'gem Strahle wich
Der glanzerfüllte Stein.

Der Sonne Strahlen oft verleih'n
Dem dunkeln Himmelsrand
Noch einen tiefen, sanften Schein,
Wenn sie schon längst verschwand:
So strahlt der glanzerfüllte Blick
Hell in des Herzens Nacht,
Und läßt ihm einen Schein zurück,
Der freundlich darin lacht.

Dein Leben schließt.

Dein Leben schließt, Dein Ruhm begann;
Dein Volk, o theurer Held,
Erzählt im Lied, was Du gethan,
Wie Du gekämpft im Feld,
Wie uns Dein Muth den Sieg gewann,
Die Freiheit hergestellt.

Die Freiheit, die Du gabst, entreißt
Auch Dich dem Todesloos.
Dein edles Heldenblut zerfleußt
Nicht in der Erde Schooß.
Es wall' in uns mit Deinem Geist,
Der sich in uns ergoß.

Dein Heldenname tön' entlang
Als Schlachtruf, uns're Reih'n.
Von Deinem Fall sei der Gesang,
So Dir die Jungfrau'n weih'n.
Die Klage wär' kein würd'ger Dank;
Beweint sollst Du nicht seyn.

Saul vor seiner letzten Schlacht.

Krieger und Feldherr'n, ereilt mich der Tod,
Weil ich euch führe zum Kampfe für Gott,
Nehmt nur des Königes Leiche nicht wahr,
Würget und mordet die feindliche Schaar.

Du, der mir nachträgt den Bogen und Schild,
Dächten Saul's Völker auf Flucht im Gefild,
Streck mich im Augenblick todt vor Dich hin;
Mein sei das Loos, dem sie schändlich entflieh'n!

Fahrt wohl, ihr Andern; nie scheid' ich von Dir,
Sohn meines Herzens, Du König nach mir.
Würdig des Scepters und Throns, sei die Macht,
Oder der Tod, den uns bringet die Schlacht!

Saul und Samuel.

Du, deren Kunst die Todten ruft,
Laß des Propheten Geist mich sehen.
„Steig', Samuel, aus Deiner Gruft!
Du siehst ihn, König, vor Dir stehen."

Die Erde gähnt: von Finsterniß umwallt,
Wovor das Licht entflieht, steht die Gestalt.
Aus seinen Augen starrt der Tod heraus;
Die Hand, die Adern, Moder ist's und Graus.
Sein Fuß, wie ausgegrabenes Gebein,
Nackt, sehnenlos, strahlt einen bleichen Schein.
Der Laut von seinem unbewegten Mund
Heult, wie der Wind tief in der Höhlen Schlund.
Saul sieht's und fällt; so wie die Eiche fällt
Auf einmal, von dem Donnerkeil zerschellt.

„Warum wird mein Schlaf gestört?
Wessen Ruf hab' ich gehört?
Deinen, König? Blutlos, kalt,
Siehst Du meine Geistgestalt;
Wie Du mich erblickst mit Graun,
Bist Du morgen selbst zu schaun;
So bist Du, so ist Dein Sohn,
Eh' der nächste Tag entfloh'n.
Leb' wohl; nur für Einen Tag;
Dann liegst Du da, wo ich lag.
Du alsdann und Dein Geschlecht
Seid gefallen im Gefecht,
Und das Schwert hat Deine Hand
Gegen Deine Brust gewandt.
Kronlos, leblos, stürzt hinab
Saul, sein Sohn, sein Haus, in's Grab."

Alles ist eitel, spricht der Prediger.

Es waren Ruhm und Weisheit mein,
Und Jugend und mächtiges Walten.
Ich trank aus gold'nen Bechern Wein,
Umgeben von holden Gestalten.

Ich sonnte mein Herz in ihrem Blick,
Und fühlte von Lieb es erglühen.
Was der Mensch sich wünscht und was spendet das Glück,
War mir, als dem Herrscher, verliehen.

Ich lasse die verfloßne Zeit
Am Geist vorüberschweben.
Möcht' ich bei all' der Herrlichkeit,
Sie noch einmal verleben?

Kein Tag, keine Stund' ist dahingerollt,
Wo sanft mein Herz gerastet;
Und meine Würde schmückte kein Gold,
Das mich nicht schwer belastet.

Die grimmen Schlangen auf dem Feld
Vermag die Kunst zu zähmen;
Die, so das Herz gefangen hält,
Wie ihr den Stachel nehmen?

Sie horcht nicht auf der Weisheit Wort,
Auf Saiten, kunstvoll geschlagen;
Ihr Stachel brennet immerfort:
Der Geist, er muß es ertragen!

Wohin, o Seele?

Wohin, o Seele, wirst Du eilen,
Wenn unser Leib sinkt in das Grab?
Du kannst nicht sterben, kannst nicht weilen,
Der dunkle Staub fällt von dir ab.
Wirst du dann körperlos dich heben,
Von Stern zu Sternen, stufenweis?
Wirst du im ew'gen Raume schweben,
Ein sehend Aug', das alles weiß?

Entfesselt, ewig, nie veraltet,
Erblickt sie, selber unsichtbar,
Was in der Schöpfung sich entfaltet,
Was nun besteht, und was einst war;
Was aus schon längst verfloßnen Jahren
Verdunkelt unserm Geist entflieht,
Kann sie mit Einem Blick gewahren,
Der, was geschah, auf einmal sieht.

Eh' noch der Schöpfung Werk begonnen,
Dringt bis zum Chaos sie zurück;
Und zu noch ungebornen Sonnen
Erhebt sie ihren Seherblick.
Es schaut ihr Auge, was wird werden,
Was schwinden in zukünftiger Zeit;
Es löschen Sonnen, brechen Erden:
Sie ruht in eig'ner Ewigkeit.

Frei ist sie, rein, denn überwunden
Hat sie Furcht, Liebe, Hoffnung, Haß.
Jahrtausende, die schon verschwunden,
Sie hatten Eines Tages Maaß.
Auch unbeschwingt, fliehn die Gedanken
Durch's All, wohin es will der Geist,
Der namenlos und sonder Schranken
Schon längst vergaß, was Sterben heißt.

Belsazzars Gesicht.

Der König thront; es sitzen
Die Großen im Gemach;
Wohl tausend Lampen blitzen
Beim festlichen Gelag.
Aus goldenen Pokalen,
Die ruchlos sie entweih'n —
Es sind Jehova's Schalen! —
Fließt ihnen Greuelwein.

Zu dieser Stunde hebet
Sich plötzlich eine Hand,
Die längs der Mauer schwebet,
Und schreibet wie auf Sand.
Von keinem Arm gehalten
Stellt diese Hand sich dar;
Man sieht sie seltsam walten,
Und schreiben wunderbar.

Der König sieht's mit Bangen,
Dahin ist seine Lust,
Blutlos sind seine Wangen,
Er stöhnt aus tiefer Brust:
Laßt uns die Männer hören,
Die weisesten der Welt,
Die Zeichen zu erklären,
Die uns're Lust vergällt.

Geschickt sind die Chaldäer,
Doch sie errathen's nicht;
Verhüllet bleibt dem Seher
Das furchtbare Gesicht.
Geübt sind Babels Greise
Wohl in geheimer Lehr';
Doch hier sind sie nicht weise,
Nicht räthselkundig mehr.

Ein Jüngling hört — gefangen
Lebt er in Babels Land —
Des Königes Verlangen,
Und fand der Schrift Verstand.
Die Lampen schienen helle,
Die Lettern standen klar;
Er deutet's auf der Stelle;
Der Morgen zeigt es wahr:

Voll sind des Königs Tage,
Vollendet ist sein Reich.
Gott wog ihn auf der Wage,
Fand ihn dem Staube gleich.
Hinab von seinem Throne
Steigt er im Grabgewand;
Der Perser hat die Krone,
Der Meder hat das Land!

Die Sonne der Schlaflosen.

Schlafloser Augen Sonne, zitternd Licht,
Das durch die Finsterniß der Nächte bricht,
Und das erhellte Dunkel besser zeigt,
Wie Dir Erinnerung der Freude gleicht!
So scheint auch der vergang'nen Tage Lust,
Sie scheint, allein erwärmet nicht die Brust.
Dem wachen Kummer strahlt sie wie ein Stern.
Klar — aber kalt; hell — aber ach! so fern.

Wär' ich wirklich so falsch.

Wär' ich wirklich so falsch, als der Irrthum es glaubt,
Was käm' von fern ich, der Heimath beraubt?
Was entsagt' ich dem Glauben nicht? Dies wär' genug
Zu lösen den auf uns geworfenen Fluch.

Wenn der Böse nie siegt, dann mag Gott mit Dir seyn;
Wenn der Sklave nur sündigt, bist freilich Du rein.
Du sagst, daß auch droben Verbannung mir dräu':
So leb' Deinem Glauben, ich sterbe getreu.

Was ich gab für den Glauben, wo fänd' ich's bei Dir?
Der Gott, der Dir Macht ließ, bezeuget es mir.
In ihm ruht mein Herz und mein hoffender Sinn;
Mein Land und mein Leben, ich geb' es Dir hin.

Herodes Klage um Mariamne.

O Mariamne, dieses Herz,
Das Dein Herz bluten ließ, muß bluten;
Auf Rache folget Todesschmerz.
Die Reu' auf wilden Zornes Gluthen.
O Mariamne, wo bist Du?
Du siehst nicht meine Thränen fluthen:
Sonst winktest Du mir Mitleid zu,
Wenn Gottes Strafen auch nicht ruhten.

Und ist sie todt? Sie durften's thun?
Auf mein Geheiß ihr Blut verspritzen?
Mein Tod war's! Denn ich sehe nun
Dasselbe Schwert mir drohend blitzen.
Doch Du, Gemordete, bist kalt;
Und streb' ich auch nach jenen Sitzen,
Wohin Du ohne mich gewallt:
Ich werde nimmer sie besitzen!

Mit ihr, die trug mein Diadem,
Ist all' mein Glück zu Grab getragen.
Die Blume von Jerusalem
Hab' ich, dem sie geblüht, zerschlagen.
Mein ist die Schuld, die Hölle mein,
Die mich verdammt zu ew'gen Plagen,
Und immer tödtend, wird die Pein,
Selbst nimmer todt, mein Herz zernagen.

Jerusalems Zerstörung durch Titus.

Von dem Berg, wo zuletzt noch Dein Tempel sich zeigt,
Da schaut' ich Dich, Zion, als Rom Dich gebeugt.
Dir ging unter die letzte der Sonnen, und Brand
Schlug entgegen dem Blick, den ich auf Dich gewandt.

Den Tempel, mein Haus wollt' ich seh'n noch einmal,
Und vergaß drob der Knechtschaft mein harrende Qual.
Doch das Feuer nur schaut' ich, vom Tempel genährt,
Und die Fessel des Arms, die mir Rache verwehrt.

Wie oft stand auf eben dem Hügel ich nicht,
Wenn die Sonn' ihn bestrahlte mit scheidendem Licht;
Wie oft hat mich dort nicht ihr Schwinden entzückt,
Wenn die Zinne des Tempels dem Aug' sie entrückt!

Der Hügel auch war es, wo wieder ich stand,
Nicht achtend des Sonnenlichts, wie es verschand.
O hätt' ich, statt dessen, den Blitz aus den Höh'n
Und den Donner die Feinde zerschmettern geseh'n!

Doch stets sei entweihender Götzendienst fern
Von dem Ort, der zur Wohnung gefallen dem Herrn!
So zerstreut und verachtet Dein Volk auch mag seyn,
Anbetung, o Vater, sei Dir nur allein!

An den Wassern zu Babel.

An Babylons Wassern gefangen
Da weinten wir, denkend den Tag,
Da feindliche Waffen erklangen,
Da die hohe Zion erlag,
Und ihre Töchter mit Bangen
Verließen das heimische Dach.

Den Strom sah'n traurig wir wallen
In Freiheit die Felder entlang.
Laßt ein Lied von Zion erschallen!
So hieß es. Vergeblicher Zwang!
Die Hand soll in Staub mir zerfallen,
Vernehmt ihr den heiligen Klang!

Die Harfe häng' an den Weiden
Hier frei und entfesselt, am Strand.
Sie blieb mir in Knechtschaft und Leiden,
O Zion, Dein einziges Pfand.
Nie soll an dem Klange sich weiden
Der Feind, der verwüstet mein Land!

Sanheribs Niederlage.

Es kam des Assyrers gewaltige Macht!
Die Cohorten sie glänzten in goldener Pracht,
Und es blitzten die Speere, wie Sternenlicht spielt
Auf dem Meer, wenn es nächtlich Judäa bespült.

Wie Blätter des Waldes bei Frühlings Erblühn,
Das Heer mit den Bannern am Abend erschien:
Wie Blätter des Waldes, bläst Herbstwind daher,
So lag ohne Leben am Morgen das Heer.

Denn der Engel des Tod's kam mit Sturmesgewalt,
Und blies auf die Feinde verderblich und kalt.
Und es ward nicht der Schlafenden Auge mehr wach,
Und es hob sich noch einmal ihr Herz, und es brach.

Und es lag da mit offenen Nüstern das Roß,
Durch die sich kein Wiehern mehr freudig ergoß;
Und kalt war sein Schaum, der das Gras noch besprengt,
Wie Schaum von dem Meer, der am Felsenriff hängt.

Und da liegt auch der Reiter, gestreckt auf der Au,
Den Rost auf dem Helm, auf den Brauen den Thau.
Und die Zelte stehn schweigend, die Lanzen in Reih'n,
Die Trompeten verstummt und die Banner allein.

Und die Klage der Wittwen in Assur ist laut,
Und es brechen die Tempel, dem Baal erbaut;
Und die heidnische Macht, ungetroffen vom Schwert,
Ward wie Schnee vor dem Blick des Allmächt'gen verzehrt.

Eliphas Gesicht, aus dem Hiob.

An mir vorüber ging ein Geist: das Bild
Der Ewigkeit erschien mir unverhüllt.
Schlaf fiel auf jedes Aug', nur meines nicht;
Es stand formlos, doch göttlich das Gesicht.
Das Haar auf meinem Haupte stieg empor,
Mein Fleisch erbebte; und so klang's dem Ohr:

Wie mag der Mensch gerechter seyn denn Gott,
Denn Er, des Tadel selbst dem Seraph droht?
Was bist Du mehr, Geschlecht aus Thon und Staub,
Als jener Wurm, dem Du einst wirst zum Raub?
Du währst vom Morgen bis der Abend thaut;
Du stirbst — und hast die Wahrheit nicht geschaut.

Reise-Gedanken.

1839.

[illegible] das Moos,
[illegible] erzog;
[illegible] nach [illegible],
[illegible] hängt.

[illegible] auf der Au,
[illegible] den Thau.
[illegible] im [illegible],
[illegible] und die Männer alsbald.

[illegible]
[illegible]
[illegible] vom Schwert,
[illegible] verzehrt.

Elyphas Gesicht, aus dem Hiob.

[illegible] das Bild
[illegible] unverhüllt.
[illegible] mit meinem nicht;
[illegible] göttlich das Gesicht.
[illegible] stieg empor,
[illegible] dem Ohr:

[illegible] denn Gott,
[illegible]
[illegible] Thon und Staub,
[illegible] zum Raub?
[illegible] bis der Abend thaut;
[illegible] die Wahrheit nicht geschaut.

Heidelberg.

I.

Schon einmal hab' ich diesen Ort gesehen —
Es war in meiner frühen Jugendzeit;
Und habe dieser Schloßbekränzten Höhen,
Und dieses grünen Thales mich gefreut.

Ich kam, und stand schon auf des Neckars Brücke;
Ein Frühlingsregen sank auf das Gefild;
Der Berg, der vor mir lag, war meinem Blicke
Durch einen Wolkenschleier noch verhüllt:

Sieh! Da war plötzlich das Gewölk zerstoben,
Und überwunden von der Sonne Strahl;
Im hellen Licht stand die Ruine droben,
Und unten schimmerte das grüne Thal.

Wohl manches Land hab' ich seitdem durchflogen,
Wohl manche Schönheit der Natur begrüßt;
Doch fühlt' ich immer dort mich hingezogen,
Wo in dem grünen Thal der Neckar fließt.

Und wenn ich oftmals bei mir selbst bedachte;
Wo möcht' ich wohl mit theuren Freunden seyn?
So war's der Ort, der mir vor allen lachte!
Auch jetzo dacht' ich seiner mich zu freu'n;

Und hier ward von dem Arzt es mir verkündet:
Er sprach es, und ich hab' es ihm geglaubt —
Auf einem Auge bist du schon erblindet,
Und bald bist auch des andern du beraubt.

II.

Sie weiß es nicht; es bleib' ihr auch verschwiegen
Des großen Uebels unvermeidlich Nah'n!
Die Berges-Höhe wird von uns erstiegen,
Wir treten auf den freien Schloß-Altan.

„O sieh, mein Vater, wie zu unsern Füßen
Die Stadt so freundlich ruht am Bergeshang;
Wie aus der Schlucht des Neckars Wogen fließen,
Und strömen fort, das breite Thal entlang."

„Sieh, wie so schnell, gelockt vom schönen Rheine,
Er ihm entgegen seine Fluthen rollt;
Sieh, wie er glänzet in dem Abendscheine,
Der schon den Himmel färbt mit seinem Gold."

Ich seh' es wohl! So sprech' ich laut; dann wende
Ich mich hinweg, und spreche leis' zu mir:
Mit meinem Seh'n hat es nun bald ein Ende;
Was sie erfreut, das seh' ich nicht mit ihr.

Ich sehe nicht die Hügel voller Reben,
Die Flüsse gleiten durch der Thäler Grün,
Die Berge die zum Himmel sich erheben,
Der Schatten und der Lichter wechselnd Flieh'n.

Wenn Sonnenstrahlen wieder hell durchbrechen
Die trüben Regenwolken — seh' ich's nicht;
Und hier, am schönsten Orte, muß ich sprechen:
Leb' wohl für immer, allerfreuend Licht!

Rheinfahrt.

I.

Wie Viele sind nicht, seit den frühsten Jahren,
Und seit der deutschen Kaiser Heldenzeit
Bis diesen Tag, in Freude wie in Leid,
Auf diesem Strom zu Berg und Thal gefahren;

Und wer hat wohl von Allen das erfahren,
Was nah' und immer näher mich bedräut?
Da liegt auch jetzt ein Schiff zur Fahrt bereit
Und füllet sich mit reiselust'gen Schaaren.

Die Glocke tönt; des Dampfes Ströme wallen,
Und in die Fluthen wühlt der Räder Macht;
Ich hör' um mich ein froh Getös erschallen;

Man schaut umher, man trinket und man lacht.
Mir aber ist ein andres Loos gefallen,
Denn hier umhüllet mich der Blindheit Nacht.

II.

Noch ist es hell in meinem Augensterne;
Ich sehe noch des Himmels lichtes Blau;
Seh' den Johannisberg, dort in der Ferne,
Der sich erhebt aus seiner Reben=Au.

Auch künftig werd' ich seh'n, und sie genießen
Beim Sonnenlichte wie beim Lampenschein,
Die theuren Stunden, die so schnell verfließen,
Wenn Geist und Auge wirken im Verein.

Ich glaub' es kaum, daß in mein Ohr sie drangen,
Die harten Worte, daß ich sie gehört.
Doch sei's! Im Irrthum war der Mann befangen,
Und von dem Dunst der Wissenschaft bethört.

Ich selber bin bethört! Er hat's gesprochen,
Und bald wird auch sein wahres Wort erfüllt.
Heut ist der Tag noch für mich angebrochen,
Doch vor der Nacht bin ich von Nacht umhüllt.

So zwischen seines Kerkers dunkeln Wänden
Sitzt Einer, dem das Urtheil schon gefällt;
Und träumend denkt er: Es wird glücklich enden;
Bald werd ich frei hinausgehn in die Welt.

Dann eil' ich freudig nach dem theuren Orte,
Wo ich das schöne Licht der Welt erblickt.
Den Hammer rühr' ich an des Hauses Pforte,
Die mir durch Bruderhand wird aufgedrückt.

Zum Walde gehn wir, wie in vor'gen Tagen,
Wenn uns der Sonne frühster Strahl geweckt,
Um manche flücht'ge Beute zu erjagen,
Die unser tödtlich Blei zu Boden streckt.

Zum Felde gehn wir; unsre Sensen blinken;
Des Vaters reiche Saat wird abgemäht.
Wir kehren heim, wenn Abendschatten winken;
Der Vater ruft die Kinder zum Gebet.

Er preiset Gott; und wünscht, die Hände senkend
Auf unser Haupt, uns Segen, Freud' und Heil . . .
So träumt der Aermste; dann sich recht bedenkend,
Spricht er: Mein Haupt fällt morgen unterm Beil.

III.

Die höchsten Güter dieses Erdenlebens
Gab ich schon längst in Gottes Hand zurück;
Eng zogen sich die Kreise meines Strebens
Und ich genoß nur ein bescheid'nes Glück;

Genoß es, wenn ich lesend mich erbaute,
Wenn das Papier empfing was ich gedacht;
Wenn ich das neue Licht des Frühlings schaute,
Das aufging nach des Winters langer Nacht.

Genoß es, wenn, versunken in Gedanken,
Ich ging auf stillem Waldespfad allein,
Und sah im leisen Hauch die Aeste schwanken,
Und spielen durch das Laub den Sonnenschein.

Auch das ist hin! Es wird der Geist verkümmern,
Weil ihm das Auge seinen Dienst versagt.
Ich seh' nicht mehr den Morgen röthlich schimmern,
Ich seh' nicht wenn es dunkelt, wenn es tagt.

Für mich giebt's keinen Frühling, der die Bäume
Und Fluren schmückt mit blühendem Gewand;
Und wandl' ich durch die ewig nächt'gen Räume,
So führt den Blinden eine fremde Hand.

IV.

Versäume nicht Dich bei mir einzufinden,
Geliebter Sohn, sobald ich heimgekehrt;
Von einem Kummer fühl' ich mich beschwert,
Den will ich aus der Ferne Dir verkünden.

Ich weiß es nun gewiß, ich muß erblinden;
Und Dich zu sehn ist was mein Herz begehrt,
Eh Finsterniß mir Deinen Anblick wehrt,
Und die Gestalten meinem Auge schwinden.

Von Gott sind meine Kinder mir gesendet
Als Engel, daß sie stehen mir zur Seite,
Wenn sich mein Auge schließen wird dem Lichte.

Mein letzter Blick sei auf Euch hingewendet,
Daß in die Nacht der Blindheit mich begleite
Ein treues Bild von Eurem Angesichte.

V.

Ich murre nicht; ich klage nur! Bezeugen
Wirst Du es, der den Grund der Herzen kennt.
Wir sollen unter Deiner Hand uns beugen,
Allein zu klagen ist dem Schmerz vergönnt.

Erlaubt ist uns, wenn Du uns hast berufen
In's dunkle Thal des Duldens einzugeh'n,
Hinabzublicken auf die finstern Stufen,
Und uns'rer Trübsal Tiefe zu erspäh'n.

Ich hab's gethan; von dem was vor mir lieget,
Von aller Noth, hab' ich mir nichts verhehlt.
Doch jetzt vernimm, o Herr: Was Du gefüget,
Das hab' ich selbst freiwillig auch erwählt.

Zu Allem sprach ich: Amen! Also sei es!
Du nimmst dem Auge dieses Lichtes Schein;
So sprech' auch ich: Kein Sonnenstrahl erfreu' es!
Dein Wille soll stets auch der meine seyn.

Könnt' ich verhindern, daß er sich erfülle,
Bedürft' es meines Wollens nur dazu,
So wollt' ich nicht! Es sei verflucht der Wille,
Der jemals etwas andres will als Du!

Wir sind durch Dich; Du hast Dich hingegeben,
O Herr, für Dein erlösetes Geschlecht,
Wer dieses that, der hat an Aug' und Leben,
An unserm Selbst ein unbeschränktes Recht.

Gebrauch' es, Herr! Was Du mir zugewogen
Das alles falle nieder auf mein Haupt!
Denn würde nur das Kleinste mir entzogen,
So wäre mir mein ew'ges Heil geraubt!

VI.

Ich fleh' zu Dir! Du hast mir oft gewähret
Was ich im Glauben mir zum Heil erbat;
So werd' ich denn gewißlich jetzt erhöret,
Wo Du in schwerer Prüfung mir genaht.

Laß durch die Prüfung Segen auf mich kommen,
Bereite mir Gewinn durch den Verlust;
Und wie Du mir die Augen hast genommen,
So nimm auch weg von mir die Augenlust.

Wem Du das Licht entzogest, wem ein Dunkel
Der tiefsten Nacht vor beiden Augen hängt,
Weh' dem, wenn noch des Erdenguts Gefunkel
Sich in die Augen seines Geistes drängt!

Die Todten sind von Finsterniß umgeben;
Die Welt kann sie nicht quälen, nicht erfreu'n.
Wen Nacht umgiebt, der höret auf zu leben,
Der muß der Weltlust abgestorben seyn.

Wie lange trug ich ihre schnöden Ketten!
Ich riß daran, doch ich zerbrach sie nicht.
Jetzt willst Du aus der Knechtschaft mich erretten,
Und darum nimmst Du mir der Augen Licht.

Bin ich nur frei, so will ich gern erblinden!
Das Licht der Sonne will ich nimmer seh'n,
Wenn Dinge, die der Andern Herz entzünden,
Verachtet nur an mir vorübergeh'n!

Wenn Aergernisse Deinem Aug' entspringen —
Befiehlt Dein Mund, o Herr — so reiß' es aus.
Was Du mir nimmst, will ich zum Opfer bringen.
Führ' mich denn blind in Deines Vaters Haus!

VII.

Die alte Burg, ist sie gleich fest gegründet,
Eilt wie im Flug vorüber an dem Blick;
Der Berg, der in die Wolken ragt, verschwindet;
Die Stadt mit ihren Thürmen, bleibt zurück.

Der Strom, wenn ihn des Schiffes Räder schlagen,
Erbraust und schäumt, und wallet mächtig auf.
Doch wenn das Fahrzeug weiter ward getragen,
Verfolgt er ruhig seinen alten Lauf.

So läßt die Fahrt von unserm Menschenleben
Auch in dem Strom der Zeiten keine Spur;
Und alle Güter, die uns hier umgeben,
Gehören uns für Augenblicke nur.

Noch ist des Tages Hälfte nicht verflossen
Seitdem die Fahrt auf unserm Schiff begann,
Und schon erblick' ich andere Genossen;
Denn viele Nachen rudern schnell heran.

Das Schiff hält still; man läßt die Treppen fallen,
Die Einen steigen aus, die Andern ein;
Und ich, nach wenig Stunden, blieb von Allen,
Die mit mir eingestiegen, fast allein.

So zu dem Schiff des Menschenlebens kommen,
Auf einem Kahn, den man die Wiege nennt,
Genossen stets von Neuem angeschwommen,
Zur Fahrt auf dem bewegten Element.

Doch Andre giebt's, die Lebewohl uns sagen;
Sie werden angelockt vom nahen Strand,
Und zu des Ufers Kühlung hingetragen,
In einem Kahn, von uns der Sarg genannt.

Und blieb auf dem Verdeck dann Einer stehen
Von vielen, die vollendet ihre Bahn,
Dann blickt er nach des Ufers sel'gen Höhen,
Und wünscht sich auch herbei den Rettungskahn.

VIII.

Fahr' hin, o Licht, das diese Himmelssphäre
Mit seinem trüben Dämmerschein erhellt!
Es geht mir auf, sobald ich dich entbehre,
Das Licht von einer andern bessern Welt.

Durch Nacht zum Tage! So ist's vorgeschrieben.
Und muß es stets die Nacht des Todes seyn?
Der Blindheit tiefe Nacht wird auch vertrieben
Durch einer ew'gen Sonne höhern Schein.

Die geist'ge Welt mit himmlischen Gestalten,
Sie ist uns nah, allein wir sehn sie nicht;
Das Auge wird durch Sehn im Sehn gehalten;
Das Licht ist uns ein Hinderniß dem Licht.

Allein verging des Lichtes Glanz für immer,
Versank er in der Blindheit tiefe Nacht:
Dann wird zuerst ein neuer schwacher Schimmer
Den Augen unsers Geistes angefacht.

Der Schimmer wächst; er wird zur mächt'gen Sonne;
Und das, was unser Auge nimmer sah,
Des Vaters Haus, das Land der ew'gen Wonne,
Steht glänzend nun und herrlich vor uns da.

Dort ist die Freude von dem Maaß entbunden,
Von jedem Wechsel ist das Glück befreit;
Und die auf Erden leichtbeschwingten Stunden,
Sie ruhen dort in steter Ewigkeit.

Dort ist die Stadt, die Gott sich hat erkoren;
Sie glänzet wie ein heller Edelstein;
Sie strahlt mit ihren tausend Perlenthoren;
Der Sel'gen Menge strömet aus und ein.

Dort wandelt Der, den meine Seele liebet,
Dort schaut ihn der Verklärten frohe Schaar.
Auch ich, wenn sich der äuß're Sinn getrübet,
Ich schaue bald Ihn wolkenlos und klar.

Die Grenzen zwischen Erd' und Himmel schwinden;
Ich seh' ihn nah, und hold, und göttlich schön.
Wie gern, o Herr, wie gern will ich erblinden,
Kann ich Dich immer nur im Geiste sehn!

IX.

Die Sonne sank; vor ihren Strahlen schützen
Die westlich fernen Hügel meinen Blick;
Und von des Stromes hellen Wogen blitzen
Nicht ihre scharfen Lichter mehr zurück.

Anstatt der Sonnenstrahlen die erstarben,
Verbreiten jetzt sich auf der grünen Fluth
Nur Wolkenschatten mit gedämpften Farben,
Auf denen gern ein krankes Auge ruht.

Verdoppelt hat sich unsers Laufes Schnelle,
Seit nicht mehr fern das Ziel der Reise winkt.
Das Schiff fährt hin auf der durchbrochnen Welle,
Wie durch die Lüfte sich ein Vogel schwingt.

So auch die Zeit; gehemmt in ihrer Eile,
Wenn wir betreten unsers Lebens Bahn,
Fliegt sie doch gleich dem abgeschoßnen Pfeile,
Sobald wir uns dem letzten Ziele nah'n.

Da liegt am Ufer sie im weiten Bogen,
Da tritt sie in der Dämmerung hervor,
Die alte, hochgebaute Stadt, umzogen
Noch von des Abends bräunlich rothem Flor.

Sie hat der Häuser viel; und bald gefunden
Hab' ich in ihr das Haus, das mich empfängt,
Wo Gott, nach dieses Tages schweren Stunden,
Mir eines tiefen Schlafs Erquickung schenkt.

So führt mich auch der schnelle Strom der Zeiten
Bald zur Stadt Gottes, meinem hohen Ziel.
Dort wollst Du, Herr, die Wohnung mir bereiten;
Du hast ja dort der Wohnungen so viel!

Der Kirchhof.

Wie auch die Zeit, gehemmt in ihrer Eile,
Durch ihre braunen engen Felsens Bahn,
Rinnt sie doch gleich dem abgeschoßnen Pfeile
Schnell mit aus dem letzten Ziele nah'n.

Da zieht am Ufer sie sich weiten Bogen,
Da tritt sie in der Dämmerung hervor,
Die alte Bergesbaute Stadt, umzogen
Rings von des Abends bräunlich rothem Flor.

Sie hält der Häuser viel; und bald gefunden
Hab' ich es für das Haus, das mich umschließt,
Ein Gast, nach [illegible] Stunden
Mit [illegible] Erquickung schenkt.

So rückt auch auch der schnelle Strom der Zeiten
Bald zur Stadt Gottes, unserm hohen Ziel.
Dort wollst Du, Herr, die Wohnung mir bereiten,
Du hast ja dort der Wohnungen so viel!

Inschrift.

Der Christen irdisch Theil, in Hoffnung ausgesäet,
Erwartet hier den Tag, wo alles Fleisch erstehet.
Den heil'gen Ort entweih' nie eines Frevlers Spur;
Wer selbst der Sünde starb, komm' zu den Todten nur.

Stimmen der Lebenden.

I.

Wie das Wasser sich kräuselt,
Und die Woge sich hebt;
Wie der Eichenwald säuselt,
Und vom Sturmwind erbebt!
So faßt auch ein Schauer,
Ein Beben mich an.
Der Ort ist voll Trauer,
Doch muß ich ihm nah'n.

II.

Sieh! welche lachende, liebliche Räume!
Grünender Rasen, blühende Bäume;
Jegliches Grab ein Blumenbeet.
Unten die modernden Todten-Grüfte;
Oben die schmeichelnden Frühlingslüfte,
Von dem Dufte der Rosen durchweht.

Dürfte man wohl die Verwesung schmücken,
Dürfte von Gräbern man Blumen pflücken,
Wenn in dem Tode nur wäre der Tod?
Aber weil in dem Tod ist das Leben,
Dürfen aus Gräbern sich Blumen erheben,
Wie aus Nächten das Morgenroth.

III.

Was willst du mir sagen
Mit deinen Zweigen,
Die sich lieblich neigen,
Bei der Winde Schweigen,
Du alter Baum an meines Vaters Ruhestätte?
Ich hab' hier lang' verweilet im Gebete,
Mein Herz war ganz zu Gott gekehrt.
Willst du mir sagen
Mit deinen Zweigen,
Die sich lieblich neigen,
Bei der Winde Schweigen,
Willst du mir sagen, ich sei erhört?

IV.

Wo Du, o Theure, hienieden gewaltet,
Strahlte dem Herzen ein glänzender Stern,
Waren die Schätze der Anmuth entfaltet,
Und wo Du weiltest, da weilte man gern.

Wo Du jetzt wandelst am Strome des Lebens,
Schön ist es dort in dem himmlischen Haus!
Ach! es zu denken sinn' ich vergebens,
Nimmer wohl denk' ich und sinn' ich es aus.

Aber auch hier, wo die sterbliche Hülle
Schläft in des Grabes schützender Hut,
Sei durch der Blumen lebendige Fülle
Lieblich der Ort, wo die Liebliche ruht,

Siehe! schon wehen die laueren Winde.
Erstlingsgeburten im frühesten Jahr,
Veilchen und Crocus, Schneeglöckchen geschwinde
Bringt ihr die kindliche Huldigung dar.

Blühe, Päonie, Mandel, Syringe,
Wachse, du wilder, rankender Wein;
Du mit den duftenden Blüthen umschlinge,
Geißblatt, des Grabes ragenden Stein.

Pranget, ihr Rosen, der Junius glühet,
Bis dieser Ort einem Persien gleicht.
Roth, wie die rothen, hat einst sie geblühet;
Weiß, wie die weißen, ist dann sie erbleicht.

Blumen, die hier Deinen Hügel umranken,
Blüh'n und verblühen und blühen auf's neu';
Also des trauernden Herzens Gedanken,
Kommen und wechseln, und bleiben Dir treu.

Und wie der Blumen duftendes Leben
Hier Deines Grabes Rasen umhüllt,
So von dem Duft der Erinn'rung umgeben,
Ruht in den Tiefen der Seele Dein Bild.

V.

Sah ich die Spur des Winters sonst verschwinden,
Den Frühling niederthaun mit seinem Segen,
Kam mir ein Weh'n der lauen Luft entgegen
Von heitern Höh'n und neu bewachs'nen Gründen:

Dann fühlt' ich auch mein Inn'res sich entzünden,
Und was sonst starr und todt in mir gelegen,
Begann auf's neu' lebendig sich zu regen,
Und trieb mich, es in Worten zu verkünden.

Woher, Begeist'rung, weht mir jetzt dein Flügel,
Da mich kein Zeitenwechsel mehr berühret,
Und unbeachtet sich die Monde wandeln?

Er weht herab von diesem Grabeshügel,
Zu welchem oft mich Schmerz und Liebe führet;
Hier lern' ich alles: denken, reden, handeln.

VI.

Wozu des Amtes Pflichten mich verbanden,
Das hab' ich oft erfüllt am Bett der Kranken,
Und habe sie ermahnet nicht zu wanken,
Im Glauben an den Herrn, der auferstanden.

Da sah ich oft, wie Angst und Leiden schwanden
Vor freudenreichen, himmlischen Gedanken,
Und wie ihr Blick noch strebte mir zu danken,
Wenn schon die Lippen keine Worte fanden.

Ihr wollt mir danken? Wohl, hört meine Bitte!
Die ihr im Herrn gestorben seid, ihr Todten,
Und jetzt dort oben wallt im Strahlenscheine:

Wann ihr *sie* findet in der Sel'gen Mitte,
So seid der Liebe und der Treue Boten;
Und sagt *ihr*, daß ich immer um *sie* weine.

VII.

O Du die einging zu des Himmels Thoren,
Und selig schauet Gottes Angesicht,
Mit Deinem Tod starb meine Liebe nicht,
Sie ward in Deinem Tode neu geboren.

Zum neuen Bunde hab' ich Dich erkoren,
Da unsers ersten Bundes Kette bricht;
Auf's neue schwur ich Dir der Treue Pflicht,
Am dunkeln Tage da ich Dich verloren.

Du gehst mit mir, wie sonst, auf meinem Pfade;
Aus Deinem Mund vernehm' ich, wenn ich leide,
Den süßen Ton, den meine Seele kennet.

Und wenn ich einst, durch meines Heilands Gnade,
Dich wiederseh' im Schooß der ew'gen Freude,
Sprech ich zu Dir: Wir waren nie getrennet.

VIII.

Du magst in Deines Himmels sel'gen Hallen,
Oft forschen nach dem Ziel von meinen Tagen,
Und mit den Blicken treuer Liebe fragen:
„Wird er nicht bald hier Oben mit uns wallen?

Wem einer solchen Trennung Loos gefallen,
Muß den der Gram nicht an dem Leben nagen?
Und wer es unerschüttert kann ertragen,
Wie darf der noch von seinem Schmerze lallen?"

Du weißt, o Theure, es geziemt dem Frommen,
Auch leidend zu verehren Gottes Willen,
Daß er die ew'ge Wohnung mög' ererben.

Ist aber meines Leidens Ziel gekommen,
Dann werd' ich froh des Himmels Rath erfüllen,
Und lebt' ich gern, doch noch viel lieber sterben.

IX.

Daß, wenn der Glockenhammer Zwölf geschlagen,
Die Todten aus den Grüften sich erheben,
Und grau'nvoll die Verwegenen umschweben,
Die ihre Ruhstatt zu betreten wagen:

Die alte Mähr, in meiner Kindheit Tagen,
Vernahm ich oft mit Grausen und mit Beben.
In dunkler Nacht, von Grüften rings umgeben.
Kann ich jetzt prüfen jene alte Sagen.

Welch Flüstern? Horch! Es war des Windes Wehen.
Welch Schimmern? Sieh! Es war ein Sterngefunkel.
Nichts regt sich unter diesen Rasendecken.

Doch kämest Du aus Deines Himmels Höhen,
Mit mir zu reden in der Nächte Dunkel:
So glaube nur, ich würde nicht erschrecken.

X.

Auf diesen Räumen liegt ein nächtlich Dunkel,
Zu denen einsam jetzt mein Fuß sich lenkt;
Nur durch der Sterne spärliches Gefunkel
Wird meinem Gang ein mattes Licht geschenkt.
Kreuz ist an Kreuz, und Stein an Stein gedrängt,
Die rings umher in bleichem Schimmer glänzen;
Aus dieses Ortes schauervollen Grenzen
Ist alles was da lebet längst entfloh'n;
Wer jetzt zu Todten kommt, starb selber schon.

Geliebte Todte, Du wirst mich begleiten,
Du wirst hier mit mir wandeln Hand in Hand,
Du die in frühern, längst vergang'nen Zeiten,
So lebensfroh an meiner Seite stand.
Des kurzen Glückes süßer Traum verschwand;
Doch wieder sind wir, so wie sonst, verbunden
In diesen dunkeln, schauervollen Stunden,
Wo zu dem Grabe, das uns einmal schied,
Um Dich zu finden, meine Seele flieht.

Wir wandelten ja früher auch zusammen,
Und sahen Wald und Flur in Frühlingspracht.
Wir sah'n am Himmel glüh'n die hellen Flammen,
Vom Morgen oder Abend angefacht.
Jetzt sitzen wir vereint in finst'rer Nacht,
Um noch manch liebend Wechselwort zu tauschen,
Hier, wo die dunkeln Thränenweiden rauschen,
Und wo mir, bei der Sterne mattem Schein,
Dein Name schimmert von dem Leichenstein.

Stimmen der Todten.

1.

O Leben, lebe wohl! Du bist ein Tod zu nennen,
Und jetzo wo ich starb, werd' ich erst leben können.

2.

O Erde, lebe wohl! Es senkt mein froher Blick
Sich dankbar noch zu dir aus diesen Höhn zurück.
Auf dir ward ja der Grund zu meinem Heil gelegt,
Und das ward mir geschenkt was mich zum Himmel trägt.

3.

Spät hab' ich Dich — allein ich habe Dich erkannt.
Wohl mir! Aus deinem Reich werd' ich jetzt nicht verbannt.

4.

Als Du dort unten riefst, hört' ich Dich, Lebensfürst:
Drum hoff' ich, daß du hier mich wieder rufen wirst.

5.

Was ich so lang' gesucht und nimmer doch gefunden,
Das fand ich endlich ganz in meines Heilands Wunden.

6.

So vieles litt ich einst, das mir so schwer gedäucht:
Doch ohne dieses Leid, wo wär' ich jetzt vielleicht?

7.

Der mich unsichtbar stets geführt an treuer Hand,
Der war der erste auch den ich im Himmel fand.
Nicht fragt' ich, wer es sei; denn meines Herzens Brennen
Sprach: dieses ist der Herr, und ließ mich ihn erkennen.

8.

Ich kam, ein zartes Kind, von meiner Mutter Brust,
Doch wer der Heiland' sei, hab' ich sogleich gewußt.

9.

Ich hatte viel gehofft: mein Glauben und mein Hoffen
Wie überschwänglich ist es jetzo übertroffen!
Ich hatte viel geforscht und Viele d'rum befragt,
Allein sie hatten nicht die Hälfte mir gesagt.

10.

An jenem theuren Grab saß ich oft Stunden lang;
Dort ward dem Herzen wohl, schlug es auch noch so bang.
Auch jetzo blick' ich gern auf jenen Ort hinab,
Denn wo ich lebend saß, erhebt sich auch mein Grab.

11.

Von hier schaut' ich herab, und sieh! ein Trauerzug!
Was war es? Mein Gebein, das man zum Grabe trug.

12.

Die Lettern sind verwischt auf meines Grabes Stein.
Der Todten Denkmal kann nicht unvergänglich seyn.

13.

Es denken Eurer oft, Ihr Lebenden! die Todten,
Und mancher stille Gruß wird euch von hier entboten.
Allein nur der vernimmt den zarten Geisterlaut,
Der in sein Herz hinein, und auf zum Himmel schaut.

14.

Ihr sprecht: Wir sind getrennt! Wie könnten wir es werden,
Da Einer nur regiert im Himmel und auf Erden?
In Christo sind wir Eins. Wir schau'n sein Angesicht;
Ihr aber glaubt an ihn; wie? oder glaubt ihr nicht?

15.

Du hast mich einst geliebt, und hast mich bald vergessen;
Und willst nun mein Gefühl nach deiner Schwachheit messen?
Nein, wisse daß im Tod die Liebe nicht entflieht,
Und daß sie mächt'ger nur in Gottes Liebe glüht.

16.

Wenn du mich liebst, sei nicht um meinen Tod betrübt,
Er führte mich ja nur zu Dem den ich geliebt.

17.

Ich kehre nicht zu Euch, das ist Euch wohl bewußt,
Doch ihr kommt bald zu mir, und theilet meine Lust.

18.

O könntet Ihr es sehn, nur einen Augenblick,
Dies ew'ge Vaterhaus, dies namenlose Glück,
Die Freud' und Herrlichkeit, die folgt auf Leid und Schmach,
Ihr ließet Alles stehn, und folgtet Christo nach!

Stimmen der Lebenden.

I.

Mein armes Herz, was haben wir gewonnen,
Weil Jahre lang von Schmerzen wir gelebet?
Welch' wahres Gut ward schon von uns erstrebet,
Und welches Werk des Heiles ward begonnen?

Des Lebens kurze Zeit ist bald zerronnen,
Sei es von Trauer oder Lust gewebet;
Und wenn der ew'ge Richter sich erhebet,
Fragt er nach Schmerzen nicht, und nicht nach Wonnen;

Er fragt nur, ob, den Blick gewandt nach Oben,
Wir treu gemieden der Versuchung Netze,
Um auf dem Weg des Lebens fortzueilen.

Wohlan, mein Herz, zum Himmel sei erhoben!
Im Himmel sind ja unsre liebsten Schätze;
Wie solltest Du nicht auch im Himmel weilen?

II.

Ich sah Dich in dem Himmelsgarten stehn,
Mit vollen Händen ew'ge Blumen pflücken,
Von Oben liebreich auf mich niederblicken,
Und sie mir senden in der Lüfte Weh'n.

O wie ist doch ihr Farbenglanz so schön;
O wie mich ihre Düfte süß erquicken:
Tief in mein Herz hinein will ich sie drücken,
Daß sie dort blüh'n, und niemals untergeh'n.

Die Blumen sind ein heiliges Verlangen,
Ein froher Muth, unwandelbare Treue,
Und Deiner Liebe lebend Angedenken.

Ach für der Blumen schnell verwelktes Prangen,
Die ich an Deinem Grabe stets erneue,
Willst Du mir solche Himmelsblüthen schenken?

III.

Auf allen Gräbern thronet das Vergessen,
Das stumm den Finger an die Lippen drücket,
Das alle Blumen von dem Rasen pflücket,
Und welken läßt die trauernden Cypressen.

Ihr meinet, daß um Euch noch Thränen flössen,
Daß Die noch weinten, die Ihr sonst beglücket?
Ihr irrt, Ihr Todten! Neue Lieb' entzücket
Die schwachen Herzen, die Ihr einst besessen.

Wohlan, so läßt uns schweigen von den Todten!
Ein Todter aber hat uns Heil erworben,
Und dessen Name müsse stets erschallen.

Allein auch hier wird Schweigen uns geboten.
Vergessen ist ein Jeder der gestorben,
Und Er ist der Vergessenste von Allen.

IV.

Zu stehn auf Bergen in dem Glanz der Sonnen,
Zu wandeln in dem Dämmerlicht der Haine,
Zu wachen bei der Lampe nächt'gem Scheine,
Und schöpfen aus der Wahrheit tiefem Bronnen;

Dem Freunde, wenn Gefahr und Noth zerronnen,
Die Kunde bringen, daß er nicht mehr weine;
Im Vaterhaus, im traulichen Vereine
Zu fühlen neu die lang entbehrten Wonnen:

Schön ist es! — Doch das Schönste das empfunden
Mag werden auf des Glückes hellstem Pfade,
Bei reinem Sinn, und tadellosem Streben —

Es ist wie Dämm'rung vor dem Licht verschwunden,
Wenn Jesus auf uns senkt den Blick der Gnade,
Und zu der Seele spricht: Dir ist vergeben.

V.

Wenn früh am Morgen schmettert die Drommete,
Dann rafft sich auf der Krieger in dem Heere,
Und rüstet sich, daß er die Bahn der Ehre
In dem Gewühl des heißen Kampfs betrete.

Wie manchem wird, bis zu des Abends Röthe,
Die Hand ermatten durch der Waffen Schwere;
Wie mancher hofft, daß er als Sieger kehre,
Und bleibt erschlagen auf des Kampfes Stätte!

Wann aber wird am letzten großen Tage,
Erschallen die Posaun' im Wundertone,
Daß auferstehn des Lammes fromme Krieger:

Vorbei ist dann die Arbeit und die Plage,
Vorbei der Kampf; es winkt die Palmenkrone;
So viel erwarb der Eine große Sieger!

VI.

Haben wir Dich in den finsteren Stunden,
Dich in der Trübsal dunkelster Nacht,
Dich bei den Gräbern der Todten gefunden:
Dann hat das Leiden uns Segen gebracht.

Schöner, o Herr, ist Dein freundliches Glänzen,
Göttliche Sonne der geistigen Welt,
Schöner als die, so die östlichen Grenzen
Jetzt mit der strahlenden Fackel erhellt.

Wie jetzt des Schleiers wehende Säume
Faltet die Nacht zum eilenden Flieh'n;
Wie jetzt die ängstlich flatternden Träume
Schnell sich dem Lichte des Tages entzieh'n:

Also, wenn Deine Strahlen uns wecken,
Schwindet der Gram der die Herzen gebeugt,
Schwinden des Todes gewaltige Schrecken,
Und der schwer lastende Kummer entweicht.

Führe uns jetzt auch, als treuer Begleiter,
Wieder, o Herr, in das Leben hinein.
Sei uns in Kämpfen ein helfender Streiter,
Sei uns in Nächten ein tröstender Schein.

Mit Dir ist jeglicher Ruhm zu erschwingen;
Mit Dir bringt Segen uns jegliche Noth;
Mit Dir ist stets triumphirend das Ringen,
Heilig das Leben, und selig der Tod.

Wenn uns der Schatten des Todes umdunkelt,
Schauen wir plötzlich Dein leuchtend Panier;
Folgen von ewigen Strahlen umfunkelt,
Und wo Du weilest, da weilen auch wir.

Hast Du des brennenden Herzens Verlangen
Ganz durch Dein seliges Schauen gestillt:
Laß uns dann auch die Geliebten umfangen,
Die uns einst sterbend mit Trauer erfüllt.

Ach! bei des Herzens noch blutenden Wunden,
Tönet Dir jetzt schon des Gläubigen Dank;
O wie ertönt, sind die Leiden verschwunden,
Dort Dir der Seligen Jubelgesang!

VII.

Du Harfe der nächtlichen Klagen,
Die bei dem Sonnenlicht schweigt,
Dich möge die Weide hier tragen,
Die trauernd zur Erde sich neigt.

Wenn die Winde der Nacht sich erheben,
Und weh'n auf dem Todtengefild,
Dann werden die Saiten Dir beben,
Und tönen schaurig und mild.

Gespräche.

Führe uns jetzt auch, als treuer Begleiter,
Wieder, o Herr, in das Leben hinein.
Sei uns in Kämpfen ein helfender Streiter,
Sei uns in Nächten ein tröstender Schein.

Mit Dir ist jeglicher [illegible] zu erschwingen;
Mit Dir bringt Segen uns jegliche Noth;
Mit Dir ist stets triumphirend das Ringen,
Selig das Leben, und selig der Tod.

Wenn uns die Schatten des Todes umdunkeln,
Schauen wir plötzlich Dein leuchtend Panier,
Zeigen [illegible]
Und wo Du weilest, da wollen auch wir.

Hast Du des brennenden Herzens Verlangen
Ganz durch Dein seliges Schauen gestillt:
Laß uns dann auch die Geliebten umfangen,
Die uns einst sterbend mit Trauer erfüllt.

Ach! bei des Herzens noch blutenden Wunden
Tönet Dir jetzt schon des Gläubigen Dank;
O wie erst, sind die Leiden verschwunden,
[illegible] Dir der Seligen Jubelgesang!

VII.

Die Harfe der wehmüthigen Klagen,
Die bei dem Sonnenlicht schweigt,
Doch möge die Weide hier tragen,
Die trauernd zur Erde sich neigt.

Wenn die [illegible] der Nacht sich erheben,
Und [illegible] mit dem Erdengefild,
Dann tönen die Saiten Dir leisen,
[illegible] wehmüthig und mild.

Das Erwachen.

Sie. Du hast gut geschlafen?

Er. Wie noch niemals! Kaum in den Zeiten meiner Kindheit mag ich so tief, so sanft, so erquickend geschlafen haben. Der alte Vater — Du erinnerst Dich wohl — wenn er am Morgen in das Zimmer trat, wo wir ihn erwarteten, dann pflegte er auf unsere Frage, wie er geschlafen, zu antworten: Wie ein Seliger! Wie ein Seliger — so möchte auch ich antworten — habe ich geschlafen; oder vielmehr, wie ein Seliger bin ich erwacht. Ich fühle mich neu belebt; mir ist als ob ich alle Müdigkeit, alles Bedürfniß des Schlafes für immer abgelegt hätte. In meinen Gliedern ist eine Frische, in meinen Bewegungen eine Leichtigkeit! Ich glaube, ich könnte fliegen, wenn ich wollte.

Sie. Und es gefällt Dir hier an diesem Orte?

Er. Nun, ich muß Dir sagen, wir sind an manchem schönen Orte zusammen gewesen; aber dieser ist denn doch ausnehmend, und über alle Maßen schön. Welche Bäume! Wahrlich, himmelhoch! Sie tragen Blüthen und Früchte zugleich. Ihre Zweige bewegen sich im Morgenwinde, und dabei tönt es so lieblich aus ihren Gipfeln, als ob sie von einem ganzen Heere befiederter Sänger, die ich doch nicht wahrnehme, bewohnt wären. Hinter den Bäumen ragen Berge hervor. Ihre erhabenen Gestalten zeichnen sich deutlich in der reinen Luft; und zuweilen streifen Wolken, in allen Farben des Aufgangs und Untergangs glühend, an ihrem Abhang, und über ihre Spitzen hin. Auf der höchsten Spitze, aus einem milchweißen, durchsichtigen, schimmernden Nebel, erhebt es sich wie Thore, Thürme und Paläste einer großen, herrlichen Stadt. Von

eben dieser Spitze ergießt sich ein mächtiges Wasser, das ich nicht einen Strom, sondern ein Meer nennen möchte, und das dennoch nicht mit fürchterlichem Tosen, sondern mit harmonischem Klange die verschiedenen Absätze des Berges herunterfällt. Weit umher sprühen die Tropfen, welche die Bäume und Blumen benetzen, und eine Kühlung verbreiten, die von der Brust begierig eingeathmet wird. Hier aber dieser Rasen, wo wir stehen, wie ist er so voll und so dicht, und mit wunderschönen Blumen besäet; wir wandeln darüber hin, doch die Spitzen der Gräser und Blumen beugen sich nicht unter unserm Fußtritt. Einsam ist dieser Platz, doch nach allen Seiten hin eröffnen sich Aussichten; der Blick dringt von einer Ferne zur andern, und der Horizont rückt immer weiter und weiter.

Sie. Hast Du denn das Alles schon öfter gesehen; oder siehst Du es heute zum ersten Male?

Er. Obgleich mir hier so heimathlich zu Muthe ist; obgleich alles als etwas Befreundetes mich anspricht — dennoch, wenn ich es recht bedenke, so muß ich sagen: Nein, ich bin noch nie hier gewesen.

Sie. Und wundert es Dich nicht, mich wieder an Deiner Seite zu sehn?

Er. Bist Du es etwa nicht immer gewesen?

Sie. In einem Sinne wohl; in dem andern auch nicht. Deine Augen haben mich lange nicht gesehn; ich entschwand ihnen einmal.

Er. Da taucht es auf in meiner Erinnerung wie eine finstere Wolke — bange Tage, durchweinte Nächte — nur kann ich, der ich mich sonst so leicht in schmerzhafte Gedanken und Empfindungen vertiefte, sie jetzt nicht mehr recht fassen, recht ergreifen; sie scheinen mir etwas Fremdes geworden zu sein.

Sie. Denke an den vierzehnten Februar.

Er. Nun ist mir Alles ganz deutlich. Es war an einem Morgen gegen Mittag. Vier Tage warst Du krank gewesen. Wir hatten viel gefürchtet, aber doch immer gehofft. Plötzlich befiel Dich eine große Mattigkeit; Du lehntest Dein Haupt an meine Brust; Du sankest zurück mit einem tiefen Seufzer; Du starbst — es ist ausgemacht; Du bist gestorben.

Sie. Ich bin gestorben, und siehe, ich lebe!

Er. Wenn Du gestorben bist, und wenn ich Dich sehe — so träume ich wohl?

Sie. Du träumest nicht, denn Du bist wach.

Er. Oder Du bist mir vom Himmel herab auf die Erde gesendet, daß ich Dich auf kurze Zeit wiedersehn, und dann auf's neue lange Jahre hindurch Dein Verschwinden beweinen soll?

Sie. Nein, jetzt trennen wir uns nicht mehr. Auch bin ich Dir zwar entgegengesendet, aber nicht auf die Erde herab. Blicke doch um Dich: Wo hättest Du auf Erden solche Bäume, solche Blumen, solches Wasser gesehen? Blicke Dich selbst an; Du gingst einher gebeugt unter den Schwächen des Alters. Jetzt bist Du verjüngt; Du gehst nicht nur, Du schwebst; Deine Augen sehen nicht nur, sie sehen unermeßlich weit. Schaue in Dich selbst hinein: ist Dir jemals schon so wie jetzt zu Muthe gewesen?

Er. In mir ist es wie ein tiefes, unergründliches, immer bewegtes, aber doch ganz stilles und ruhiges Meer. Ja, wenn ich umher blicke, wenn ich mich ansehe, wenn ich in mein Inneres schaue, wenn ich Deine Hand in der meinigen fühle — so möchte ich sagen, ich bin selig, ich bin im Himmel.

Sie. Du bist es.

Er. Aber dann müßte ich ja gestorben seyn?

Sie. Du bist es. Hast Du denn nicht krank gelegen, an derselben Stätte wo ich gestorben bin, und wohin auch Du verlangtest gebracht zu werden? Hat Dein Sohn nicht Tag und Nacht, ohne von Deiner Seite zu weichen, Dich so treu und liebreich gepflegt? Hast Du nicht Tag und Nacht die blauen Augen Deiner Tochter offen gefunden, in denen sie die hervorquellenden Thränen zurückzuhalten strebte? Hat dann nicht eine tiefe Dämmerung, ein gänzliches Dunkel Dir den Anblick Deiner Kinder, und alles dessen, was Dich umgab, entzogen?

Er. Ich bin gestorben! Herr, des Lebens und des Todes, auf meinen Knieen danke ich Dir, daß Du etwas so Großes auch an mir vollbracht, daß Du auch mich zu dem hohen Glück, zu der großen Würde geführet hast, gestorben, und selig gestorben zu sein. Du weißt, o Herr, wie oft dieser Augenblick vor mir stand; wie oft ich Dich gebeten habe, daß Du selber, da ich es nicht konnte,

mich dazu vorbereiten, daß Du mir einen sanften, seligen Tod senden möchtest. Nun, o Herr, Du hast diese Bitte, so wie alle andern, erhört; Du hast Dich hier, wie immer, herrlich und über alle Maßen gnädig und barmherzig erwiesen! Was vor mir stand ist nun vorüber. Zwar habe ich, obgleich selbst gestorben, nicht gelernt, was der Tod eigentlich sei; aber so viel weiß ich: der Tod ist süß. Wie man ein Kind, während es schläft, aus der dunkeln Kammer in den hellen Frühlingsgarten trägt, so hast Du mich getragen von der Erde zum Himmel. — Nun aber, Liebe, halte mich nicht länger auf.

Sie? Wohin?

Er. Du kannst fragen? Zu wem anders als zu Ihm? Alles ist hier schön und lieblich: diese Bäume, diese Blumen, dies herabströmende Wasser, diese Kühlung, die sich über Bäume und Blumen, und tief in die Brust hinein ergießt; Du, Deine Gegenwart, deren ich nach so langer Trennung, nach so vielen Thränen, mich erfreue. Aber das Alles genügt mir nicht. Ihn selber muß ich sehen. Er mag seinen Himmel so schön ausschmücken als er will, das entschädigt nicht für die Entbehrung seiner Gegenwart. Er hat das Unmögliche möglich gemacht; so lange, so unermüdet, so treu hat er an mir gearbeitet, daß ich habe selig werden können. Schon ehe ich geboren ward, hat er mein sich angenommen. Wo ist sie, die kleine Erde? Da dreht sie sich; wie fern von hier! In welches Dunkel gehüllt! Ich möchte nicht wieder auf sie zurück kehren. Er hat sich dort hinuntergesenkt, hat ihren Staub mit seinen heiligen Füßen betreten, hat Hunger und Durst empfunden — ist gestorben. Ach! er wolle den Blick mir schärfen, daß ich in den Abgrund seiner Todesschmerzen tiefer als bisher hineinschauen möge! Da hat er mich zu seinem Eigenthum erworben, und damit ich, sein theuer Erkauftes, ihm nicht wieder verloren ginge, ist er von meinen frühesten Jahren an unabläßig für mich bemüht gewesen. Vieles was er für mich gethan hat, habe ich schon erkannt, als ich noch dort unten war. Mehr erkenne ich jetzt; noch mehr werde ich künftig erkennen, wenn wir alles zusammen überlegen. Jetzt habe ich auch dazu keine Zeit. Es treibt mich zu gewaltig, es zersprengt mir die Brust; ich muß hin zu ihm, ihn sehen, ihm danken, wenn ich noch

fähig bin, ihm zu danken, wenn in der übergroßen Wonne nicht auch das Gefühl des Dankes untergeht.

Sie. Du wirst ihn sehen, aber nicht ehe als bis er zu Dir kommt. Bis dahin sollst Du Dich beruhigen. Ich bin Dir entgegengesandt, um Dir zu sagen, daß dies sein Wille ist.

Er. Ich erkenne jetzt erst recht deutlich, daß ich im Himmel bin — denn mein Wille fügt sich ganz ohne Kampf in den seinigen. Ich hätte gedacht es müßte ganz unerträglich sein ihn hier nicht zu sehn. Ich ertrage es nicht nur; ich ertrage es gern. Er will es, ich will es auch. Etwas anderes scheint mir nicht mehr möglich. So leicht hatten wir es dort unten nicht! Wenn Du mir aber von ihm entgegengesandt bist, so hat er ja auch wohl mit Dir gesprochen? Er hat wohl schon manches Wort mit Dir geredet?

Sie. Schon manches.

Er. O Du wahrhaft Selige! Kannst Du mir sagen, wie Dir war, als Er das erste Mal mit Dir sprach?

Sie. Wie mir jedes der folgenden Male zu Muthe gewesen ist. Ich rede jetzt noch mit Dir eine Erdensprache, darin beschreibt sich so etwas nicht.

Er. Als Du ihn zuerst sahest, hast Du ihn sogleich erkannt?

Sie. Sogleich.

Er. Wohl an einem Glanze, wodurch er den aller Engel überstrahlt?

Sie. Er hat nicht nöthig sich mit Glanz zu umgeben; man erkennt ihn doch.

Er. Meinst Du, daß auch ich ihn sogleich erkennen werde, ohne daß Jemand mir sage, Er sei es?

Sie. Dein Herz wird es Dir sagen.

Er. Wie wird er wohl gegen mich sein, streng oder freundlich? Wenn ich dort unten, in der Dunkelheit des Erdenlebens mit ihm redete, da hat er oft recht ernst und strenge mir geantwortet.

Sie. Dort unten mußte er es zu unserm eigenen Besten. Hier ist das nicht mehr nöthig; hier braucht er seinem Herzen nicht mehr Gewalt anzuthun; er kann seiner Liebe freien Lauf lassen. Sie ist unendlich; dort konnten wir sie nicht ergründen; und hier eigentlich eben so wenig.

Er. Giebt es denn hier unter Euch Unterschiede an Herrlichkeit und Seligkeit?

Sie. Die giebt es freilich; aber da die Allerhöchsten immer zugleich die Allerdemüthigsten sind, so drängen sie sich stets zu den Niedrigsten hinunter. Und das kann er ihnen nicht verweigern, denn Er, der über alle steht, ist auch zugleich von allen der demüthigste. So werden denn doch die Unterschiede wieder aufgehoben, und wir sind alle Eins in ihm.

Er. Siehe, ich habe mir oft gedacht, wenn ich nur in den Himmel komme, nur nicht unter den Feinden des Herrn leben muß, im Himmel will ich gern von Allen der letzte sein. Du würdest, so dachte ich, in viel höheren Bezirken verweilen, und unsere Kinder auch, wenn sie die Erde verlassen hätten. Wenn Ihr auch dann nur etwa alle hundert Jahre einmal zu mir hernieder kämt; wenn ich nur von tausend zu tausend Jahren gewürdigt würde den Herrn zu schauen — so dachte ich, es würde mir genügen.

Sie. Sei getrost. Wen er annimmt, den nimmt er mit Ehren an. Weißt Du nicht, wie Er das uns beiden durch sein Wort auf eine so wunderbare Weise zugerufen hat?

Er. Wohl weiß ich es; und ich sehe, wie er Dich mit Ehre und Herrlichkeit überhäuft hat. Zwischen jenem Bilde von Dir in Deiner letzten Krankheit, das ich jetzt deutlich vor mir sehe, zwischen dieser hinwelkenden Blume, und dieser himmlischen Blüthe — welch ein Unterschied! Nein, dies Roth auf deinen Wangen kann nicht erblassen; das Licht Deiner Augen kann sich nicht verdunkeln; Deiner Gestalt können die Spuren des Alters niemals eingedrückt werden. So wirst Du hier mit mir wandeln, Du wirst mir die Herrlichkeit dieser himmlischen Wohnung zeigen, und auch zu den Andern wirst Du mich führen, die mir lieb sind.

Sie. Du wirst sie sehn, sobald Du den Herrn gesehen hast.

Er. Wie war es doch schön, wenn wir sonst den alten Vater auf seinem Dorfe besuchten! Unser Wagen rollte heran; da traten alle vor das Haus; und unter Allen suchten wir immer zuerst sein theures, ehrwürdiges Angesicht. Wie viel schöner wird es sein, ihn hier wieder zu sehn! Er, den die kleinste Freude mit Dank gegen den Geber erfüllte; er, der einen Grashalm bewunderte, der

einen heitern Sonnenstrahl anlächelte, er, der so gern unter dem gestirnten Himmel einherging, und den Schöpfer aller dieser Welten anbetete: was wird er hier empfinden, wo die Wunder der Allmacht offen und entschleiert vor ihm liegen! Er, der unaufhörlich in seinem Herzen dem Herrn dankte für seine Begnadigung, und für die geringste Erquickung, die ihm auf seinem beschwerlichen Erdenwege zu Theil ward — welchen Dank wird er jetzt seinem Erlöser zollen! „Wir werden uns wiedersehn," so sagte er mir noch in seiner letzten Krankheit, indem er mit aller Kraft, die ihm geblieben war, mir die Hand drückte, „wir werden uns wiedersehn, und Gott zusammen für seine Gnade danken!"

Sie. Bald wirst Du ihn, bald wirst Du auch Deine Mutter sehn.

Er. Meine Mutter, die mich so unaussprechlich liebte; und die ich nicht gekannt habe. Drei Jahre war ich alt, da ich sie verlor. Als sie im Sterben lag, und ich im Garten vor dem Hause spielte, „Was wird aus meinem armen Kinde werden?" soll sie da gesagt haben. Gute Mutter! Alles was aus einem Menschen werden kann, ist aus Deinem Kinde geworden — ein Bewohner des Himmels. Durch die Gnade des Herrn ist es geschehen, und auch mit der Hülfe Deiner Gebete. Ist es nicht so?

Sie. So ist es. Ich habe oft mit dem Vater und der Mutter von Dir geredet.

Er. Ist X. hier?

Sie. Ja.

Er. Ich hätte es nicht gedacht. Das war Unrecht; bin ich doch hier! — Aber die theuren Seelen, die ich auf Erden zurückließ, werde ich Kunde von ihnen empfangen; oder verschwinden sie der Wahrnehmung bis zum Augenblicke des Wiedersehns?

Sie. Diese Frage wirst Du Dir sogleich selbst beantworten können. Blicke dorthin.

Er. Ich thue es; aber ich sehe nichts.

Sie. Blicke noch länger in eben dieser Richtung — und wolle sehn. Siehst Du jetzt?

Er. Klar und deutlich. Wohl bekannt ist mir die Stätte. Der Kirchhof ist es, wo ich Dein sterbliches Theil, das auf der

Erde zurückgeblieben war, bestatten ließ. Der Ort ward mir so theuer; oft besuchte ich ihn, und betend an Deinem Grabe, erhob ich die Augen hierher, zum Himmel, wo wir nun beide sind. Unter schönen Bäumen und Blumen, dachte ich, mag sie dort wandeln! Unter Bäumen und Blumen soll auch ihre Hülle ruhen. So entstand ein Blumengarten und ein Blüthenhain, und alles Liebliche, was die Jahreszeit hervorbrachte, schmückte Dein Grab.

Sie. Ich wußte es wohl. Blicke jetzt dort hernieder. Was siehst Du?

Er. Neben Deinem Grabe ist ein anderes geöffnet. Die Thür des Kirchhofes geht auf; ein Sarg wird voran getragen; unsere Kinder folgen. Ihr weinet, geliebte Herzen, weinet so bitterlich? Könntet Ihr üns sehn, wie wir Euch sehn, Ihr würdet nicht weinen, höchstens vor Sehnsucht. Der Sarg wird eingesenkt; auch sie werfen eine Hand voll Erde auf den Sarg. Nun ist die Oeffnung geschlossen; nun ruht mein Staub neben dem Deinen. Gehet nun heim, Ihr Lieben, und ein Vorgefühl des himmlischen Trostes, den wir hier genießen, komme in Euer Herz. Kehret aber oft wieder, und besuchet das Grab Eurer Eltern. Wenn Ihr dort weinet, und betet, wollen wir Euch nahe sein, und Euch himmlische Gaben vom Herrn überbringen. Wandelt stets an seiner Hand! Er weiß gut zu leiten. Eure Eltern haben es erfahren! Und dereinst führet Er uns alle zusammen.

Sie. Amen! So wird es seyn.

Er. Hörst Du die Klänge? Was ist das? Seltsam und wunderbar, wie aus Meeresbrausen und Flötengelispel gemischt, kommen sie von dorther, und verbreiten sich durch den Himmel. Horch! Und von der andern Seite, auch ein Getön, ganz verschieden, aber eben so wunderbar und entzückend. Was ist das?

Sie. Es sind Engelchöre, die aus unermeßlichen Entfernungen einander antworten.

Er. Was singen sie denn?

Sie. Immer den Einen, der Stoff giebt zu ewigem, unendlichem Lob.

Er. Schon seit einiger Zeit wandelt dort eine Gestalt.

Sie. Betrachte sie näher; und dann sage mir, wofür Du sie hältst.

Er. Du wirst mir, da ich kaum der Erde entrückt bin, einen irdischen, kindischen Vergleich wohl verzeihn. An dem Hause, wo ich geboren bin — Du weißt es, obwohl Du damals schon nicht mehr auf der Erde warest — hatte ich einen Garten gepflanzt. Kam nun der Frühling, so begab ich mich in den Garten, und freute mich über meine Pflanzung und ihr schönes Gedeihn. Viel Bäume gab es da, viel Gesträuche, viel Blumen; ich kannte jedes Gewächs; ich hatte es ja selbst gepflanzt und gepflegt; ein jedes ward von mir in genauen Augenschein genommen; und wenn es recht lieblich grünte, herrlich blühte, kräftig zunahm — dann hatte ich daran eine herzliche Freude. So scheint mir auch jener Mann der Gärtner in diesem Himmelsgarten zu seyn. Er geht einher, so ganz still und unscheinbar, aber man merkt ihm wohl an, daß ihm alles sehr genau bekannt ist. Er wendet nach allen Seiten hin vergnügte und zufriedene Blicke, und scheint an der ganzen Schöpfung hier recht seine Freude zu haben. — Wie ist mir denn? Bisher bin ich so ruhig gewesen; habe in meinem Innern nichts als sanfte Regungen gespürt. Jetzt fängt es an hier zu stürmen; es reißt an meinem Herzen; mir schwindelt; der Himmel mit seiner Herrlichkeit vergeht vor meinen Blicken; ich sehe nur ihn allein. Fast glaube ich wieder Schmerzen zu fühlen, doch in diesen Schmerzen liegt eine höhere Seligkeit. Ich brenne vor Verlangen mich ihm zu nahen. Ein Bekannter ist es gewiß, und doch habe ich ihn niemals mit leiblichen Augen gesehn. Jetzt wendet er sich, er sieht uns an. Er scheint sich über uns zu freuen. Es ist als ob eine Freudenthräne in seinem Auge glänzte. Ich kann mich nicht längerhalten, ich muß hin zu ihm, ich muß ihm sagen, daß ich ihn liebe, wie ich noch nichts geliebt habe. Er hebt die Hände — wie? in den Händen ein Maal; aus dem Maal ein glänzendes Licht? Ja, das sind sie, das sind die durchgrabenen, segnenden Hände. Er segnet uns! Tief im Herzen fühle ich seinen Segen. Jetzt weiß ich, daß ich im Himmel bin; jetzt weiß ich, daß Er es ist.

Sie. Hin zu ihm!

Die geistliche Beredsamkeit.

Jüngling. Wollten Sie mir wohl so kurz und so gründlich als möglich vier wichtige Fragen beantworten?

Mann. Kurz und gründlich vier wichtige Fragen? Recht gern; wenn ich kann. Was betreffen diese Fragen?

Jüngling. Sie können es, denn diese Fragen betreffen die geistliche Beredsamkeit. Ich habe sie mir auf einen Zettel hier geschrieben. Es sind folgende: Muß ich für den Verstand, oder für das Herz; muß ich erhaben oder einfach predigen? Muß ich meine Persönlichkeit dem Ideale, oder das Ideal meiner Persönlichkeit aufopfern? Muß ich concipiren und memoriren, oder aus dem Stegreif reden?

Mann. Das Sprichwort hat wahrlich Recht, wenn es sagt, ein Jüngling könne in einem Augenblicke mehr fragen, als ein Mann in mehreren Stunden beantworten kann.

Jüngling. Ein Jüngling? Ich denke im Sprichworte heißt es: ein Narr.

Mann. Ich glaube in der That so heißt es; verzeihn Sie. Ihre erste Frage?

Jüngling. Muß ich für den Verstand oder für das Herz predigen?

Mann. Das können Sie durchaus halten wie Sie wollen.

Jüngling. Wie ich will?

Mann. Ja, denn sehn Sie, der Verstand hat seine Rechte, und das Herz hat auch die seinigen. Ich liebe eine Predigt die mich überzeugt; ich liebe auch eine die mich rührt. Beide Arten zu predigen sind gut, können es wenigstens seyn. Fragen Sie weiter.

Jüngling. Nun das geht schnell, in der That. Kurz sind die Antworten, aber — Die zweite Frage ist: Soll ich erhaben oder einfach predigen?

Mann. Um diese zu beantworten, müßten wir erst wissen, was wir erhaben und was wir einfach nennen.

Jüngling. Wissen Sie es?

Mann. Indem ich jetzt ein wenig darüber nachdenke, scheint es mir, das Erhabene liege immer in einer Idee, die über die Grenzen des Verstandes hinausgeht, die also auch nicht begriffen, sondern nur durch das höchste Vermögen des Geistes aufgefaßt werden kann.

Jüngling. Nicht übel, wahrhaftig, nicht übel! Nur nicht pikant genug ausgedrückt. Ich zum Beispiel würde sagen — denn ich habe mich viel mit Aesthetik beschäftigt — erhaben sei dasjenige was ganz nahe an Unsinn grenzt, ohne jemals Unsinn zu werden.

Mann. Diese Definition haben sie abstrahirt..?

Jüngling. Von den erhabensten Stellen der Dichter und Redner aller Nationen; auch der Deutschen.

Mann. Sie ist selbst erhaben.

Jüngling. Sie wollen sagen, daß sie an Unsinn grenzt.

Mann. In der That...

Jüngling. Aber ohne Unsinn zu werden. Sie bewährt sich also vollkommen.

Mann. Und was wäre denn nun einfach?

Jüngling. Dasjenige, was sich so fern als möglich vom Unsinn hält, und dadurch oft ganz abgeschmackt wird. Wie soll ich nun predigen, frage ich, erhaben, oder einfach?

Mann. Sie können darin gänzlich Ihrer Neigung folgen; nur müssen Sie sich hüten, jemals weder unsinnig noch abgeschmackt zu werden. Fragen Sie weiter!

Jüngling. Also wiederum abgemacht! Die dritte Frage ist: Soll ich die Persönlichkeit dem Ideale, oder das Ideal der Persönlichkeit aufopfern?

Mann. Wie kommen Sie auf diese Frage?

Jüngling. Ich habe bemerkt, daß das einen großen Unterschied unter den Rednern macht, ob sie Schule haben, oder Naturalisten sind. Bei den einen findet man eine Bildung nach gut oder schlecht gewählten Mustern, eine von ihnen angenommene Tradition oratorischer Regeln. Bei den andern findet man eine immer schärfer

und schärfer hervortretende, oft liebenswürdige, oft wunderliche, aber deshalb nicht weniger interessante Persönlichkeit. Von diesen letzteren erinnere ich mich keine unter den Griechen und Franzosen entdeckt zu haben; aber unter den Deutschen sind sie nicht selten.

Mann. Junger Mann, Sie haben doch in der That ziemlich viel Verstand.

Jüngling. Daran zweifelt wohl Keiner . . .

Mann. Weniger als Sie selbst. Sie fragen also, ob Sie sich nach einem Ideale, nach einem Muster bilden, oder keiner andern Regel als ihrer Persönlichkeit folgen sollen. Darauf ertheile ich ihnen die Antwort. . . .

Jüngling. Nun, ich bin doch sehr gespannt.

Mann. Thun Sie durchaus was Sie nicht lassen können.

Jüngling. Was ich nicht lassen kann? Wie meinen Sie das?

Mann. Ist das Ideal in Ihnen gewaltiger, so regiere dies, ist die Persönlichkeit gewaltiger, so möge sie hervortreten.

Jüngling. Weiter haben Sie mir nichts zu sagen?

Mann. Durchaus nichts. Die vierte Frage?

Jüngling. Soll ich concipiren und memoriren, oder aus dem Stegreif reden?

Mann. Herrliche Sache um eine freie Rede! Wie frisch, lebendig dann alles hervortritt!

Jüngling. Also soll ich? . . .

Mann. Und so recht gründlich auszuarbeiten und zu memoriren, ist doch auch sehr zu rathen.

Jüngling. Ich soll also wieder nicht? Was soll ich denn eigentlich?

Mann. Was Gott will.

Jüngling. Was will Gott aber?

Mann. Das wird er Ihnen durch ihr Inneres und durch die Verhältnisse zeigen.

Jüngling. Hören Sie, mein Herr!

Mann. Ich höre.

Jüngling. Ich bin außer mir.

Mann. So gehen Sie in sich.

Jüngling. Sie scheinen mich zu mystifiziren.

Mann. Daß ich nicht wüßte.

Jüngling. Aber Sie antworten ja immer zugleich Ja und Nein auf meine Fragen.

Mann. Weil immer beides zugleich darauf geantwortet werden muß.

Jüngling. Ich hätte es mir auch wohl denken können, daß ich bei Ihnen nicht finden würde, was ich suche.

Mann. Was suchen Sie denn eigentlich?

Jüngling. Eine Anleitung um ein berühmter Redner zu werden. Ich habe sie gesucht bei Lebenden und bei Todten; bei Griechen, Römern, Engländern, Franzosen und Deutschen. Sie werden es mir kaum glauben, aber ich habe funfzig größere oder kleinere, hierin einschlagende Schriften perlustrirt. Sie haben ja auch wohl darüber einen Traktat verfaßt?

Mann. Ja: Die Beredsamkeit eine Tugend.

Jüngling. Curioser Titel!

Mann. Nicht curioser als der Inhalt. Kennen Sie diesen Traktat?

Jüngling. Er ist mir entgangen. Alle diese Schriften sage ich, habe ich gelesen und studiret. Ich habe mehr gethan: ich habe mir eine eigene Theorie der Beredsamkeit gebildet. Ich habe noch mehr gethan: ich habe nach dieser Theorie recensirt.

Mann. Recensirt? Sie erschrecken mich! Was denn?

Jüngling. Predigten, und zwar in berühmten Journalen.

Mann. Nicht doch! Sie scherzen.

Jüngling. Bittrer Ernst! Ihre eigenen Predigten habe ich recensirt.

Mann. Sie wollen mir bange machen.

Jüngling. Wahr und wahrhaftig! Recensirt habe ich Ihre Predigten, und zwar . . . scharf!

Mann. Erbarmen Sie sich mein!

Jüngling. Ja, mein Lieber, das ist nun einmal nicht anders. Haben Sie's gelesen?

Mann. Ich lese keine Journale.

Jüngling. Liest keine Journale! Mann! Wie wollen Sie denn mit der Zeit fortschreiten?

Mann. Wer sagt Ihnen, daß ich mit der Zeit fortschreiten will?

Jüngling. Ereifern Sie sich nicht; ich dachte, das verstände sich von selbst. Wenn es Sie aber beleidigt, so nehme ich es zurück.

Mann. Gewiß haben Sie auch selbst oft gepredigt.

Jüngling. Ja, das habe ich; darauf wollte ich eben kommen. Aber ich habe dabei traurige Erfahrungen gemacht.

Mann. Wie so?

Jüngling. Diejenigen, die von Amtswegen meine Predigten beurtheilten, wollten viele Fehler darin entdecken, die schwerlich vorhanden waren. Doch darüber würde ich mich leicht hinwegsetzen. Empfindlicher ist es mir, was ich nur zu deutlich merke, daß ich das Schrecken der Zuhörer bin. So bald sie meines Angesichtes ansichtig werden, stehen sie größtentheils auf, und schleichen sich davon — was bei einer guten Kirchenpolizey nicht geschehen dürfte; und das Amen spreche ich oft allein vor dem Küster.

Mann. Hören Sie, und merken Sie es sich! Wer Christum vor leeren Bänken mit Demuth und Freudigkeit predigt; der steht auf einer sehr hohen Stufe im Reiche Gottes; während Derjenige, um den viele Tausende zusammenströmen, wenn sich dabei, wie es wohl geschieht, etwas menschliches in ihm regt, in Gottes Augen viel niedriger steht.

Jüngling. Das ist wohl Mystizismus?

Mann. Könnte wohl seyn.

Jüngling. 'S ist nichts für mich; es tröstet mich nicht. Ich fing nun an zu zweifeln, ob ich wohl auf dem rechten Wege seyn möchte.

Mann. Brav! Aus Ihnen kann etwas werden.

Jüngling. Da beschloß ich mich an Sie zu wenden. Sie sind zwar nur ein einfacher Mann, der, wie er selbst gesteht, mit der Zeit nicht fortgeschritten ist. Aber sie haben doch eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung, und ich hoffte, daß Sie mir aus derselben einen guten Rath geben würden. Sie haben es nicht gewollt. Sie haben mich zum Besten gehabt. Leben Sie wohl.

Mann. Bleiben Sie, ich bitte. Sie fragten, da wollte es nicht gehn. Jetzt will ich fragen, vielleicht geht es da besser. Wollen Sie antworten?

Jüngling. Ich werde sehn.

Mann. Drei Fragen sind's, die ich Ihnen vorzulegen habe. Die Hand auf's Herz, theurer junger Mann, und den Blick gen Himmel erhoben — wofür halten Sie sich?

Jüngling. Für einen jungen Mann, der durch seine glücklichen Anlagen, durch seinen anhaltenden Fleiß, durch seine tadellose Führung zu mehr als gewöhnlichen Hoffnungen berechtigt.

Mann. So? Wissen Sie denn aber gar nicht, daß Sie ein Sünder sind?

Jüngling. Nennen Sie mir den Ehrenschänder, der Ihnen das von mir gesagt hat; ich werde ihn zu züchtigen wissen.

Mann. Ehrenschänder? Großer Gott! Schrift und Gewissen sagen ja einem Jeden dasselbe.

Jüngling. Mir nicht, einem wohlerzogenen Menschen nicht.

Mann. Doch, doch, wenn er in der Schule des heiligen Geistes erzogen ist. Das Herz ist Ihnen also nicht vor Schmerz über die Sünde gebrochen?

Jüngling. Nein, es ist gesund, ganz und ohne Riß.

Mann. Das thut mir leid; denn so lange es in diesem Zustande bleibt, werden Sie nicht erbaulich predigen. — Meine zweite Frage ist: Lesen Sie die Bibel?

Jüngling. Wie sollte ich nicht? Kritik und Exegese des alten und neuen Testamentes ist mein Lieblingsstudium.

Mann. Ein herrliches, treffliches Studium! Gott segne es Ihnen auch dadurch, daß es Sie nicht verhindere die Bibel zu Zeiten wie ein einfältiger Christ zu lesen.

Jüngling. Und wie liest sie der?

Mann. Wie ein frommer Sohn ein zu ihm gelangtes Schreiben seines geliebten entfernten Vaters lieset. Bei einem jeden Worte denkt er: Das ist Dir gesagt, das mußt Du beherzigen. Die Worte sehen und strahlen ihn an; sie erscheinen ihm wie Perlen und köstliche Edelsteine. Täglich vermehrt sich der Schatz derjenigen, die er in sein Herz, und dadurch auch in sein Gedächtniß aufnimmt. Nun werden sie in seinem Innern lebendig, und verknüpfen sich darin auf mannigfaltige Weise. Ein jedes, da es sich nicht auf einen einzelnen Kreis, sondern auf mehrere hinter einan-

der liegende Schichten von Gegenständen bezieht, hat einen unendlichen Sinn, den Erfahrung und Nachdenken allmälig entwickeln, der den an sich armen menschlichen Geist mit dem Reichthum göttlicher Wahrheit und Weisheit füllt; und auch, wenn das Reden Beruf ist, der Rede den Inhalt giebt, den jeder christliche Zuhörer verlangt. Haben Sie so die Bibel gelesen?

Jüngling. Mit Nichten; auch verbieten es mir die Grundsätze einer gesunden grammatisch-historischen Interpretation.

Mann. Das fragte sich! — Wenn Sie aber die Bibel nicht auf diese Art lesen, werden Sie nie erbaulich predigen. Nun meine dritte und letzte Frage: Beten Sie?

Jüngling. Ja, zu mir selbst.

Mann. Wie? Zu Ihnen selbst?

Jüngling. Beten heißt die Kräfte des Geistes und des Willens sammeln zum reinen Denken und zum sittlichen Handeln. Wenn ich das thue, wende ich mich nur an mich selbst; und aus mir selbst entwickelt sich auch die höhere Kraft, die mir alsdann zu Gebote steht.

Mann. Armer junger Mann! Also, zu Ihrem himmlischen Vater, zu Ihrem Heiland zu reden; so recht einfältig und innig, wie etwa ein Kind zu seinem Vater und ein Freund zu seinem Freunde redet; vor dem allmächtigen, gnädigen Helfer alle Ihre Noth, geistige und irdische, große und kleine zu bejammern, und ihn dann recht treuherzig und flehentlich zu bitten: Hilf mir! — das ist Ihnen unbekannt? Glauben Sie mir, so lange Sie nicht beten, werden Sie nicht erbaulich predigen. — Ich bin zu Ende, und habe über die geistliche Beredsamkeit Ihnen das Beste, das ich selber weiß, mitgetheilt.

Jüngling. Wo will denn das Alles eigentlich hinaus? Denn bisher, das gestehe ich, habe ich es noch nicht begriffen.

Mann. Dahin will es hinaus, daß die geistliche Beredsamkeit nichts anders ist als das Ausströmen des innern, geistigen Lebens, welches vom Geiste Gottes erzeugt, und welches täglich genährt werden muß durch Buße, Gebet, und Lesen des göttlichen Wortes. Wo dies innere Leben nicht vorhanden ist, da kann die geistliche Beredsamkeit nichts anders seyn, als ein Gaukelspiel, als

ein Versuch die Zuhörer, die im Dunkel sitzen und vor Frost zittern, glauben zu machen, daß sie erleuchtet und erwärmt würden. Eine solche Täuschung, wenn es auch gelänge sie hervorzubringen, wird niemals lange dauern; denn das sagt doch am Ende einem jeden sein Gefühl, ob er sieht oder nicht, ob ihm warm ist, oder ob ihn friert. Wie hingegen aus der Flamme, durch ihre natürliche, nothwendige Wirkung, Licht und Wärme strömt: so wird auch das geistige Leben, wo es vorhanden ist, von selbst in der Rede hervortreten; und es wird auch dadurch seine innere Herrlichkeit offenbaren, daß es unter den verschiedensten Formen sich mittheilt, und daß keine derselben ihm etwas Wesentliches geben oder nehmen kann. Wendet es sich an den Verstand, um die Einsicht zu befestigen, so wird es nicht der Wärme ermangeln; wendet es sich an das Herz um Gefühle zu erwecken, so wird auch in diesen die Klarheit nicht vermißt werden. Nimmt der Geist den erhabensten Schwung, so wird doch das Evangelium dadurch nicht erhabener erscheinen, als es durch sich selber ist; und erhaben wird es bleiben, auch wenn es in dem einfachsten, schmucklosesten Gewande erscheint. Ist das Streben nach dem Ideale einem Gemüthe angeboren, so wird auch die höchste Kunst, wenn sie nur dem Evangelium dienstbar ist, und sich ihm unterwirft, niemals seiner Heiligkeit und Würde Abbruch thun; und nicht minder wird es durch eine rohe und ungebildete Persönlichkeit sich entfalten können; sobald sich nur diese durch den Glauben geheiligt hat. Auch die Vorbereitung mag lang seyn oder kurz, sie mag Niedergeschriebenes dem Gedächtniß einprägen, oder allein die Gedanken ohne die Worte vorbereiten — darauf kommt es nicht an; sondern darauf, daß ein jeder, der ein Verkündiger des göttlichen Wortes seyn will, diesem heiligen Berufe seine Zeit, so viel er deren hat, und seine besten Kräfte widme; der, welcher viel hat, wird nicht besser auskommen, als der, welcher wenig hat, wenn dieser es nur eben so treu meint. Freilich kann auch, bei gleicher Kraft und Lebendigkeit des innern christlichen Lebens, der eine mehr, der andere weniger Zuhörer um sich versammeln, der eine mehr, der andere weniger gerühmt werden. Aber thöricht wäre es, nach dem einen oder nach dem andern auf den Segen des Wirkens überhaupt schließen zu wollen. Deshalb ist keiner ein be-

gnadigter Redner, weil er vor einer großen Versammlung redet; er ist es durch den Glauben, aus welchem er redet, sollte er auch nur vor Zweien oder Dreien reden; denn wo Glauben ist, da ist auch Segen; und an dieser Gewißheit möge sich jeder genügen lassen.

Jüngling. Es genügt mir aber nicht. Wenn ich auf dem Abhange des Lebens stände, das Wenige, das mir beschieden, schon erreicht hätte: dann möchte ich mich auch wohl mit solchen Gedanken trösten. Aber ich stehe im Anfang einer Laufbahn, die sich weit und unermeßlich vor mir öffnet; und durch verächtliche Demuth soll mir mein hohes Ziel nicht verdunkelt, mein Streben nach demselben nicht gehemmt werden.

Mann. Keck sprechen Sie es aus, was jetzt so manche Jünglinge, und gewiß nicht die schlechtesten, ein jeder in Rücksicht auf seine Bestimmung fühlen; was der von Kindheit an als Triebfeder zu allen Anstrengungen benutzte, und dadurch furchtbar entwickelte Ehrgeiz ihnen eingiebt. Aber Entsetzen ergreift mich, wenn ich bedenke, Wer zuerst so gefühlt hat!

Jüngling. Welchen Redner meinen Sie?

Mann. Redner! Freilich, das kann er auch seyn! Wenn er die Lügen redet, so redet er von seinem Eigenen.

Jüngling. Sie meinen also den . .

Mann. Den ich nicht gern nenne.

Jüngling. Es giebt ja keinen!

Mann. Das sollten doch die ehrgeizigen Menschen am wenigsten behaupten! Die sollten doch ihren Generalissimus und Feldmarschall kennen; ihn, dessen Losungswort ist: Falle nieder! Bete mich an! Gebe doch der Herr, daß von Denen, die sein Wort verkündigen, Keiner mit seinem Feinde ein geheimes Verständniß unterhalte!

Jüngling. Sie überlassen sich da wirklich einem ganz ungerechten Zorn. Lassen Sie uns, ehe wir scheiden, doch die Sache einmal ganz ruhig überlegen. Ich versetze mich dabei so viel als möglich auf Ihren Standpunkt. Ich soll erbauen, nicht wahr? Wie kann ich erbauen, ohne zu gefallen; wie kann ich gefallen, ohne daß man mich rühmt?

Mann. Das muß ich nun wieder läugnen; und ich behaupte, daß es ganz und gar nicht nöthig ist den Zuhörern zu gefallen; ja daß es zuweilen gut seyn kann, ihnen recht derb zu mißfallen.

Jüngling. Aber man predigt doch einmal für Menschen.

Mann. Das läugne ich eben.

Jüngling. Nicht für Menschen?

Mann. Man predigt für Gott; und die Predigt ist die beste, die Gott am besten gefällt.

Der Ritter von der traurigen Gestalt.

Theophilus. Kein abgeschmackteres Buch als der Don Quixote!

Ludovico. Kein köstlicheres Buch als der Don Quixote!

Adalbert. Ein sehr lehrreiches und erbauliches Buch der Don Quixote!

Theophilus. Lehrreich und erbaulich? Das ist etwas stark. Immerhin köstlich; dabei habe ich nicht nöthig, mir etwas zu denken. Aber daß der Don Quixote lehrreich und erbaulich sei, das will denn doch etwas sagen, das ist eine Behauptung; aber ich muß gestehn, eine der wunderlichsten, die ich jemals gehört habe.

Ludovico. Auch ich bin nicht wenig überrascht, denn es stimmt diese Ansicht durchaus nicht mit derjenigen überein, die jetzt bei allen geistreichen Kunstrichtern herrschend ist, und die ich mir ebenfalls zu eigen gemacht habe.

Adalbert. Ich bin bereit, die meinige gegen die Ihrige zu vertheidigen, sobald Sie uns mit der letzteren noch etwas genauer werden bekannt gemacht haben.

Theophilus. Erlauben Sie mir, mich hinweg zu begeben.

Adalbert. Sie müssen bleiben. Gerade Sie möchte ich gern für meine Meinung gewinnen. Lange soll es übrigens nicht dauern.

Ludovico. Die einzige richtige Ansicht wäre also diese. Don Quixote ist der Mensch, der dem Ideale folgt, und der es in dieser niederen und gemeinen Welt zu verwirklichen strebt. Er hat alles hingegeben in der Begeisterung für einen großen Gedanken, mit welchem er auf die sinnreichste Weise das was ihn umgiebt, und was sich ereignet, in Beziehung zu setzen weiß. Die Welt, die immer das Edle und Schöne verkannt hat, läßt auch seinem großartigen Streben keinesweges Gerechtigkeit widerfahren. Auf die allerempfindlichste Weise wird der Held stets von seinen Höhen zu dem

Boden der gemeinen Wirklichkeit herabgestürzt; aber stets erhebt er sich wieder, immer erfindungsreicher in der Umgestaltung eines gemeinen Hergangs zu einem wunderbaren Ereigniß, immer herrlicher und rührender in seinem Muth und in seiner Ausdauer. Die mit der Wirklichkeit kämpfende, und ihr unterliegende Idee, dies ist der große, ewig wahre Inhalt dieses Meisterwerkes, der ihm auf alle dem Ideale nicht ganz fremde Gemüther einen unwiderstehlich zauberischen Einfluß sichert.

Adalbert. Ehe ich darauf antworte, müssen wir uns zuvor über einen Grundsatz verständigen. Meinen Sie, daß jener tiefe Kern, der sich immer in einem wahren Kunstwerke befindet, auch immer dem Dichter deutlich vor das Bewußtseyn getreten seyn müsse; daß also in diesem Falle Cervantes auch mit seinem Helden gerade eben das gemeint und gewollt habe, was Sie dabei denken?

Ludovico. Das will ich keinesweges behaupten; vielmehr stimme ich denjenigen bei, welche lehren, man müsse einen Dichter besser verstehn, als er sich selbst verstanden hat, sonst verstehe man ihn gar nicht.

Adalbert. Hierin bin ich vollkommen mit Ihnen einverstanden. Gerade das, was man in den besten Augenblicken redet oder schreibt, das ist gewöhnlich etwas anderes, oder wird etwas anderes als man selber gedacht und gewollt hat. Sie erlassen mir also gewiß auch den Beweis, daß es die bewußte Absicht des Dichters gewesen sey, gerade das in sein Werk hineinzulegen, was ich darin finde.

Ludovico. Ich muß wohl. Nun aber zur Sache, und lassen Sie uns Ihre Ansicht vernehmen.

Adalbert. Es ist kürzlich die, daß der Don Quixote ein Tractat gegen den Ehrgeiz und den Eigennutz, und daß er eben deßhalb so lehrreich und so erbaulich ist.

Theophilus. Wenn er das ist, was Sie sagen, so wollte ich ihn wahrlich nicht mehr verachten.

Ludovico. Und ich würde dann gerade anfangen ihn zu verachten. Schämen Sie sich nicht, dies herrliche Kunstwerk herabzuwürdigen, indem Sie solche platte, gemeine, moralische Nutzanwendungen daraus ziehn?

Adalbert. Ich sollte nicht glauben, daß durch die sittlichen Beziehungen, die es enthält, durch die ethischen Ideen, die es ausspricht, irgend ein Kunstwerk verlieren könnte.

Ludovico. Wie, der edle, in die Ritterpoesie hineinreitende Ritter von La Mancha . . .

Adalbert. Ist in meinen Augen ein von der sündlichen Leidenschaft des Ehrgeizes beherrschter Narr. Und ich bin bereit, Ihnen aus dem Buche selbst mehrere Umstände anzuführen, die sich durchaus nicht mit ihrer Ansicht, aber gar wohl mit der meinigen in Einklang bringen lassen.

Ludovico. Führen Sie den Beweis.

Theophilus. Ja, lassen Sie uns Ihre Gründe hören.

Adalbert. Zuerst also frage ich Sie, meine Herren, werden Sie durch die unzähligen Unfälle, die den edlen Ritter von La Mancha betreffen, zum Weinen oder zum Lachen bewegt?

Theophilus. Zum Lachen; wie anders? So abgeschmackt das Zeug auch ist, habe ich doch immer herzlich darüber lachen müssen.

Adalbert. Und Sie, verehrter, gebildeter Kunstfreund und Kenner?

Ludovico. Nun, daß ich eben geweint hätte, kann ich nicht sagen. Ich habe, wenn auch nicht gelacht, doch gelächelt.

Adalbert. Sehn Sie denn aber nicht ein, daß, wenn Ihre Ansicht die richtige wäre, Sie hätten weinen müssen? Ist das eine Sache zum Lachen, wenn dem Märtyrer einer großen Idee die Zähne eingeschlagen, und die Rippen zerbrochen werden? Darüber weinen diejenigen, die, wie Sie sagten, dem Ideale nicht fremd sind; und sie sollen auch darüber weinen. Können Sie aber nicht umhin darüber zu lachen, so ist dies ein Zeichen, daß derjenige, dem diese Unglücksfälle begegnen, nichts ist als ein Narr, der solche Züchtigungen verdient hat.

Theophilus. Ich denke, Sie haben so unrecht nicht.

Ludovico. Mit der Theorie des Lachens und des Lächerlichen bin ich noch nicht ganz im Reinen; deshalb bitte ich um die Erlaubniß, künftig einmal hierauf zu antworten.

Adalbert. Erwägen Sie ferner: Kann man sagen, daß

derjenige für ein Ideal begeistert sei, der an dies vermeinte Ideal selber nicht glaubt?

Theophilus. Wenn er selbst nicht eigentlich daran glaubt, wenn er selbst sich in die Begeisterung hineinschrauben muß, so ist er nichts anders als ein Phantast.

Ludovico. Das sage ich ebenfalls; und deshalb ist eben der Held von La Mancha so achtungswerth, weil ihn nie der geringste Zweifel anwandelt, daß er ein wirklicher irrender Ritter sei.

Adalbert. Er hat daran gezweifelt.

Ludovico. Unmöglich; ich kenne das Buch viel zu genau. Sie werden mir keine einzige Stelle, woraus sich das auch nur vermuthen ließe, anführen können.

Adalbert. O daß ich einfacher Mann, der ich nur zu meiner Erbauung und Besserung lese, einen Kunstrichter auf eine Stelle, die ihm entgangen ist, aufmerksam machen muß! Als Don Quixote zu dem Herzog kommt, und dort mit viel Ceremonien empfangen wird, so heißt es . . . da haben Sie das Buch; lesen Sie selbst.

Ludovico. De todo lo qual se admiraba Don Quixote, y aquel fué el primer dia que de todo en todo conoció y creyó ser caballero andante verdadero y no fantastico, viendose tratar del mesmo modo que el habia leido se trataban los tales caballeros en los pasados siglos.

Adalbert. Uebersetzen Sie es doch für unsern Theophilus, der nicht Spanisch versteht.

Ludovico. „Dies alles bewunderte Don Quixote, und dies war der erste Tag, an welchem er ganz und gar erkannte und glaubte, daß er ein wahrhafter und nicht phantastischer irrender Ritter sei, indem er sich eben so behandelt sah, wie man, nach dem was er gelesen, diese Ritter in den verflossenen Jahrhunderten zu behandeln pflegte.“

Adalbert. Erkennen Sie hier das Wesen des Ehrgeizes, oder, wenn Sie lieber wollen, der Eitelkeit? Der Eitle hat kein Ideal, das über ihm schwebt, und dem er sich aufopfert. Er selbst ist sein Ideal; er will nicht etwas bewirken, sondern etwas vorstellen. Dabei aber ruft die innere Stimme unaufhörlich ihm zu:

Laß ab, laß ab; Du bist das nicht wofür Du Dich ausgiebst; mache doch nicht Dir selbst und andern etwas weiß. In einem solchen Schwanken und Zweifeln ist ihm denn ein jedes Lob ungemein willkommen, das vielleicht gar nicht ernstlich gemeint war, welches er aber als eine Stütze seiner schwankenden Ueberzeugung ergreift. Damit stimmt es auch vortrefflich, daß Don Quixote, da ihm die irrende Ritterschaft untersagt ist, mit dem Gedanken umgeht, ein Schäferleben zu führen. Denn während der wahrhaft Begeisterte niemals seine Ideale wechselt, so bleibt sich doch der eitle Mensch keineswegs in seinen Anmaßungen treu; Ritter und Schäfer — das ist ihm einerlei, wenn er dabei nur als Etwas, das er nicht ist, erscheinen kann.

Ludovico. Nach Ihrer Ansicht werden Sie aber Sancho's Verhältniß zu seinem Herrn nicht erklären können.

Adalbert. Ich kann es sehr wohl, und das ist eben die Blume von meiner ganzen Beweisführung. Sagen Sie mir doch aber zuerst, wie erklären Sie es denn, daß diese beiden so verschiedenen, sich immer zurückstoßenden Charaktere, wie durch eine Wahlverwandtschaft an einander gebunden sind? Wie erklären Sie es, was noch unbegreiflicher scheint, daß der Leser ihre endlosen Zwiegespräche, worin doch nur immer dasselbe Thema abgehandelt wird, nicht nur erträgt, sondern mit immer steigendem Ergötzen vernimmt?

Ludovico. Erkennen Sie denn darin nicht die Meisterhand des Künstlers, daß er der poetisch ausschweifenden Natur des Herrn, diese nüchterne prosaische Natur des Dieners, die sich immer in den engsten Grenzen der Wirklichkeit hält, zum Gegensatze gegeben hat?

Adalbert. Daß beide Charaktere einen Gegensatz bilden sollen, sehe ich wohl. Aber die Frage ist: Auf welchen Gesetzen der menschlichen Natur beruht es, daß beide, trotz ihrer Verschiedenheit, sich immerfort anziehn, einander unentbehrlich sind? Woher kommt es, daß dies auch dem Leser nicht auffällt, und daß sein Gefühl ihm sagt, Einer sei für den Andern gemacht? Denn ziehen wir die Erfahrung zu Rathe, so finden wir, daß es sich ganz anders verhält, daß die poetischen und die prosaischen Naturen, die

dem Ideale und die der Wirklichkeit zugewendeten, sich gegenseitig abstoßen, und daß zwischen ihnen eben so wenig sich eine Vereinigung stiften läßt, als zwischen Feuer und Wasser.

Theophilus. Nun, wie erklären Sie denn dieses Räthsel?

Adalbert. Don Quixote ist der Ehrgeiz und Sancho der Eigennutz. Beide Leidenschaften sind Brüder, in demselben Herzen geboren von der Sünde. Sie will seyn wie Gott, und giebt dadurch dem Ehrgeize das Daseyn; sie schaut an, daß von dem Baume gut zu essen wäre, und erzeugt den Eigennutz. Alle Leidenschaften, auch bei einem äußerlich verschiedenen Streben, stehn dennoch mit einander in genauer Verbindung. Das hat Cervantes wohl gefühlt; deshalb hat er dem Don Quixote nicht nur den Sancho zugesellt, er läßt auch, in dem ersten Theile, das Spiel unzähliger andern irdischen Leidenschaften sich um die beiden bewegen. Das fällt zwar weg in dem zweiten Theile; aber es bleibt doch der Herr und der Diener; diese genügen, denn Ehrgeiz und Eigennutz sind die Haupttriebe des natürlichen Menschen; und der Leser hat an ihren endlosen Gesprächen eine immer gleiche Freude, weil das Dichten und Trachten des natürlichen Herzens doch eigentlich nichts anders ist als ein Selbstgespräch zwischen Ehrgeiz und Eigennutz.

Ludovico. Seltsame Verbindung des Pietismus und der Belletristerei! Also trüge wohl jeder sogenannte natürliche Mensch seinen Don Quixote und seinen Sancho im Herzen?

Adalbert. Ohne Zweifel. Der Herr spricht: Folge mir, wir wollen Königreiche erobern. Das wird nicht angehn, versetzt der Diener. Doch, doch, fährt der erste fort; und dann sollst du Statthalter einer Insel werden. Empfange indeß eine Verschreibung auf einige Eselsfüllen. Dadurch gestärkt folgt der Diener, immer noch zweifelnd; hat aber der Herr einen armen Reisenden heruntergestochen, so ist er schnell zum Glauben erwacht, und springt von seinem Esel, um den Gefallnen zu plündern. Ich frage Sie, meine Freunde, ist das nicht eine ewig wahre Geschichte? Hat sie sich nicht in unser aller eigenem Herzen zugetragen?

Theophilus. Gut, vortrefflich! Theilen Sie uns noch mehr

von den erbaulichen Betrachtungen mit, die Sie über das Buch anstellen.

Adalbert. Ich denke mir den armen Ritter mit dem Becken auf dem Kopfe, dem geflickten Harnisch vor der Brust, der Stange in der Hand, sitzend auf dem abgelebten Klepper; und ich spreche zu mir selbst: So erscheint jeder Ehrgeizige, mag er auch mit einer Lorbeerkrone geschmückt, auf einem geflügelten Rosse, oder auf einem Triumphwagen einherziehn — so erscheint er in den Augen der ewigen Wahrheit. Jeder Ehrgeizige ist ein Ritter von der traurigen Gestalt. Aber gieb Acht, was ihm bevorsteht! Siehst Du, wie die Mühlenflügel ihn zu Boden werfen, wie die Maulthiertreiber ihn zerschlagen, daß ihm nichts Gesundes am Leibe übrig bleibt; wie die Weltordnung, gegen die er sich auflehnt, durch ihre unwiderstehliche Gewalt, ihn zurücktreibt in die enge, kleine Wohnung, die er so thöricht verlassen hatte? Hast du nicht ähnliche Erfahrungen gemacht? Wenn Du nie für etwas anders hättest gehalten werden wollen, als für das was Du bist, nämlich für einen einfachen und beschränkten Menschen, wenn Du ohne Ansprüche durch die Welt gegangen wärest, so würden Menschen und Ereignisse Dir freundlich begegnet seyn, und Du hättest Dich hindurch gewunden durch die Menge, von Keinem bemerkt, aber auch von Keinem gekränkt und beleidigt. Doch Du hast auch etwas bedeuten wollen; Du bist mit manchen sehr unbegründeten Ansprüchen aufgetreten; auch Du bist wie durch Mühlenflügel und bezauberte Mohren in die bescheidenen Grenzen, die Du verlassen hattest, zurückgewiesen worden. O bekenne es, daß die Wunden Deines zerschlagenen eitlen und hochmüthigen Herzens Dich oft mehr geschmerzt haben mögen, als den armen Ritter von La Mancha die Wunden seines zerschlagenen Körpers schmerzten! Zögre jetzt nicht länger; und aus dem Palaste des Herzogs, wohin Du noch nicht gehörst, kehre bald zurück in Dein kleines Dorf, in Dein stilles Argamasilla, um dort, des Abends vor der Thür sitzend, mit dem Pfarrer und dem Barbier, über gutes und schlechtes Wetter, über Heu- oder Kornernte ganz gewöhnliche Gespräche zu führen. Glücklich der arme Ritter von La Mancha, daß noch vor seinem Tode ihm ein

Licht aufging, daß die Wolken sich zerstreuten, die sein Gehirn umlagert hatten, daß er den sündlichen Wahnsinn seines Lebens erkannte, und Gott und die Menschen deshalb um Verzeihung bat! Möchtest auch Du allen Täuschungen bald entsagen, alle Hüllen abstreifen, mit denen Du Dich so vergeblich geschmückt hast; damit der Tod, wenn er kommt, Dich recht klein, recht demüthig, und in herzlicher Reue über die Irrsale Deines vergangenen Lebens antreffen möge!

Ludovico. Einen solchen Sermon über ein Kunstwerk auszuhalten könnte mir die ganze schöne Litteratur verleiden.

Theophilus. Ich gehe, um den Don Quixote sogleich von Neuem anzufangen.

Licht aufging, daß die Wolken sich zerstreuten, die sein Gehirn umlagert hatten, daß er den [illegible] Wahnsinn seines Lebens erkannte, und Welt und die Menschen deshalb um Verzeihung bat! Möchtest auch Du allen Täuschungen bald entsagen, alle Grillen abstreifen, mit denen Du Dich so vergeblich geschmückt hast, damit der Tod, wenn er kommt, Dich recht klein, recht demüthig, und in herzlicher Reue über die Irrsale Deines vergangenen Lebens antreffen möge!

Und endlich: [illegible] solchen [illegible] über ein Kunstwerk [illegible] könnte, mit die ganze schöne Litteratur verglichen.

[illegible] Ich gehe, um den Don Quixote sogleich von Neuem anzufangen.

[illegible] ihm nichts [illegible] übrig bleibe, wie die Weltordnung, gegen die er sich auflehnt, durch ihre unwiderstehliche Gewalt, ihn zurücktreibt in die enge, kleine Wohnung, die er so thöricht verlassen hatte? Hast Du nicht ähnliche Erfahrungen gemacht? Wenn Du nie für etwas anderes hättest gehalten werden wollen, als für das was Du bist, nämlich für einen einfachen und beschränkten Menschen, wenn Du ohne Ansprüche durch die Welt gegangen wärest, so würden Menschen und [illegible] Dir freundlich begegnet seyn, und Du hättest Dich [illegible] durch [illegible] der Menge, von Keinem bemerkt, aber auch von Keinem [illegible]. Doch Du hast auch etwas bedeuten wollen; Du hast [illegible] manchen sehr unbegründeten Ansprüchen aufgetreten; [illegible] Mühlenflügel und [illegible] Rädern in die bescheidenen Grenzen, die Du verlassen hattest, zurückgewiesen worden. O bekenne es, daß die Wunden Deines [illegible] eitlen und hochmüthigen Herzens Dich oft mehr geschmerzt haben mögen, als den armen Ritter von la Mancha die Wunden seines [illegible] Körpers schmerzten! Zögre jetzt nicht länger, [illegible] des Herzogs, wohin Du noch nicht gehörst, [illegible] Dein kleines Dorf, in Dein stilles [illegible], um [illegible] vor der Thür sitzend, mit dem Pfarrer und dem Barbier über [illegible] und schlechtes Wetter, über Heu- oder Kornernte ganz [illegible] Gespräche zu führen. Glücklich der arme Ritter von la Mancha, daß noch vor seinem Tode ihm ein

Ueber die

deutschen Universitäten.

Vorwort.

Die Jünglinge, welche die deutschen Universitäten besuchen, sind auf denselben stets großen Gefahren ausgesetzt gewesen, die sich in der letzten Zeit noch bedeutend vermehrt haben. Der Wunsch ist daher gewiß allgemein, daß ein Mittel, sie dagegen zu schützen, aufgefunden werden möchte. Es sind zu dem Ende manche Vorschläge gemacht worden; doch werden alle diejenigen, welche eine größere, innere und äußere Umgestaltung der Universitäten bezwecken, sich nie eines allgemeinen Beifalls erfreuen, weil diese Institute in ihrer jetzigen Gestalt zu sehr mit dem Leben und den Neigungen der Deutschen verflochten sind. Ich bringe hier ein Mittel in Vorschlag, das, wie es mir scheint, in seiner Anwendung mit geringen Schwierigkeiten verbunden wäre, und von welchem sich für die wissenschaftliche Ausbildung und für die Sittlichkeit der Studierenden

die heilsamsten Wirkungen erwarten ließen. Wie man auch darüber urtheilen mag, so wird man wenigstens zugeben, daß durch die Ausführung meines Vorschlags die Universitäten weder ihren wissenschaftlichen Charakter, noch irgend einen andern wahrhaften Vorzug verlieren würden.

Adalbert. Ob nicht etwas auf den deutschen Universitäten zu verändern seyn möchte?

Ludovico. Nichts, auch nicht das Geringste. Denn gerade wie sie sind, entsprechen sie am besten ihrem Zwecke, der wissenschaftlichen Ausbildung der Studierenden.

Theophilus. Nein, keine Veränderung, das sollte ich auch denken. Man hat auf Universitäten seine glücklichsten Jahre verlebt; man will eben das Glück auch seinen Kindern gönnen.

Adalbert. Ich trage mich schon lange mit dem Gedanken, daß eine einzige Veränderung, wenn man sie auf den Universitäten vornähme, vielen Mängeln derselben abhelfen, vielen Gefahren, denen die studierende Jugend ausgesetzt ist, vorbeugen würde. Wollten Sie mir, meine Verehrtesten, erlauben, Ihnen meine Meinung vorzutragen, und sie an Ihrem erleuchteten Urtheil zu prüfen?

Ludovico. Dergleichen Vorschläge führen zu nichts. Die Sache ist von den ersten Männern untersucht und entschieden worden. Es darf keine Veränderung Statt finden. Kein Verhältniß kann zur Erweckung und Ausbildung des wissenschaftlichen Geistes so passend seyn als dasjenige, worein sich der Jüngling auf Universitäten versetzt findet. Er genießt einer vollständigen Freiheit, wählt nach eigenem Belieben Lehrgegenstand und Lehrer. Diese Unabhängigkeit ist eine nothwendige Bedingung zur Entwickelung des philosophischen Sinnes; durch den geringsten Zwang würde sie gehemmt. Wie anregend für diese höhere geistige Thätigkeit ist nicht auch der mündliche Vortrag des Lehrers! Dieser liefert nicht etwa schon fertige Resultate, wie man sie in einem Buche findet; er bringt den Gedankenproceß, durch den er selber dazu gelangt ist, den Zuhörern zur Anschauung. Dem wissenschaftlichen Geiste ver-

danken die deutschen Universitäten ihre Entstehung, sie verbreiten ihn, sie finden an ihm eine Schutzwehr gegen alle Eingriffe in ihre jetzige Verfassung. Wer diese angetastet wünscht, der kann kein echter Freund der Wissenschaft seyn.

Adalbert. Und dennoch darf ich mich rühmen, daß ich es bin. Ich verehre die Wissenschaft und die Wissenschaft der Wissenschaften, die Philosophie. Zwar bin ich von dem Gegenstande meiner Liebe und Verehrung wenig begünstigt worden, und bin daher ein unglücklicher Liebhaber zu nennen; deshalb meine ich es jedoch nicht weniger treu und aufrichtig.

Ludovico. Wenn Sie es treu mit der Wissenschaft meinen, warum wollen Sie denn etwas an der jetzigen Einrichtung der Hochschulen verändert sehen? Lehr- und Lernfreiheit aufheben, die Fakultäten trennen, und eine jede an einen besondern Ort verpflanzen, die Studierenden einer Schulzucht unterwerfen, die Theologen wohl gar in klösterartige Häuser einsperren: das Alles, Werthester, ist der Tod der Wissenschaft. Wenn Sie für diese begeistert sind, wie Sie versichern, so werden Sie dergleichen widersinnige Vorschläge nicht wiederholen, nicht durch ähnliche vermehren wollen.

Adalbert. Davon bin ich auch weit entfernt, und ich darf Sie im Voraus versichern, daß ich etwas ganz Anderes im Sinne habe. Mein Vorschlag hat gerade zunächst den Zweck, für die Mehrzahl der Studierenden das zu erleichtern, ja das möglich zu machen, was nach Ihrer und nach meiner Ansicht die Bestimmung der Universitäten ist — nämlich die wissenschaftliche Ausbildung der Studierenden.

Ludovico. Dafür also, meinen Sie, wäre auf Universitäten noch nicht hinlänglich gesorgt? Giebt es, namentlich auf den berühmteren, wohl irgend einen denkbaren Gegenstand, worüber nicht im Katalog Vorlesungen angekündigt wären? Sind nicht die verschiedenen Fächer, mit dem größten Aufwand aus Staatskassen, mit den berühmtesten, ausgezeichnetsten Männern besetzt? Können Sie noch mehr verlangen?

Adalbert. Ja wohl darf ich es; und Sie scheinen mir, indem Sie sich damit begnügen wollen, das Wesentliche des philosophischen Geistes eben nicht scharf in's Auge gefaßt zu haben.

Denn ich frage Sie, was ist das Wesen dieses Geistes: von Andern Gedachtes in sich aufzunehmen, oder selbst zu denken?

Ludovico. Unstreitig selbst zu denken. Und eben dazu wird der vorzügliche Kopf ermuntert, indem die Meister der Wissenschaft auf eine anregende Weise ihren Gedanken=Zusammenhang vor ihm entfalten.

Adalbert. Der vorzügliche Kopf, ja. Aber für die hochbegabten Geister sind überhaupt die Universitäten nicht gestiftet; diese würden auch ohne sie fertig werden. Die Bestimmung dieser Anstalten ist, der großen Anzahl der guten Köpfe, die kein Genie, sondern nur Fähigkeiten besitzen, zu dem höchsten Grad der für sie erreichbaren Selbstthätigkeit fortzuhelfen. Wird hier dieser Zweck durch das Anhören und Aufzeichnen der Gedanken eines Andern erreicht, und wenn dies der Hochbegabteste seyn, wenn er sie auch auf die anregendste Weise vortragen sollte? Auf die anregendste Weise? Wie viel Professoren giebt es denn, selbst auf den berühmtesten Universitäten, welche die Gabe eines solchen Vortrages besitzen? Und wenn ihnen diese fehlt, so wird zwischen dem Anhören ihres Vortrages und dem Lesen eines guten Buches kein anderer Unterschied seyn, als daß das Letztere weniger Zeit erfordert, und mit weniger Unbequemlichkeiten verbunden ist. Fähige aber nicht hochbegabte Studierende sitzen nun drei Jahre lang ihren, so hoch als Sie wollen, begabten Lehrern gegenüber, zeichnen ihre Belehrungen auf, wiederholen sie gewissenhaft — denn ich nehme an, daß dies Alles geschehe — dadurch soll der wissenschaftliche Sinn erweckt und ausgebildet werden? Begreife es, wer da kann! Ich begreife es nicht.

Ludovico. Nun, und warum sollte der wissenschaftliche Sinn dadurch nicht ausgebildet werden können?

Adalbert. Weil der wissenschaftliche Sinn Selbstthätigkeit ist; weil ein einziger Gedanke, den ich in mir selbst hervorbringe, mehr Werth hat in Rücksicht auf meine eigene Bildung, als tausend Gedanken, die ich von einem Andern in mich aufnehme; und weil diese Thätigkeit für die Mehrzahl der Studierenden durch das ruhige, passive Anhören nicht erregt, sondern ertödtet wird.

Theophilus. Ich glaube, Sie haben Recht. Man wird

nicht genug angeregt auf Universitäten. Ich selber bin nicht genug angeregt worden. Ich hätte es noch viel weiter bringen können. Doch was thut's? Ich bin zufrieden, und meine Söhne können es auch seyn, wenn sie eben das erreichen.

Ludovico. Ich begreife nur nicht, durch welches Mittel, außer den schon vorhandenen, diese Anregung erfolgen soll.

Adalbert. Es giebt ein Mittel, ein sehr leichtes, einfaches, dessen Wirkungen höchst umfassend und heilsam seyn würden. Daß man es anwende, ist die einzige Veränderung, die ich auf den Universitäten eingeführt zu sehen wünschte.

Ludovico. Und das Mittel wäre?

Theophilus. Ja, lassen Sie hören! Ich bin neugierig, in der That.

Adalbert. Das Mittel wäre, daß die Professoren das Geschäft des Denkens nicht allein übernähmen, sondern es mit ihren Zuhörern theilten; daß die geistige Thätigkeit des Lehrers seine Schüler zu einer ähnlichen Thätigkeit heranzöge; und daß zu diesem Ende die monologische Form des Vortrags oft in die dialogische überginge.

Ludovico. Ist das Alles?

Adalbert. Alles.

Ludovico. Was Sie meinen, geschieht ja schon in den theologischen und philologischen Seminarien.

Adalbert. Und zwar mit großem Erfolg. Ich meine eben, daß es überall, in allen Vorlesungen geschehen sollte.

Theophilus. Das würde am Ende auf das hinauslaufen, was man ein Examinatorium nennt. Aber davor fürchten sich die Studenten, und sie kommen nicht.

Adalbert. Man muß Vortragen und Examiniren nicht trennen, sondern der Lehrer muß immer von dem einen zum andern übergehen.

Ludovico. Dazu werden sich die Lehrer nicht verstehen.

Adalbert. Sie werden es — dies feste Vertrauen hege ich zu allen Professoren auf deutschen Universitäten — sie werden alle diese Methode annehmen — versteht sich, wenn sie sich selbst von dem Nutzen derselben überzeugt haben.

Ludovico. Schon die große Anzahl der Zuhörer würde es bei Einzelnen nicht erlauben.

Adalbert. Das sind nur seltene Fälle; und da, wo sie Statt finden, müßte man auf Mittel denken, wie diese zu große Anzahl, unbeschadet des für den Lehrer daraus fließenden Vortheils, vermindert werden könnte.

Ludovico. Es ist unmöglich, sage ich Ihnen. Das Interesse der Wissenschaft erlaubt es nicht. Mit Ihrer dialogischen Form würde man nicht aus der Stelle kommen.

Adalbert. Man würde nicht ein so großes Pensum absolviren; aber man würde die Selbstthätigkeit der Studierenden erwecken, und sie würden dann leicht das Fehlende ergänzen.

Ludovico. Man kann sich ja von der Anwendung dieser Methode gar keine deutliche Vorstellung machen.

Adalbert. Ich kann mir die Art und Weise der Ausführung ziemlich klar zur Anschauung bringen. Der Theologe erklärt ein Buch der heiligen Schrift. Er hat in der Einleitung seine Schüler auf den rechten Standpunkt zum Verständniß desselben gestellt; er hat selbst die ersten Kapitel erklärt. Jetzt fragt er seine Zuhörer, ob Einige unter ihnen es freiwillig übernehmen wollen, in der nächsten Stunde die Interpretation fortzusetzen. Gewiß werden sich immer einige melden. Er giebt ihnen die nöthigen Hülfsmittel an, die Bibliothek gewährt sie ihnen. Diese interpretiren eine Zeit lang unter seiner Leitung, bis wieder Andere ihre Stelle einnehmen. — Auf eine ähnliche Weise verfährt er in der Dogmatik. Die Einleitung in das Ganze und in die einzelnen Abschnitte wird monologisch vorgetragen: die Ausführung des Einzelnen, die Prüfung der Beweisstellen geschieht dialogisch. — In der Kirchengeschichte wird er oft, und ohne es vorher angekündigt zu haben, Einzelne beim Namen aufrufen, um sich durch eine Unterredung mit ihnen zu überzeugen, wie viel sie aus der Fülle des Vorgetragenen sich angeeignet haben. Was nun hier anwendbar ist, warum sollte es nicht auch in den Vorlesungen der andern Fakultäten auszuführen seyn? Nicht einmal den Vortrag der speculativen Philosophie würde ich ausnehmen. Ja die Philosophen würden sich gerade zur

Anwendung dieser Methode ganz besonders aufgefordert fühlen müssen. Denn durch recht häufige Gespräche mit ihren Schülern würden sie sich am besten schützen können vor dem Nichtverstanden-, oder dem Mißverstanden-werden, worüber sie sich so häufig beklagen.

Theophilus. Hören Sie, Lieber, wahrlich es geht nicht. Wenn auch die Professoren wollten, die Studenten würden es ihnen nicht erlauben. Schon jetzt besuchen Viele kaum die Collegia. Fürchteten sie sich befragt zu werden, so würden sie gar nicht mehr erscheinen.

Adalbert. Sie haben Recht, wenn Sie von Denjenigen reden, die schon einmal verwildert sind, und sich gewöhnt haben, den Stillstand aller geistigen Thätigkeit als ein Privilegium ihrer akademischen Jahre zu betrachten. Aber aus den oberen Klassen der Gymnasien wächst eine neue Generation heran. Diese werden, wenn die Veränderung, die ich meine, erfolgt ist, sich schon ein anderes Bild von ihrer Universitätszeit entwerfen; sie werden dieselbe als eine Periode erhöhter Anstrengungen betrachten; und sie werden unmöglich gegen eine Methode eingenommen seyn können, an welche sie schon auf der Schule gewöhnt waren, und bei welcher hier noch viel mehr als dort aller Zwang entfernt, und auf ihren eigenen guten Willen gerechnet wird. Mancher bisher fleißige Jüngling erschlafft und erkaltet, sobald er auf die Universität kommt; er selbst bemerkt mit Erstaunen, daß er nicht fortschreitet, sondern zurückgeht. Das wird nicht mehr zu befürchten seyn, wenn jene andere Methode eingeführt ist. Er horcht jetzt gespannter auf die Worte des Lehrers, er wiederholt das Vorgetragene, da es ja den künftigen Unterredungen zur Grundlage dienen wird. Er fühlt, daß er dabei nicht kann stehen bleiben; er muß manche Hülfsmittel benutzen, die Schriften der Gegenparthei kennen lernen, auf die Quellen zurückgehn. Nun beginnt die Unterredung; dadurch wird alles bisher Vorgetragene mit größerer Lebendigkeit und Frische ihm vor den Geist gerückt. Den Inhalt eines fortlaufenden Vortrags konnte er vergessen; aber die Fragen, die an ihn gerichtet wurden, so wie seine Antworten, prägen sich unauslöschlich seiner Erinnerung ein. Viel Neues ist dabei zur Sprache gekommen; die enge Verbindung,

worin alle verschiedenen Zweige seiner Wissenschaft unter einander stehn, ist ihm anschaulich geworden. Was bei diesen Unterredungen vorfiel, die Fragen, die Antworten, dies bespricht er mit seinen Freunden; und diese Gespräche haben, statt der Eitelkeiten des Studentenlebens, die sie gewöhnlich anfüllen, einen ernsteren und besseren Inhalt bekommen. Mehrere Jünglinge verbinden sich zu wissenschaftlichen Zwecken, und bei der Richtung, die sie nehmen, werden sie die Bestimmung ihrer akademischen Jahre erfüllen, und vor der Gefahr der Trägheit geschützt bleiben, in welcher so viele untergehn. Ich denke, dies sind die unmittelbaren Wirkungen des von mir vorgeschlagenen Mittels. Aber es werden noch andere Folgen daraus hervorgehn, die mir nicht minder wichtig scheinen, und worauf ich Sie aufmerksam machen möchte. In der That, können wir wohl einen Blick auf die Universitäten werfen, ohne den tiefsten Schmerz zu empfinden über die sittlichen Verirrungen, worein so manche natürlich edle Jünglinge, bei ihrer geistigen Unthätigkeit und gänzlichen Ungebundenheit, gerathen?

Theophilus. Ich merke, was Sie beabsichtigen. Sie wollen diese Ungebundenheit in Fesseln legen, die akademische Freiheit beschränken, die studierende Jugend der Aufsicht, dem Zwange unterwerfen. Dadurch hätten Sie dem Universitätsleben gerade seinen schönsten Vorzug geraubt. Als Sie vorhin sagten, daß Viele von den Studierenden nicht lernen, sondern verlernen — mußte ich Ihnen Recht geben. Und offen gestanden, mir ist es eben so gegangen; ich habe auf der Universität wenig oder nichts gelernt. Was ich weiß, das habe ich im practischen Leben durch eigenen Fleiß mir erworben. Soll ich Ihnen überhaupt ehrlich meine Meinung sagen? Man schickt seine Söhne nicht auf Universitäten, damit sie in der Wissenschaft fortschreiten, sondern damit ihr Charakter sich bilde. Einmal muß der junge Mann frei werden; immer kann er nicht von Vater und Mutter im Zügel gehalten werden. Man lasse ihn los, man vergönne es ihm, sich einige Jahre lang unter andern Jünglingen umherzutummeln. Ist er verwegen, so wird er auf andere Verwegene treffen, die werden ihn Besonnenheit lehren. Ist er schüchtern und schwach, so wird er Selbstständigkeit gewinnen. Mitten im tollsten Treiben werden die Kräftigsten und Besten zu-

sammentreten, und Freundschaften für das Leben schließen. Reich an Erfahrung, wenn auch nicht schwer beladen mit Gelehrsamkeit, werden sie zurückkehren. Sie haben nun ausgetobt, und austoben muß ein Jeder doch einmal, je früher es geschieht, desto besser; wird es aufgeschoben, so könnte der Ausbruch, der doch unvermeidlich erfolgen muß, mit Umständen zusammentreffen, wodurch er noch gefährlicher würde. Jetzt haben sich die ungestümen Wellen gelegt, und werden nun das ganze folgende Leben hindurch ruhig und besonnen fließen. Aus den wildesten Jünglingen werden die brauchbarsten Männer. Wollen Sie ihnen denn das Bischen Freiheit, die wenigen guten Tage mißgönnen? Werden sie nicht ohnehin früh genug in das Joch des Amtes und des Staatsdienstes eingespannt werden? Glücklich, wer sich dann noch an einigen Erinnerungen aus seinen früheren Jahren erquicken kann! O was waren das für glückliche Zeiten, die ich auf der Universität zugebracht habe! Was waren das für treffliche Jünglinge, mit denen ein günstiger Stern mich zusammenführte! Ich und noch vier andere, wir thaten uns in allem hervor, was zu einem kräftigen, tüchtigen Studentenleben gehört. Wie manches Gelag haben wir gefeiert; wie manches Duell ausgefochten; wie manche Fensterscheiben eingeworfen; wie Manchem ein Pereat gebracht! Man nannte uns nur die fünf lustigen Brüder. Keiner wollte mit uns zu schaffen haben, denn ein jeder von uns stand seinen Mann. Die blöden Muttersöhnchen, wenn sie aus dem Collegium kamen, mit ihren Mappen unter dem Arme, zitterten, wenn Einer von uns unter sie hindurchging. Einer von uns fünfen übertraf uns jedoch alle an Größe der Gestalt, an Kraft des Körpers, und an Geschicklichkeit den Degen zu führen. Noch lacht mir das Herz im Leibe, wenn ich mir die Positur denke, womit er im Duell den Kampf eröffnete. Nein, mein Lebtage werde ich solchen Menschen nicht mehr sehen. Eines Tages gingen wir beide — —

Adalbert. Haben Sie viel von Shakspeare gelesen?

Theophilus. Etwas, jedoch nicht viel; er hat mir nie besonders gefallen. Wie so meinen Sie?

Adalbert. Ich meine nur, weil er in einem seiner Schauspiele Jemanden einführt, der sich mit ähnlicher Begeisterung wie Sie seiner Universitätsjahre erinnert, ja sich fast derselben Aus-

drücke bedient. Er muß Sie wohl im prophetischen Geiste geschaut haben.

Theophilus. Was Sie sagen? Haben Sie das Buch bei der Hand? Können Sie mir die Stelle nicht zeigen?

Adalbert. Sehr gern. Die besagte Person läßt sich folgendermaßen vernehmen: „Ich war auch einmal in Clemens-Hof, wo sie, denke ich, noch von dem tollen Schaal sprechen werden. Da war ich, und der kleine Johann Deut aus Staffordshire, und der schwarze Georg Kahl, und Franz Nagebein, und Wilhelm Quaake, einer aus Cotswold, — es gab seitdem keine vier solche Haudegen in allen den Rechtshöfen zusammen. Unsere Parole war: He, Bursche! Kommt, laßt uns zu Tisch gehn, laßt uns zu Tisch gehn. O über die Tage, die wir gesehn haben! — — — — Ich erinnere mich, als ich in Clemens-Hof war, da war ein kleiner flinker Kerl, der regierte euch sein Gewehr so; und dann drehte er sich um und um, und dann kam er da, und dann kam er da: piff, paff, sagte er; bautz, sagte er; und dann ging er wieder weg, und dann kam er wieder her — in meinem Leben seh' ich so 'nen Kerl nicht wieder."

Theophilus. Und welches ist die Person, die sich also äußert? Ist es ein Held, ein Ritter, ein edler feuriger Mann?

Adalbert. Nein, es ist der Friedensrichter Schaal, den der Dichter uns als einen jämmerlich schwachen Menschen darstellt, und den er auch mit dieser Schwachheit hat ausstatten wollen.

Theophilus. Als einen jämmerlich schwachen Menschen? So? Sie machen mich eben nicht begierig, ein Mehreres von selbigem Shakspeare zu lesen.

Adalbert. Und es scheint mir überhaupt eine große Schwachheit, sich der Sünden seiner Jugend mit Vergnügen zu erinnern, und sie für einen Beweis von Kraft zu halten.

Theophilus. Daß ich nicht wüßte.

Adalbert. Die Studenten selbst sind oft jämmerlich schwach. Sie sind nicht frei, wie sie wähnen. Sie haben eine heilsame Gebundenheit gegen eine schädliche vertauscht. Indem sie den Gesetzen Hohn sprechen, denen alle gesitteten Menschen huldigen, unterwerfen sie sich sclavisch den Sitten und Gebräuchen, welche die lange

Gewohnheit eines wüsten und rohen Lebens auf den Universitäten eingeführt hat. Und das sollte den Charakter bilden? Es kann ihn nur verderben. Der, welcher seine bessere Ueberzeugung durch die Vorurtheile seiner Genossen unterdrücken ließ, der wird auch im practischen Leben seine Selbstständigkeit gern den Verhältnissen aufopfern, und den Launen und Ungerechtigkeiten seiner Vorgesetzten als ein williges Werkzeug dienen. Dabei hat er ausgetobt, wie Sie sagen, und leider nur zu sehr. Wir Alle besitzen nur ein geringes Maß körperlicher und geistiger Kraft, und wir müssen gut damit haushalten, wenn uns etwas davon für die späteren Jahre übrig bleiben soll. Oft ist während der Universitätsjahre der Geist verdunstet, und es ist nur ein Pflegma zurückgeblieben, welches, keiner Begeisterung, keiner eigenen Ideen-Erzeugung fähig, sich nur in einem mechanischen Geschäfts-Gange gefallen kann, ja vielleicht selbst für diesen keine Tüchtigkeit besitzt. Ihre vier Freunde mögen uns ein Beispiel seyn. Was ist aus ihnen geworden?

Theophilus. Der Eine fiel durch im Examen, und mußte mit einem subalternen Posten vorlieb nehmen. Ehrliche Seele!

Adalbert. Und der Andere?

Theophilus. Er ist im Duell geblieben.

Adalbert. Und der Dritte?

Theophilus. Er hat sich todt getrunken.

Adalbert. Und der Vierte?

Theophilus. Der konnte hier zu Lande nirgend ein Fortkommen finden, und ist in die Fremde gegangen.

Adalbert. Sie sind nun freilich zu Ehren und Würden gelangt. Also Einer gerettet und vier hingeopfert!

Ludovico. Das sind Opfer, die der Wissenschaft dargebracht werden. Damit Einige die höchsten Stufen derselben erreichen, müssen Viele aufgegeben werden und fallen.

Adalbert. Fallen? Das sagen Sie so kalt! Fallen? Wissen Sie denn wohin fallen? In zeitliches, vielleicht in ewiges Verderben! Nehmen Sie es mir nicht übel: Ihr Gedanke ist abscheulich! Viele höhere Zwecke giebt es, für welche der Leib und das zeitliche Leben aufgeopfert werden kann und muß. Aber die unsterbliche Seele des Geringsten darf nie für alle Wissenschaft und Kunst in

der Welt aufgeopfert werden. Ich habe Eltern gekannt, die sich das Nothwendigste abdarbten, und es ihren übrigen Kindern entzogen, um Einen Sohn auf der Universität zu unterhalten; und ich habe ihr Erstarren gesehen, als dieser Sohn an Leib und Seele verwüstet in ihr Haus zurückkehrte. Ich habe eine Mutter gesehen, in Begriff zu ihrem Sohn zu reisen, der im Duell auf den Tod verwundet war. Ich habe ihren Jammer gesehen, und ich habe gefragt: Wodurch solche Opfer gerechtfertigt werden?

Ludovico. Die Gefahren sind vorhanden; wer könnte das läugnen? Aber geben Sie nur ein Mittel an, sie zu entfernen.

Adalbert. Ich glaube dies Mittel gefunden zu haben. Sehen Sie, ich habe lange darüber nachgedacht, wie man sich denn dazu entschließen, wie man es denn verantworten könne, die studierende Jugend nicht nur von allem Zwange, sondern sogar von aller Aufsicht zu entbinden. Wir sind alte Männer, wir thun unsere Pflicht, wir thun sie gern; aber werden wir nicht bekennen müssen, daß in der Aufsicht der Behörden eine Aufforderung liegt, ohne welche wir uns wohl hin und wieder vernachlässigen möchten?

Theophilus. Das kann ich nicht läugnen. Ohne die Listen, die vierteljährlich eingesandt werden müssen, würde ich mit manchen Sachen wohl noch länger im Rückstande bleiben.

Adalbert. Also für uns ist eine Beaufsichtigung heilsam, für uns, denen ein reiferes Alter Besonnenheit, Arbeitsamkeit und Pflichttreue gelehrt hat; für uns, die wir schon allein durch die Schranken des Amtes und der bürgerlichen Verhältnisse vor Abwegen geschützt werden. Und zu einer Zeit, wo sich in dem Jünglinge noch keine festen Grundsätze gebildet haben können, wo er seine Kräfte fühlt und nicht fähig ist, sie zu beherrschen, wo ein allgemeines, unbestimmtes Verlangen nach Freude und Genuß ihn erfüllt und beunruhigt; in dieser gefährlichsten Zeit seines Lebens entreißt man ihn dem väterlichen Hause, und versetzt ihn in einen Zustand, der gleichsam außerhalb der Schranken der menschlichen Gesellschaft liegt; wo er von seinem Thun und Lassen Niemand Rechenschaft abzulegen hat; wo alle früheren heilsamen Einflüsse aufhörten und durch keine anderen ersetzt sind! Ich habe, sage ich, darüber nachgesonnen, wie man sich dazu entschließen, wie man es

verantworten könne, und bin lange nicht im Stande gewesen, es zu begreifen.

Ludovico. Der Grund liegt darin, weil dieser allerdings mit Gefahren verbundene Zustand für den Zweck höherer Ausbildung unentbehrlich ist.

Adalbert. Auch ich, nachdem ich lange darüber nachgesonnen, lange mit der ganzen Kraft meines Innern mich gesträubt hatte, es anzuerkennen, habe es endlich zugestehen müssen: ja, dieser Zustand der Ungebundenheit ist nothwendig, unvermeidlich.

Theophilus. Nun das freut mich, daß Sie sich bekehrt haben.

Ludovico. Man sagte Ihnen ja, daß es nicht anders ginge.

Adalbert. Ich habe erwogen, daß das Verlangen nach Ungebundenheit sich in der Brust des Jünglings zu gewaltig regt; daß es gefährlicher seyn würde, es zu unterdrücken, als es zu befriedigen, daß er die Bande zerreißen könnte, die man ihm nicht abnehmen wollte. Ich habe gefühlt, es sei nothwendig, ihn eine Zeit lang sich selbst zu überlassen. Aber indem ich fühlte, daß es geschehen müßte, habe ich mit Seufzen, ja mit Schauern mir gesagt: Es ist ein gefährliches Experiment!

Ludovico. Ja, wer wollte das läugnen?

Adalbert. Und eben, weil es so gefährlich ist, so sollte man dem Jünglinge, den man so vielen Versuchungen aussetzt, doch auch eben so große Erweckungsmittel zu einem frommen, sittlichen Leben darbieten. Was ich also unverantwortlich finde, ist nicht, daß man ihm Freiheit gewährt, sondern daß man es an solchen Erweckungen fehlen läßt.

Ludovico. Ein solches Erweckungsmittel ist der akademische Gottesdienst, der ja auch auf vielen Universitäten eingeführt ist.

Adalbert. Und welcher dort sehr heilsam wirkt — auf diejenigen Studierenden, die ihn besuchen. Sie besuchen ihn aber nicht alle; und dies vortreffliche Mittel würde schon deshalb nicht ausreichen, weil es nicht nahe genug liegt. Sie werden mich, hoffe ich, nicht beschuldigen, daß ich den Einfluß des christlichen Gottesdienstes verkenne oder herabsetze; aber hier fasse ich die Bestimmung der Universitäten scharf in das Auge. Sie sind wissen-

schaftliche Anstalten; und von der Wissenschaft selbst muß der Antrieb zu einem sittlichen Leben ausgehn.

Ludovico. Wie meinen Sie das?

Adalbert. Ich meine, daß die höchsten Gegenstände des menschlichen Strebens, Religiösität, Sittlichkeit, Wissenschaft, mit einander in naher Verbindung stehen. Echte, gründliche Wissenschaft kann ich mir ohne sittliche Würde des Charakters nicht denken. Sie setzt Anstrengungen voraus, die ein ernstes, mäßiges, zurückgezogenes Leben erfordern, die mit den Zerstreuungen der Leidenschaft und der Genußsucht unverträglich sind. Glücklich preise ich den Jüngling, der von der edlen Liebe für die Wissenschaft entzündet ist; in dieser Liebe sehe ich eine Schutzwehr für seine Sittlichkeit. Diese höhere Leidenschaft wird ihn vor niederen Leidenschaften bewahren! Aber diese Begeisterung für die Wissenschaft ist selten; sie muß angeregt, erweckt werden. Vielleicht hatte sie sich in manchem Jünglinge entzündet während der letzten Jahre, die er auf der Schule zubrachte; aber sie erlischt, sobald er die Universität bezieht. Hier muß sie auf's neue, muß stärker als zuvor erweckt werden.

Ludovico. Welches Mittel würden sie dazu vorschlagen?

Adalbert. Eben die dialogische Form des Unterrichts, von welcher ich die Erweckung zur Selbstthätigkeit erwarte. Ich habe nicht verschiedene Mittel, ich habe nur Eines in Vorschlag zu bringen; aber dies Eine, das ich gefunden habe, muß wohl das rechte seyn, denn es verbreitet seine Wirkungen nach allen Seiten. Es reißt die Studierenden aus ihrer geistigen Unthätigkeit heraus; es ermuntert sie zum Fleiße; und eben dadurch schützt es sie auch vor sittlichen Verirrungen. Jene sonst gut gearteten Jünglinge, welche auf eine für sie und die Ihrigen so unheilbringende Weise ihre Zeit und ihre Kraft auf der Universität vergeuden, sie würden beides besser angewendet haben, wenn nur ein Funken wissenschaftlicher Begeisterung in ihr Inneres gefallen wäre. Dies geschah nicht, konnte nicht geschehen bei einem Vortrage, der so ruhig fortschritt, ihnen alle Mühe des eigenen Forschens und Suchens ersparte, sie niemals zur augenblicklichen Selbstthätigkeit aufforderte. Für die würdigen, gelehrten Männer, welche die Lehrstühle auf Universitäten

einnehmen, wird es keine Beleidigung seyn, wenn ich behaupte, daß nur die Wenigsten unter ihnen diesem Uebelstande, der in der Form ihres Vortrags liegt, durch anderweitige, persönliche Gaben abzuhelfen wissen. Möchten sie doch diese Schranken, welche lange Gewohnheit und Bequemlichkeit gezogen haben, durchbrechen! Möchten sie sich unter ihre Zuhörer stellen, und den einförmigen Monolog in ein lebendiges Gespräch übergehen lassen! Sie würden dadurch die Jünglinge, die sich um sie versammeln, zum Eifer für die Wissenschaft erwecken, zum häuslichen Fleiße anspornen. Dadurch wäre dann auch erreicht, was von gleich großer, ja noch größerer Wichtigkeit ist, die Studierenden würden von den mehrsten der Verirrungen frei bleiben, denen sie jetzt durch ihre geistige Passivität und Unthätigkeit Preis gegeben werden. Denn wahrlich die Unthätigkeit, noch viel mehr als die Ungebundenheit, ist an allen diesen Verirrungen Schuld. Wenn alle unsere Jünglinge auf den Universitäten arbeiteten, so wären sie vor den Gefahren eines ausschweifenden Lebens geschützt; aber Viele arbeiten nicht — und das ist die Ursache ihres Verderbens. Was soll sie zur Arbeit anspornen? Die Begeisterung für die Wissenschaft? Nur in wenigen Glücklichen wohnt sie von Natur, und von Jugend auf. Den Mehrsten fehlt sie, und sie wird nicht in ihnen erweckt, weil der Vortrag des Lehrers keine hinlänglich anregende Kraft besitzt. Wird die Furcht vor der Prüfung, der sie entgegen gehen, sie zum Fleiße ermuntern? Aber es liegen ja noch drei Jahre dazwischen — für sie eine lange Zeit! Ihre geistige Thätigkeit hört also auf. Aber werden alle die Kräfte, die sich in ihnen regen, einen solchen Stillstand ertragen? Wird das Feuer in ihrem Innern, da es für keine höhere und bessere Zwecke verwendet wird, nicht auf anderen höchst gefährlichen Wegen auszubrechen suchen? Nehmen Sie noch die, Monate langen, Herbstferien dazu — eine Dauer, während welcher, bei gänzlicher Muße, selbst bejahrte Männer auf Thorheiten gerathen könnten: und Sie werden sich nicht wundern dürfen über die Unordnungen, die auf den Universitäten vorfallen, sondern nur darüber, daß die Wirkungen eines solchen Zustandes nicht noch viel größer und verderblicher sind.

Theophilus. Eins gefällt mir an Ihnen.

Adalbert. Und was?

Theophilus. Daß Sie es gut meinen mit unsern lieben deutschen Jünglingen, ihnen nicht alle Freiheit rauben wollen. Ich dachte, Sie würden mit Feuer und Schwert gegen sie wüthen.

Adalbert. Sie sehen, wie gern ich die Schuld von den Personen, wenn es irgend thunlich ist, auf die Verhältnisse schiebe. Wir hätten uns also mit einander befreundet. Und Sie, für den die Wissenschaft das Höchste ist — sollte ich mich Ihnen nicht auch genähert haben?

Ludovico. Auch ich, das muß ich gestehen, befürchtete, Sie würden eine finstere Religiösität an die Stelle der Wissenschaft setzen wollen. Ich habe mich geirrt, ich sehe, daß Sie den Werth und die Würde der Wissenschaft, daß Sie ihre vielumfassenden Wirkungen anerkennen. Ich lasse daher gern Ihren Absichten Gerechtigkeit widerfahren.

Adalbert. Christliche Frömmigkeit ist mir zwar das Höchste; doch ich finde, daß sie keinen schöneren Schmuck haben kann, als gründliche Gelehrsamkeit und echte Wissenschaft. Spräche man sich doch immer gegen einander aus, wie wir es heute gethan haben! Man würde finden, daß die Verschiedenheit der Grundsätze bei weitem nicht so groß ist, als man glaubte. Aber, meine verehrtesten Freunde, wir haben uns zwar die Hände in Frieden gereicht; doch wir sind nicht zu Ende mit unserm Geschäft. Noch auf zwei Gegenstände müssen wir eingehen, die im Leben der Studierenden eine große und traurige Wichtigkeit haben — auf die Duelle und auf die geheimen Verbindungen. Lassen Sie uns mit dem Duell anfangen. Wohlan, wer von Ihnen macht über das Duell mit mir einen Gang?

Theophilus. Ich.

Adalbert. Ah! Mein tapferer Freund! Das dachte ich wohl, daß Sie sich hier nicht zurückziehen würden.

Theophilus. Wie ich mich auch sonst nicht zurückgezogen habe, wenn es darauf ankam, meine und meiner Freunde Ehre zu vertheidigen. Ich sage Ihnen, ich habe mich brav gehalten; ich habe Manchem das Gesicht gezeichnet, der noch die Spuren davon

trägt; ich habe Manchem übel mitgespielt, der sich nicht mehr darüber beklagen kann.

Adalbert. Was! Mann! Sie werden doch Keinen umgebracht haben?

Theophilus. Man spricht nicht gern davon. Was geschehen ist, das ist geschehen, und Ehre ist mehr werth als Leben.

Adalbert. Ganz richtig, wenn Sie die Ehre vor Gott meinen.

Theophilus. Man mag die Duelle verbieten, so viel man will, deshalb werden sie nicht unterbleiben.

Adalbert. Man sollte sie nicht nur verbieten, man sollte auch die Veranlassung dazu hinwegzuräumen suchen.

Theophilus. Wo viele junge Leute zusammentreffen, da werden immer Beleidigungen vorfallen. Und die Beleidigungen muß ein Jeder zurückweisen, sonst ist er ein Mensch ohne Ehre.

Adalbert. Wann fallen aber die mehrsten Beleidigungen vor?

Theophilus. Nun, wenn die Lebensgeister etwas erhöht und erhitzt wurden.

Adalbert. Auch dann, wenn sie sich durch Fleiß in den Wissenschaften erhitzen?

Theophilus. Dann freilich nicht.

Adalbert. Wir würden also schon viele Veranlassungen zu den Duellen abgeschnitten haben, wenn es uns gelänge, die studierenden Jünglinge für die Wissenschaft zu begeistern; und dies könnte ja durch die dialogische Form des Unterrichts geschehen. Dann würden sie nicht mehr zu äußern Mitteln der Begeisterung ihre Zuflucht nehmen, und Beleidigungen würden viel seltener vorkommen.

Theophilus. Seltner, aber doch immer noch je zuweilen.

Adalbert. Und dann könnten sie ja durch Ehrenerklärungen ausgeglichen werden.

Theophilus. Durch Ehrenerklärungen? Wenn sie aber der Eine nicht geben, der Andre nicht annehmen will?

Adalbert. Warum wäre denn hier wohl eine solche Weigerung zu befürchten? Wenn ein Offizier von dem andern beleidigt wird am Vorabend einer Schlacht, wird es da nothwendig seyn, daß Blut fließe in einem Duell, oder wird die Sache auch auf eine unblutige Weise beigelegt werden können?

Theophilus. Ich sollte denken, hier wird die Versöhnung leicht seyn.

Adalbert. Warum denn in diesem Fall?

Theophilus. Das versteht sich ja von selbst! Sie haben nicht nöthig sich zu schlagen, denn der folgende Tag bietet ihnen eine Gelegenheit dar, zu zeigen, daß sie Männer von Ehre sind.

Adalbert. Und wenn Einer Ihrer Collegen Sie beleidigt hat, — so etwas kann doch vorfallen — senden Sie immer einen Kartellträger an ihn ab, mit der Aufforderung zum Zweikampf?

Theophilus. Das ist hier nicht mehr nöthig. Der grüne Tisch ist mein Kampfplatz, da zeige ich, daß ich ein gewissenhafter, tüchtiger Mann bin, da kann mein Gegner desgleichen thun.

Adalbert. Und wenn Sie ihn nicht herausfordern, meinen Sie, daß man Sie deshalb weniger achten wird?

Theophilus. Wie dürfte man es? Die tollen Zeiten sind ja längst vorüber, und seit ich in den Staatsdienst getreten bin, denke ich durch ein unbescholtenes Leben mir allgemeine Achtung erworben zu haben.

Adalbert. Diejenigen also werden bereit seyn, eine Ehrenerklärung zu thun und anzunehmen, welchen sich täglich andere Gelegenheiten darbieten, ihre Tüchtigkeit zu zeigen, und welche durch ein unbescholtenes Leben die allgemeine Achtung verdient haben. Wenn nun die studierenden Jünglinge sich weigern, durch Ehrenerklärung ihre Zwistigkeiten beizulegen, so kann das nur daher rühren, weil sie sich in dem entgegengesetzen Falle befinden: weil nämlich — wollten Sie nun wohl die Güte haben, es mir selbst zu sagen, damit ich sehe, ob wir hierüber vollkommen einig sind. Weil nämlich —

Theophilus. — es ihnen an Gelegenheit fehlt, ihre Tüchtigkeit zu zeigen.

Adalbert. Und — und — Theuerster, es fehlt noch etwas, das von großer Wichtigkeit ist, und das Sie nicht übergehen dürfen.

Theophilus. Nun, wenn Sie mir denn das Messer an die Gurgel setzen, so will ich es aussprechen: Weil sie auf die Achtung, die man durch ein unbescholtenes Leben verdient, nicht rechnen dürfen.

Adalbert. Hierin scheint mir vornehmlich die Ursache der Duelle zu liegen. Gedrückt durch das Bewußtseyn, daß sie kein achtungswerthes, kein tadelfreies Leben führen, ergreifen unsere Jünglinge die Gelegenheit, welche ihnen durch zugefügte oder empfangene Beleidigungen dargeboten wird, um zu zeigen, daß sich dennoch in ihnen etwas Edles und Kräftiges regt. Nicht nur der einzelne Fleck soll abgewaschen, sondern alle Vorwürfe, welche man ihnen wegen eines dem Sinnlichen zugewendeten Lebens machen könnte, sollen zurückgewiesen werden. Warum sollte sonst der Eine die Abbitte wegen eines in Uebereilung gesprochenen Wortes verweigern? Warum sollte der Andere nicht mit einer solchen Erklärung zufrieden seyn? Beide wollen zeigen, daß trotz der Trägheit, trotz den Ausschweifungen, denen sie sich hingeben, doch noch nicht alle Kraft in ihnen untergegangen sei. Deshalb greifen sie zu scharfen Klingen, vielleicht zu Pistolen; deshalb wird der Eine tödtlich getroffen, der Andere muß landflüchtig werden.

Theophilus. Freilich, freilich. Aber wo sind die Mittel, es zu verhüten?

Adalbert. Mir scheint, daß wir nicht mehr weit von der Entdeckung dieser Mittel entfernt sind. Für unsere Jünglinge ist das Duell ein Nothbehelf, ihre Kraft und ihre Tüchtigkeit zu zeigen; sie würden nicht dazu greifen, wenn es ihnen nicht an andern, bessern Veranlassungen fehlte; wenn sie durch Erfüllung ihrer Pflichten die Achtung der Menschen und ihre eigene Achtung sich erworben hätten. Es käme also nur darauf an, alle edeln und kräftigen Jünglinge für die Wissenschaften zu gewinnen, ihnen hier eine Laufbahn zu öffnen, worin sie durch Fleiß und Tüchtigkeit sich Achtung und Ehre erwerben könnten — und man hätte die Veranlassungen zu den mehrsten Duellen entfernt.

Theophilus. Und hier wollen Sie gewiß wiederum Ihr Hauptmittel, die dialogische Form des Unterrichts, in Anwendung bringen.

Adalbert. Ja freilich. Bedenken Sie doch, wie ungünstig die studierende Jugend in dieser Rücksicht gestellt ist. Für uns ist jede Verrichtung unsers Amtes eine Gelegenheit, unsere Pflichttreue zu beweisen, und die Achtung der Menschen, worauf wir, wie ich

denke, einigen Werth legen dürfen, zu erwerben. Wir vernachlässigen uns nicht, weil wir die öffentliche Meinung fürchten; und ob dies gleich nicht der edelste und höchste Antrieb ist, so ist es doch besser, ihn auf sich wirken zu lassen, als in Unthätigkeit zu versinken. Den studierenden Jünglingen bieten sich keine solche Aufforderungen dar, wenigstens keine, welche auf alle berechnet wären. Wie ein Tropfen im Meere, so schwimmt ein Jeder in der Fluth der Uebrigen. Ist er fleißig, so hat er den Beifall Gottes und seines Gewissens; das sollte ihm genügen; aber wenn es nicht genügt in jenem Alter, auf jener Stufe, darf es uns befremden, da wir, bei viel weiter vorgerückten Jahren, wohl der äußeren Erweckungsmittel bedürfen? Man öffne daher allen studierenden Jünglingen eben die Laufbahn der Ehre und Auszeichnung, die sich in jedem späteren, ja in jedem früheren Alter öffnet, und die seltsamer Weise nur ihnen im Allgemeinen sich verschließt. Man verschaffe einem jeden unter ihnen die Gelegenheit, öffentlich vor den Augen seiner Lehrer und seiner Gefährten von seinen Kenntnissen, seinem Fleiße, seiner wissenschaftlichen Bildung ein Zeugniß abzulegen. Wird diese Aufforderung wirklich an Alle gerichtet, und sie wird es durch die dialogische Form des Unterrichts, so wird von den edlen, kräftigen Jünglingen keiner zurückbleiben, keiner wird den Uebrigen einen Preis überlassen wollen, den er wie sie erwerben kann. Angespornt zum Fleiße, wird er den Verirrungen entrissen, denen er sich sonst hingegeben hätte. Wie der Beifall seines Gewissens, so ist ihm auch die Achtung seiner Gefährten zu Theil geworden. Ein jeder Tag bietet ihm Gelegenheit, sie sich zu erwerben; des Duells bedarf er dazu nicht mehr. Ist er beleidigt worden, oder hat er beleidigt, so wird er, ohne sich zu beschimpfen, eine Ehrenerklärung abgeben oder annehmen können. Der Zweikampf würde die Stütze verlieren, die er jetzt noch in der öffentlichen Meinung und in dem Beispiele einiger edel gesinnten Jünglinge findet; er würde nur den ganz rohen und verwilderten Gesellen überlassen bleiben; und nun könnte er mit Erfolg verboten und bestraft werden, weil die öffentliche Meinung unter den Studierenden selber sich schon dagegen erklärt hätte. — Nun, was meinen Sie dazu?

Theophilus. Mir kommt es mehr auf die Ehre an, als

auf den Zweikampf. Giebt es andere Mittel, die Ehre sicher zu stellen, so mag der Zweikampf wegfallen.

Adalbert. Darf ich Ihnen jetzt noch einige Gedanken über die Verbindungen auf den Universitäten vortragen?

Ludovico. Darüber giebt es nicht viel zu erörtern. Die Regierungen haben sie untersagt, sowohl diejenigen, welche politische Zwecke hatten, als auch diejenigen, bei denen es mehr auf Vergnügen und auf Erhaltung gewisser Formen des Studentenlebens ankam.

Adalbert. Und wir erkennen gewiß in diesem Verbot eine dringend nothwendige Maßregel; aber freilich begreifen wir wohl, wie mancher sonst gutgesinnte Jüngling in eine oder die andere dieser Verbindungen gerathen konnte. Herausgerissen aus allen Verhältnissen des Hauses, der Verwandtschaft, der Freundschaft, fühlte er sich zuerst so einsam auf der Universität, als wäre er in eine Wüste versetzt. Hätten doch die Bücher, die Studien, die Wissenschaften alle seine Wünsche befriedigen können! Aber sie vermochten es nicht; der Trieb der Geselligkeit sprach zu laut in seinem Herzen, er wünschte sich anzuschließen, und in ein Verhältniß zu treten, das ihn für so viele, die er hatte verlassen müssen, entschädigen könnte. Gern hätte er sich die edelsten, fleißigsten unter den Studierenden zu Freunden gewählt; aber wo gab es ein Mittel, diese zu erkennen, von den Uebrigen zu unterscheiden? In den Hörsälen stellte das allgemeine Schweigen den Gebildeten dem Unwissenden äußerlich gleich, und die Aemsigkeit im Nachschreiben war das Einzige, wodurch hier sich einer vor dem andern auszeichnen konnte. Indessen ward ihm mit jedem Tage seine Einsamkeit, sein Alleinstehen drückender, und da er nicht im Stande war, seinen Umgang nach eigner vernünftiger Wahl zu bestimmen, so mußte er sich hier ganz dem Zufall überlassen. Wenn dieser ihn nun unglücklich führte; wenn seine ersten Bekannten Mitglieder einer geheimen Verbindung waren; wenn sie ihn aufforderten, derselben beizutreten; wenn er sich dazu bereden ließ, weil er des Alleinstehens überdrüßig war, und die gefährliche Tendenz der Gesellschaft nicht kannte; wenn er sein durch Handschlag gegebenes Versprechen brach; wenn sein Widerwille gegen die unsinnigen und verbrecherischen Zwecke der Ver-

bindung sich allmälig abstumpfte, und er selbst zu ihrer Ausführung die Hand bot: — so werde ich ihm gewiß sehr strafbar finden, aber auch — sehr zu beklagen!

Ludovico. Allerdings, sehr zu beklagen!

Theophilus. Ja wohl, sehr zu beklagen!

Adalbert. Sehr zu beklagen, denn er hatte doch ursprünglich nichts anderes gesucht, als einen Kreis, dem er sich anschließen könnte, und er würde einen bessern gewählt haben, wenn sich ein solcher ihm dargeboten hätte.

Ludovico. Er würde aber, meinen Sie, sich ihm dargeboten haben, wenn die Studierenden, die jetzt nur schweigend in den Hörsälen nachschreiben, aufgefordert würden, öffentliche Proben ihres Fleißes und ihrer Fortschritte abzulegen.

Adalbert. Das meine ich allerdings. Nicht die Vergnügungsörter, sondern die Hörsäle müssen den studierenden Jünglingen die Gelegenheit darbieten, sich einander kennen zu lernen. Hier müssen sie mit ihrer Persönlichkeit, mit ihren Kenntnissen, ihren Ansichten hervortreten. Dann wird der Gutgesinnte nicht mehr durch Zufall in einen seiner vielleicht unwürdigen Kreis geführt werden; er hat die Besseren kennen gelernt, und da er selbst zu den Besseren gehört, so wird die gegenseitige Annäherung bald erfolgen. Durch eben die Mittel, welche einer Verbindung das Daseyn gaben, wird sie auch bestehn. In Vergnügungen entsprungen, kann sie nur in Vergnügungen fortgesetzt werden. Hier ward sie durch die Wissenschaft gebildet, und diese bleibt nun auch das Band, welches die Jünglinge an einander knüpft. Es würden nun Gesellschaften zu wissenschaftlichen Zwecken unter den Studierenden entstehn, die, da die Jugend das Formwesen liebt, vielleicht für nöthig erachten würden, sich ihre eigenen Statuten zu entwerfen. Im Bewußtseyn ihrer guten Sache würden sie die Bestätigung derselben nachsuchen, und diese — glaube ich — würde ihnen nicht verweigert werden.

Ludovico. Es könnten aber unter dem Schein der Wissenschaft sich manche gefährliche Bestrebungen verbergen.

Adalbert. Um dies zu verhindern, müßte stets Einer der Professoren die Aufsicht über eine solche Verbindung führen, und dieser müßte für den darin herrschenden Geist verantwortlich gemacht

werden. Es verhielte sich dann mit diesen Vereinen im Reiche der Wissenschaft wie mit den religiösen Zusammenkünften in der Kirche. Man mißtraut ihnen, wenn sie sich selber leiten; man erkennt ihre heilsamen Wirkungen, wenn ein Geistlicher ihre Leitung übernommen hat.

Ludovico. Gestatten Sie eine Verbindung unter Studierenden, so werden immer Ausgelassenheiten die Menge dabei vorfallen.

Theophilus. Es wäre auch Schade, in der That, wenn sie ganz unterbleiben sollten.

Adalbert. Wie weit die Regierung hierin gehen will, das bleibe ihrer Weisheit überlassen. Ich bin zufrieden, wenn Sie mir zugeben, daß durch die Form des Unterrichts, die ich vorschlage, die Besseren unter den Studierenden einander näher gebracht, und vor politisch gefährlichen, oder roh ausschweifenden Verbindungen geschützt werden könnten.

Ludovico. Das könnte man Ihnen allenfalls zugeben. Sie haben uns viel gefragt; nun erlauben Sie auch mir eine Frage: Schmeicheln Sie sich in der That, die von Ihnen in Vorschlag gebrachte Veränderung jemals eingeführt zu sehen? Sie müßten zuerst die Behörden überzeugen. Meinen Sie, daß Ihnen dies gelingen würde?

Adalbert. Ich habe darüber gar keine Meinung. Die Behörden, selbst wenn sie meinen Vorschlag billigten, würden sich darauf beschränken müssen, den Wunsch zu äußern, daß ein solcher Versuch angestellt werden möchte. Befehlen lassen sich Dinge nicht, die besser unterbleiben, wenn sie nicht mit der vollsten Ueberzeugung, dem lebendigsten Eifer ausgeführt werden. Vornehmlich ist also die Sache in die Hände der Lehrer auf den deutschen Hochschulen gelegt, und vielleicht will es eine günstige Schickung, daß, während wir diese Gedanken besprechen, ähnliche Ideen in einzelnen dieser würdigen Männer entstanden sind. Gewiß sind ihnen allen Wissenschaft und Sittlichkeit gleich heilig und theuer. Muß es ihnen nicht peinlich seyn, Jahr aus Jahr ein zu einer Versammlung zu reden, aus welcher sich niemals eine Stimme erhebt, um zu bezeugen, daß man sie verstanden hat, daß die Gaben, die sie so reichlich darbieten, angenommen und benutzt worden sind? Muß nicht eine

noch viel größere Pein für sie in den Gedanken liegen, daß sie sich auf einem mannigfaltig entweihten Boden bewegen, und daß die Universitäten nicht für Alle, die sie besuchen, Schulen der Wissenschaft, sondern auch für Viele — Schulen der Unsittlichkeit werden? Sollten sie nicht darüber nachsinnen, wie diese Institute, ohne äußere Veränderung, mit Beibehaltung, ja mit noch größerem Hervortreten ihres wissenschaftlichen Characters, umgestaltet, erneut, geheiligt werden könnten? Sollte sich ihnen da nicht von selbst das durch mich vorgeschlagene Mittel als eines der leichtesten darbieten? Es hat sich schon in den kleineren Kreisen der theologischen und philologischen Seminarien bewährt; es hat dort zum Theil bewundernswürdige Früchte getragen: sollte es nicht mit gewissen Modificationen bei allen Fakultäten, und bei einer größeren Hörerzahl angewendet werden können? Diese Anwendung ist freilich mit einigen Unbequemlichkeiten verbunden, ja es scheint, als ob der Lehrer der Hochschule dadurch von seiner Würde verlöre, und sich dem Lehrer des Gymnasiums gleich stellte. Doch in der That steigt er nur scheinbar herunter, um sich mit seinen Schülern desto mehr zu erheben. Auch werden seine Zuhörer nicht mehr ihren, oft für ihn so demüthigenden, Einfluß auf ihn geltend machen, denn sie haben denselben nur während sie schweigen; sie verlieren ihn aber in einem Gespräche, wo ihr Lehrer seine Ueberlegenheit geltend machen, und sie in ihre Schranken zurückweisen kann. — Dies Alles und noch mehr als dies möchte ich den Lehrern auf den deutschen Universitäten vortragen, wenn ich hoffen dürfte, daß meine Stimme von Einigen unter ihnen beachtet würde.

Ludovico. Sie würden ihnen vielleicht antworten: Der Zweck Ihrer Vorschläge könnte hinlänglich durch gewisse Mittelspersonen zwischen ihnen und den Studierenden, durch Anstellung von Repetenten, erreicht werden.

Adalbert. Darauf würde ich antworten: Ich beschwöre Sie, Verehrteste, seyn Sie ihre eigenen Repetenten. Nur von Ihnen selber gehandhabt, kann diese Form des Unterrichts in ihrer ganzen Kraft erscheinen; sie muß verlieren, wenn sie andern Händen überlassen bleibt.

Ludovico. Sie würden vielleicht sagen: Wenn man bemerke,

daß ein Studierender sich vernachlässigt, so könne er zu einem Examen vorgeladen, und wenn er schlecht besteht, verwiesen werden.

Adalbert. Und ich würde antworten: Bringen Sie durch eine solche Einrichtung nicht das öffentliche Befragtwerden und Antworten in Mißkredit. Es müsse niemals als eine Strafe, es müsse immer nur als eine Auszeichnung erscheinen!

Ludovico. Sie würden sagen — Nun was weiß ich? Vielleicht würden auch Einige, zumal von den Jüngeren, Ihnen beistimmen, und sich der von ihnen vorgeschlagenen Methode bedienen. Sollte sich dann die öffentliche Stimme dafür erklären, so könnte diese Form des Unterrichts vielleicht einmal allgemein werden.

Theophilus. Halt! Es scheint wir wären fertig; aber Sie haben die Hauptsache unbeachtet gelassen.

Adalbert. Was denn?

Theophilus. Sehen Sie denn nicht? Begreifen Sie denn nicht? Wenn das geschähe was sie wünschen, so würde ja das alte, echte, frohe Leben auf Universitäten ganz durch den Ernst und den Eifer im Studieren verdrängt werden.

Adalbert. Seyn Sie darüber ganz ruhig. Das wahre frohe Leben würde dann erst beginnen, und man würde sich dieser Zeit bis in das späteste Alter hinein gern erinnern, denn man könnte daran denken — ohne Reue.

Die Leichenrede.

und ein Schulmeister sich vernachlässigt, so könnte er zu einem [illegible] [illegible], und wenn er schlecht besteht, [illegible] werden.

Walther. Und ich würde antworten: Bringen Sie einst [illegible] Maßregel nicht das öffentliche Befragtwerden und Auszeichnen in Vorschlag. Es müsse niemals als eine Strafe, es müsse immer nur als eine Auszeichnung erscheinen!

Theobald. Sie würden sagen —. Nun was weiß ich? Am Ende würden auch Einige, zumal von den Jüngeren, Ihnen die [illegible] von Ihnen vorgeschlagenen Methode bereiten. [illegible] dann die öffentliche Stimme dafür erklären, so könnte diese Form der [illegible] vielleicht einmal allgemein werden.

[illegible]. [illegible] ganz fertig; aber Sie haben die [illegible] gemacht.

Walther. Was denn?

Theobald. Sehen Sie denn nicht? Begreifen Sie denn nicht? Wenn das geschähe was Sie wünschen, so würde ja das alte, [illegible] auf Untersuchen ganz durch den Geist und den [illegible] im Studieren verdrängt werden.

Walther. [illegible] Sie darüber ganz ruhig. Das [illegible] [illegible] [illegible], und man würde sich dieser [illegible] [illegible] gern erinnern, wenn man [illegible] [illegible].

Theophilus. Haben Sie nichts vom Begräbniß des Generals Sempronius gehört?

Adalbert. Nein.

Theophilus. Von der Rede, die der Feldprediger gehalten hat?

Adalbert. Kein Wort.

Theophilus. Zuerst hat er ihn sehr gerühmt; hat alle Schlachten aufgezählt, die er gewonnen, und alle Festungen, die er erobert hat. Darauf aber hat er angefangen schrecklich zu wüthen und zu lästern. Er hat gesagt, der General wäre ein Feind des Christenthums gewesen; er hätte die Sünde gegen den heiligen Geist begangen, er wäre unbußfertig und ungläubig gestorben, und deshalb wäre der Selige nothwendig zur Hölle gefahren.

Adalbert. Und das glauben Sie?

Theophilus. Wie sollte ich nicht! Die ganze Stadt sagt es.

Adalbert. O meine Vaterstadt!

Theophilus. Fragen Sie einen jeden unserer Mitbürger; er wird es Ihnen bestätigen.

Adalbert. O meine Mitbürger!

Theophilus. Sie glauben es also nicht?

Adalbert. Nein, ich glaube gerade das Gegentheil.

Theophilus. Wenn etwas so allgemein gesagt wird, so pflegt doch immer etwas an der Sache zu seyn.

Adalbert. Zuweilen; zuweilen beliebt es aber auch dem Publikum, die Sache gerade umzukehren. Das geschieht besonders wenn von den Geistlichen, ihrem Verhalten und ihren Amtsverrichtungen die Rede ist.

Theophilus. Es möchte Ihnen doch schwer werden, davon Beispiele anzuführen.

Adalbert. Keinesweges. Ich habe zuweilen selbst eine solche Ungerechtigkeit erfahren, und dadurch leiden müssen.

Theophilus. O, erzählen Sie mir doch etwas davon.

Adalbert. Erzählen? Sehr gern. Sie wissen, zum Erzählen sind alte Leute, und auch wohl junge, immer bereit. Hier ist ja auch gleich eine Bank, auf welche wir uns setzen können. Durch das Gebüsch hindurch hat man einen freundlichen Blick auf die grüne Ebene. Sie führen ja immer Cigarren und Feuerzeug bei sich; stecken Sie an, und rauchen Sie.

Theophilus. Ist Ihnen auch gefällig?

Adalbert. Ich danke. Ich sprach also einmal am Grabe eines Mannes, den ich während seiner Krankheit oft besucht, und der mir sehr theuer geworden war. Es war in ihm vor nicht langer Zeit eine große heilsame Sinnesveränderung vorgegangen; er hatte das Abendmahl mit tiefer Andacht empfangen, und war mit dem Glauben und der Hoffnung eines Christen gestorben. Dies Alles erwähnte ich in der Leichenrede, zu seiner Ehre und — wie ich hoffte — zur Erbauung der Anwesenden. Ich glaube auch, daß ich nicht ohne Wärme gesprochen habe, denn ich liebte den Mann und es ging mir von Herzen. Wissen Sie nun, wie der Inhalt dieser Rede aufgefaßt, und was davon in der Stadt erzählt ward?

Theophilus. Ich bin neugierig.

Adalbert. Man sagte, ich hätte den Verstorbenen bis in das Grab hinein geschmäht, und ihn als einen Ungläubigen dargestellt, dem ich mich genöthigt gesehen hätte, das Abendmahl, das er begehrte, zu verweigern! Das ist Eine Geschichte.

Theophilus. Haben Sie mehrere, so lassen Sie noch eine hören.

Adalbert. Also die Zweite. Ich ward zu einer Kranken gerufen, und nahm die Gefäße des Abendmahls mit mir, um, wenn sie es verlangte, es ihr ohne Zögerung reichen zu können. Nach einer langen Unterredung, während welcher sie diesen Wunsch nicht geäußert hatte, begab ich mich hinweg, mit dem Versprechen, am Abend wiederzukommen; die heiligen Geräthschaften aber ließ ich zurück im Gewahrsam einer gemeinschaftlichen Freundinn, welche

zur Pflege der Kranken anwesend war. Als ich am Abend wiederkam, begehrte die Kranke das heilige Abendmahl, und ich erklärte mich sogleich bereit es ihr zu reichen. Die Aerzte erschienen; und da sie den Zustand der Kranken sehr aufgeregt fanden, so verlangten sie den Aufschub der Feier bis zum nächsten Morgen, indem sie versicherten, daß sie denselben erleben werde. Die Kranke war damit einverstanden, und wünschte nur, daß in Gegenwart aller ihrer Hausgenossen, die sie zusammenrufen ließ, ein Gebet von mir gesprochen würde. Als ich am andern Morgen kam, um das heilige Abendmahl mit ihr zu feiern, war sie gestorben.

Theophilus. Und nun?

Adalbert. Nun, obgleich eine ziemlich große Anzahl von Personen zugegen gewesen war, welche alle meine Erklärung, ich sei zur Feier des heiligen Abendmahles bereit, vernommen hatten, so ward in der ganzen Stadt eine Zeit lang hindurch gesagt, wiederholt, und geglaubt —

Theophilus. Nun was?

Adalbert. Ich hätte ihr als einer Ungläubigen das Abendmahl verweigert. Das war die zweite Geschichte.

Theophilus. Alle gute Dinge sind drei.

Adalbert. Gut sind diese Dinge nun zwar nicht, aber auch mit der dritten kann ich dienen. Ein geistreicher Israelit hatte sich in der Absicht, getauft zu werden, bei mir eingefunden. Im Laufe unserer Unterredungen äußerte er unverholen, daß er weder das Bedürfniß einer Erlösung fühle, noch annehmen könne, daß sie durch den Tod eines Gottmenschen vollbracht worden sei. Ich weigerte mich deshalb ihn zu taufen, und bestand auf dieser Weigerung, obgleich manche hohe Gönner des Mannes, die seine Talente schätzten, mich zur Nachgiebigkeit aufforderten.

Theophilus. Nun hier hatten Sie sich doch wirklich geweigert.

Adalbert. Das hilft nichts; man mag sich weigern oder sich bereit erklären, man soll immer das Gegentheil gethan haben. Ein achtungswerther Mann meiner Gemeine kam zu mir, und sagte, er sei ganz an mir irre geworden. Wie ich denn habe so gewissenlos seyn können, diesen Israeliten — obgleich er mir wiederholt erklärt habe, er sei noch nicht überzeugt von den vornehmsten Wahr-

heiten des Christenthums; obgleich er, um sie zu prüfen, eine längere Zeit gefordert habe — dennoch mit dem Verlangen, er solle sich sogleich von mir taufen lassen, zu bestürmen? Sehr erstaunt fragte ich ihn, wie er mir dieses zutrauen könne. Er antwortete, daß er es von Jemand gehört habe, der die von mir in dieser Angelegenheit gewechselten Briefe gelesen habe und auf's genaueste von allem unterrichtet sei. Als ich ihm nun selbst die ganze Correspondenz vorlegte, sah er freilich ein, daß sich alles auf die entgegengesetzte Weise verhielt.

Theophilus. Sie haben mich durch ihre drei Geschichten in nicht geringes Erstaunen versetzt. Ich hätte immer geglaubt, da wo man Rauch sieht, da müsse doch etwas Feuer seyn.

Adalbert. Sie sehen aus diesen Beispielen, daß der Rauch sogar die Abwesenheit des Feuers beweist, und daß, wenn es auf die Verunglimpfung eines Menschen ankommt, man oft am liebsten dasjenige glaubt, was am wenigsten Wahrscheinlichkeit für sich hat. Deshalb horchen Sie auf, Theophilus, ich will Ihnen einen Rath geben. Sollten Sie jemals Lust haben ein Verleumder zu werden —

Theophilus. Davor wolle mich Gott bewahren!

Adalbert. So vergrößern Sie nicht die vorhandenen Fehler — das ist nur eine Eselsbrücke in dieser Kunst — sondern verkehren Sie die Tugend in das entgegengesetzte Laster. Wenn ein Mensch fleißig ist, und sich aufreibt durch hartnäckiges Arbeiten vom Morgen bis zum Abend, so sagen Sie: er sei faul, schlafe bis Mittag, und bringe die übrige Zeit außerhalb des Hauses zu. Wenn ein Mensch mäßig lebt, nichts trinkt als Wasser, und sich nur von Brod und gelben Rüben nährt, so sagen sie keck: er betrinke sich alle Abend, und führe ein kyklopisches Leben. Dies ward gegen alle Wahrheit und Wahrscheinlichkeit von dem Chrysostomus gesagt und geglaubt; und auch Ihnen wird man dergleichen Behauptungen glauben, denn ein solcher Gegensatz ist gar zu pikant, und es gewährt der Welt ein gar zu großes Vergnügen, die gute Meinung, die sie nothgedrungen von einem Menschen haben mußte, in die entgegengesetzte schlechte verwandeln zu können.

Theophilus. Halt, halt, Freund; Sie gehen zu weit und thun der Welt Unrecht.

Adalbert. Gut erinnert! Uebrigens war das, was ich sagte, mehr Scherz als Ernst.

Theophilus. Darüber sind wir aber von der Leichenrede abgekommen, und ich muß Ihnen gestehen, daß ich das Gerücht darüber, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil, für wahr halte. Ich möchte Ihnen dafür einen Ohrenzeugen stellen können. Doch da kommt ja eben Ludovico; der wird vielleicht ein Zeugniß ablegen können. Guten Abend, Ludovico. Sagen Sie mir, waren Sie bei dem Begräbniß des Generals Sempronius gegenwärtig?

Ludovico. Ja.

Theophilus. Ist es wahr, was man von der Leichenrede des Geistlichen erzählt, und von den Verunglimpfungen, die er sich darin gegen den Verstorbenen erlaubt haben soll?

Ludovico. Ja, es ist wahr. Er hat ihm den christlichen Glauben abgesprochen. Alle Anwesende waren darüber indignirt. Ich hoffe auch der Geistliche wird deshalb einen Verweis bekommen.

Adalbert. Einen Verweis? Wodurch sollte er den verdient haben?

Ludovico. Wie? Das finden Sie nicht empörend? Der General ist ein trefflicher Mensch gewesen, von biederem, edlem Charakter; sein ganzes Leben ist fleckenlos. Er hat die glänzendsten Thaten vollbracht, denen das Vaterland in den Zeiten der Gefahr, zum Theil seine Rettung verdankt. Und nun sollte es einem Menschen erlaubt seyn, ihn am Rande seines Grabes, und im Angesichte seiner Leiche, zu schmähen, und ihm die verdiente Ehre zu rauben?

Adalbert. Wir sind da auf einen schwierigen Gegenstand gekommen, den ich wohl näher mit Ihnen untersuchen möchte, wenn Sie Zeit und Lust haben.

Ludovico. Ich habe beides.

Adalbert. Und außerdem wird Sie Theophilus auch mit einer Cigarre versehn.

Ludovico. Die Cigarre wäre in Gang. Soll aber auch das Gespräch recht in Gang kommen, so würde ich Ihnen rathen aufzustehn, und mit mir Ihren Gang fortzusetzen.

Adalbert. So sei es! Wir wollen damit anfangen, unsern

Gegenstand recht genau zu bestimmen. Ich würde die Frage folgendermaaßen stellen: Soll die Rede bei dem Begräbnisse eines bedeutenden Mannes, eine Schilderung seines Lebens und seines Charakters, und eine Würdigung seiner Verdienste enthalten?

Ludovico. Die Frage würde ich bejahen.

Adalbert. Und ich würde sie verneinen.

Ludovico. Weshalb?

Adalbert. Erstlich, weil es dem geistlichen Redner oft ganz unmöglich seyn wird, eine solche Forderung zu erfüllen; und zweitens, weil, wenn er sie zu erfüllen sucht, ein solcher Anstoß, wie der, über welchen Sie sich beklagen, in manchen Fällen gar nicht zu vermeiden seyn wird.

Ludovico. Ich leugne beides.

Adalbert. Und ich will suchen Ihnen beides darzuthun. Zuerst also dies: Daß die Aufgabe, das Leben und den Charakter eines bedeutenden Mannes, bei seinem Begräbnisse zu schildern, und seine Verdienste zu würdigen, dem geistlichen Redner nicht gestellt werden dürfe, weil sie von ihm nicht gelöst werden kann. In dem vorliegenden Falle war der Verstorbene ein ausgezeichneter Heerführer, und dem geistlichen Redner lag es ob, nach Ihrer Meinung, seiner vornehmsten Kriegsthaten zu erwähnen.

Ludovico. Allerdings.

Adalbert. Er mußte also von der Geschichte des Krieges, woran der Verstorbene einen so rühmlichen Antheil genommen hat, unterrichtet seyn; ja noch mehr; er mußte auch die Heerführung desselben in ihrer Eigenthümlichkeit, mit ihren besonderen Vorzügen, aufgefaßt haben. Denn er sprach vor Männern, die sich auf solche Dinge verstehn, nämlich vor den Waffengefährten des Verstorbenen, und vor anderen Offizieren höheren Ranges; und diesen konnten doch oberflächliche, allgemeine Schilderungen unmöglich genügen. Hätte er aber gar aus Unkunde irgend einen Verstoß begangen, so würden sie ihm das sehr übel genommen, und ihn deshalb verspottet haben.

Ludovico. Das ist allerdings wahr; doch es wird hier nicht mehr von dem Geistlichen gefordert, als bei einem jeden gebildeten Mann vorausgesetzt werden darf.

Adalbert. Wir wollen es annehmen. Eben der Geistliche nun, der vor Kurzem bei dem Begräbniß eines Generals fungirte, wird vielleicht bald darauf einem Justizminister die Leichenrede halten. Das Auditorium besteht hier aus höheren Justiz-Beamten und Staatsmännern. Wollen Sie nun auch, daß er vor diesen ein Gemälde von der amtlichen Wirksamkeit des Verstorbenen entwerfe; daß er die Verbesserungen preise, die derselbe in der Justizverwaltung eingeführt hat; und wenn unter seiner Leitung vielleicht ein neues Gesetzbuch ausgearbeitet worden ist, wollen Sie, daß er desselben erwähne, und die Vorzüge aufzähle, durch welche es sich von der früheren Gesetzgebung unterscheidet?

Ludovico. Wenn er es vermag, so wird es nichts schaden.

Adalbert. Um es aber zu vermögen, wird er keine geringe Kenntniß der Rechtswissenschaft besitzen müssen.

Ludovico. In einem gewissen Grade muß jeder Staatsbürger diese besitzen.

Adalbert. Nun wollen wir annehmen, daß während der Amtsführung dieses Geistlichen alle Minister mit Tode abgingen: daß es ihn träfe, weil sie in seiner Parochie wohnten, oder aus anderen Gründen, ihnen die Leichenrede zu halten. Er müßte also, nach Ihrem Grundsatze, jedes Mal eben so verfahren; und um es zu können, müßte er von dem, was in dem Zweige der Staatsverwaltung, dem der Hingeschiedene vorstand, das Wichtigste ist, eine ziemliche Kenntniß besitzen.

Ludovico. Warum sollte er nicht?

Adalbert. Nun aber stirbt ein Philosoph, der ein neues System ersonnen; ein Gelehrter, welcher in dem Fache, dem er sich widmete, Großes geleistet hat. Unser geistlicher Redner wird das System des Philosophen, und die Forschungen des Gelehrten, darstellen, beurtheilen und würdigen; und um dies zu können, wird er auf dem Gebiet der Philosophie und in diesem Fache der Gelehrsamkeit einheimisch seyn müssen.

Ludovico. Allerdings.

Adalbert. Und wenn er am Grabe eines Dichters, eines Malers, eines Bildhauers, eines Architekten spricht, so wird er nicht umhin können, die von diesen hervorgebrachten Werke nach

ihrem besonderen Werthe zu preisen. Daß ihm dies aber nicht gelingen wird, ohne eine vertraute Bekanntschaft mit der Theorie und mit der Geschichte dieser Künste, das versteht sich von selbst.

Ludovico. Ja wohl.

Adalbert. Wie nun? Halten Sie die Kunst des Schauspielers für eine wahre Kunst, oder nicht?

Ludovico. Ich halte sie für eine wahre Kunst.

Adalbert. So würde ihm denn, wenn er stirbt, dieselbe Ehre erwiesen werden müssen, die den andern Künstlern gebührt; und es würde sich daraus für den Geistlichen die Verpflichtung ergeben, das Theater zu besuchen, um den Schauspielern, nach ihrem Tode, eine angemessene Leichenrede halten zu können.

Theophilus. Vor vielen Jahren war ich zugegen bei dem Begräbniß einer berühmten Schauspielerin. Der Geistliche rühmte sie sehr in seiner Rede, auch wegen ihrer Kunst; und sagte unter andern: „Wir bewunderten den Umfang ihrer Kunstdarstellungen.“ Das fiel mir auf!

Adalbert. Auch mir ist es auffallend; doch der Geistliche hatte ganz Recht, wenn er nämlich von demselben Grundsatze ausging, wie unser Freund Ludovico. Aber werden wir nicht auch der thymelischen Künstler gedenken müssen?

Ludovico. Was sind thymelische Künstler?

Adalbert. Ich wußte es auch nicht; ich habe es erst vor Kurzem gelernt. Thymelische Künstler sind Tänzer. Wird nicht der Leichenredner ihre Grazie, ihre Anmuth, ihre Kraft, ihre Sicherheit, oder was sie sonst auszeichnete, mit Sachkenntniß zu rühmen haben?

Ludovico. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie bei einem so ernsten Gegenstande scherzen würden.

Adalbert. So möge denn, was die thymelischen Künstler betrifft, vor der Hand auf sich selbst beruhen. Aber wenn ein industrieller Mann etwas Neues und Nützliches erfunden hat, einen Pflug, einen Kochofen, eine Kaffeemaschine, eine Vorrichtung beim Branntweinbrennen, wodurch für die Vergiftung des Menschengeschlechts kürzere Wege gebahnt werden: so wird dies bei der Bestattung des Erfinders nicht unerwähnt bleiben dürfen.

Ludovico. Leben Sie wohl; das Gespräch fängt an eine unerfreuliche Wendung zu nehmen.

Theophilus. Bleiben Sie! Er meint es nicht so übel!

Adalbert. Nein, wahrlich, ich meine es nicht übel; und das will ich Ihnen zeigen, indem ich Sie sogleich wegen meiner unzeitigen Scherze um Vergebung bitte. Aber nun seyn Sie auch billig von Ihrer Seite. Aus Ihrem Grundsatz, daß in der Leichenrede das Leben, der Charakter, und die Verdienste des Verstorbenen geschildert werden sollen, würde folgen, daß der Geistliche eine vertraute Bekanntschaft mit allen Fächern des menschlichen Wissens, mit allen Richtungen der menschlichen Thätigkeit besitzen müsse. Gebe ich auch zu, daß es einige eminente Geister in unserm Stande gegeben hat, oder noch giebt, welche dies Alles umfassen, so muß ich doch im Allgemeinen gegen eine solche Forderung protestiren. Und wenn die Geistlichen darauf eingehen wollten, was würde aus der geistlichen Beredsamkeit werden? Eine Fertigkeit über alle Gegenstände wohlthönende Worte zu machen. Die Aufgabe des geistlichen Redners aber ist eine andere; sie ist: Christum zu predigen. Wenn er nichts weiß unter der Gemeine, denn allein Jesum Christum den gekreuzigten, so soll man mit ihm zufrieden sein; ja man soll ihn sogar loben und ehren wegen einer solchen freiwilligen Beschränkung. Will man aber, daß er in der Kriegswissenschaft und Kriegsgeschichte, in der Jurisprudenz, in der Diplomatie, in den Finanzen, in der Staatsökonomie, in dem Postwesen, in der Philosophie und jeglicher Wissenschaft, in der Theorie und Geschichte der Künste, und endlich auch in der Technologie bewandert seyn soll — so möchte er Gefahr laufen, darüber des Kreuzes Jesu Christi zu vergessen. Dies war meine erste Behauptung. Wenn es mir nicht gelang Sie davon zu überzeugen, so können wir es unentschieden lassen. Denn ein bei weitem größeres Gewicht lege ich auf meine zweite Behauptung; daß nämlich, wenn der geistliche Redner die Forderung zu erfüllen sucht, in der Leichenrede das Leben des Verstorbenen zu schildern, und seine Verdienste zu würdigen, ein solcher Anstoß, wie der, welcher bei dem Begräbniß des Generals gegeben ward, oft gar nicht zu vermeiden seyn wird.

Ludovico. Das sehe ich nicht ein.

Adalbert. Ich werde suchen es Ihnen zu beweisen. Der geistliche Redner hat also an die Thaten des Kriegers, an die Verwaltung des Staatsmannes, an die wissenschaftlichen Bestrebungen des Philosophen und des Gelehrten, an die Werke des Künstlers erinnert, und denselben das verdiente Lob gespendet. Doch nun erhebt sein Gewissen laut und gewaltig die Stimme, und ruft ihm zu: Wie? Du hast das Leben und Wirken des Verstorbenen in so vielen Beziehungen dargestellt; und die Beziehung, worin er zu Christo stand, die wolltest Du mit Stillschweigen übergehen? Wäre das geziemend für Dich, der Du berufen bist, nicht ein Lobredner bürgerlicher und wissenschaftlicher Auszeichnung, sondern ein Verkündiger des Erlösers zu seyn, und der also von allen Gegenständen immer zu diesem, als zu dem höchsten und wichtigsten, zurückkehren soll? Fürchtest Du nicht, wenn Du es unterließest, dadurch in Denen, die Dich hören, das gefährlichste Mißverständniß zu veranlassen? Könnten sie nicht meinen, daß durch bürgerliches Verdienst, durch äußere Rechtschaffenheit, durch den Ruhm der Wissenschaft, der Gelehrsamkeit und der Kunst, auch das Schicksal des künftigen Lebens bestimmt, und die Seligkeit erworben werde? Könnten sie nicht den Glauben an den Sohn Gottes um so mehr für entbehrlich halten, da Du, bei einer so wichtigen Gelegenheit, welche sich darbot, desselben auch mit keinem Worte erwähnt hast? Nein, Du bist ein evangelischer Geistlicher; Du sollst nicht das Verdienst der Werke, sondern die Gerechtigkeit durch den Glauben predigen! Wohlan, entschließe Dich! Und wie Du so Vieles über den Verstorbenen gesagt hast, so sage nun auch, was er als Christ gewesen — oder nicht gewesen ist!

Ludovico. Wenn der Verstorbene ein christlich-frommer Mann gewesen ist, so wird nichts den Geistlichen verhindern, auch dieses anzuführen.

Adalbert. Wenn er es aber nicht gewesen ist?

Ludovico. Dann hat der Geistliche nicht das Recht, ihn deshalb zu tadeln, ja nicht einmal dessen zu erwähnen.

Adalbert. Er hat nicht das Recht? Wer darf es ihm absprechen? Sie am wenigsten, die Sie eine vollständige Portraitirung des Verstorbenen von ihm verlangen. Die Erwähnung dieses

Zuges gehört zur Vollständigkeit; und fällt hier die Schilderung ungünstig aus, so ist deshalb der Geistliche nicht anzuklagen, denn sein höchstes Gesetz ist Wahrheit!

Ludovico. Bedenken Sie was Sie sagen! In Gegenwart einer Wittwe, die heiße Thränen über den Tod ihres Gatten weint; in Gegenwart der Söhne, für welche das ruhmvolle Andenken des Vaters der mächtigste Sporn zu einem würdigen Streben, und vielleicht der einzige Trost in der Bedürftigkeit seyn wird, worin der Gelehrte, der Künstler oft die Seinigen zurückläßt — da wollten Sie, Sie, der Verkündiger einer Religion der Liebe, sich hinstellen, um den Verstorbenen, dessen Hülle im Sarge vor Ihnen liegt, zu schmähen; da wollten Sie dem Geiste, der in das Unsichtbare hinüberging, die Seligkeit absprechen; — denn man weiß ja wohl, wie dies bei Euch zusammenhängt; wen Ihr für ungläubig erklärt, den erklärt Ihr für unselig; — da wollten Sie die Wittwe, der Sie Trost zusprechen sollten, in Verzweiflung stürzen, und in der Erinnerung der Kinder das Bild des Vaters mit Schande brandmarken? Das wollten Sie thun?

Adalbert. Wer sagt Ihnen, daß ich es thun würde?

Ludovico. Nun, sind Sie nicht ein Geistlicher, und haben Sie nicht behauptet, daß der Geistliche das Recht dazu hat?

Adalbert. Man kann ein Recht haben, und für gut finden, sich dessen nicht zu bedienen. Was ich in einem solchen Falle thun würde, davon ist jetzt nicht die Rede. Ich behaupte nur, daß Sie, durch Ihre Ansicht von dem Inhalt der Leichenpredigt, dem Geistlichen das Recht einräumen, wenn der Verstorbene ungläubig war, dessen zu erwähnen, und ihn deshalb zu tadeln.

Ludovico. Nicht leicht würde ich mich gegen einen Menschen so erbittert fühlen, als gegen den Geistlichen, der sich dieses vermeintlichen Rechtes bediente.

Adalbert. Sie hätten sehr Unrecht. Der Geistliche hat sich vielleicht nach langem und schwerem Kampfe, mit Unterdrückung seiner lebendigsten Gefühle dazu entschlossen, weil er geglaubt hat, dadurch eine Pflicht gegen Gott, und gegen seinen Erlöser zu erfüllen; und das ist ein Grund, vor dem alle anderen Rücksichten

weichen müssen. Ancillon und Schleiermacher waren zwei ehrenwerthe Männer.

Ludovico. Ja wohl; aber was sollen die hier?

Adalbert. Zur Zeit der Franzosen-Herrschaft predigten beide unter uns; und beide haben von der Kanzel herab unablässig und auf's kräftigste zur Liebe und Anhänglichkeit für den damals entfernten König, und zum Streben nach unserer politischen Wiederherstellung ermahnt. Ich kann nicht an diese Zeit denken, ohne von einer besonders tiefen Verehrung für beide erfüllt zu werden.

Ludovico. Besonders für Schleiermacher.

Adalbert. Warum nicht eben so sehr, ja noch mehr, für Ancillon? Er predigte Französisch; viele von den hier anwesenden Franzosen hörten ihn; dies mußte ihn einer um so größeren Gefahr aussetzen.

Ludovico. Ich begreife noch immer nicht, wo Sie hinaus wollen.

Adalbert. Wenn man nun damals zu diesen beiden gesagt hätte: Ihr thut nicht wohl, Ihr Ancillon und Schleiermacher, so freimüthig von der Kanzel herab Eure patriotischen Gesinnungen auszusprechen. Denn mit Napoleon und seinen Marschällen ist nicht zu spaßen; und Ihr könntet — wenn Euch nichts Schlimmeres begegnet — eines schönen Tages ergriffen, und irgendwo in eine Festung eingesperrt werden. Was hätten jene beiden trefflichen Männer auf eine so feigherzige Warnung erwiedert? Hätten sie nicht etwa geantwortet: Mein König ist mir mehr als Napoleon; und in der Liebe zum Vaterlande trotze ich allen Gefahren?

Ludovico. Ja, in diesem Sinne möchten sie sich wohl geäußert haben.

Adalbert. Und wie wird sich der geistliche Redner äußern, der sich in seinem Gewissen gedrungen fühlt, ein Zeugniß für die Wahrheit abzulegen, und zu erwähnen, daß es dem Verstorbenen, dessen Leiche zum Grabe gebracht wird, an Glauben gefehlt hat? Was wird er antworten, wenn Sie ihm vorstellen, daß er bei den Angehörigen des Verstorbenen die schmerzlichsten Empfindungen, und bei den Anwesenden eine allgemeine Entrüstung und Erbitterung hervorrufen wird? Daß weiß ich Alles, wird er sagen; und mein

Herz, das nicht von Stein ist, wird durch diese Bedenklichkeiten auf das Gewaltigste und Schmerzlichste bestürmt. Aber Christus ist mehr als die Menschen; und die Pflicht gegen ihn ist mehr als meine natürlichen Gefühle! Ich werde vielleicht mehr leiden, als irgend Einer; aber dennoch werde ich sprechen! — Gegen einen solchen Mann könnte ich nicht Erbitterung, sondern nur Verehrung hegen.

Ludovico. Wenn er sich nämlich nicht selbst getäuscht, und nicht die Forderungen eines hierarchischen Stolzes mit den Forderungen des Gewissens verwechselt hat!

Adalbert. Sie können nicht in sein Inneres blicken; und Sie sind verpflichtet einen Entschluß, der nothwendig für ihn selbst so manche unangenehme Folgen haben muß, aus den edelsten Antrieben herzuleiten.

Theophilus. Wenn Sie dem Geistlichen das Recht beilegen, den Mangel des Glaubens in dem Verstorbenen zu rügen, so wird er gewiß, nach Ihrer Meinung, in Betreff der sittlichen Mängel desselben, eben so verfahren dürfen.

Adalbert. Wenn er sich in seinem Gewissen dazu genöthigt fühlt, allerdings! Hat sich doch Massillon nicht gescheut, in seiner Leichenrede auf Ludwig XIV., an dessen außereheliche Verhältnisse zu erinnern, und den verdienten Tadel darüber auszusprechen.

Theophilus. Es gefällt Ihnen nun heute einmal Alles auf die Spitze zu treiben; und Diejenigen, die dazu ebenfalls geneigt sind, werden Ihnen vermuthlich in Ihrer Ansicht von den Rechten und Pflichten des Leichenredners beistimmen. Aber läugnen werden Sie es doch nicht, daß es für den Redner sehr peinlich seyn muß, dergleichen zu sagen, für die Anwesenden es zu hören; und daß Der sich Dank verdienen würde, der ein Mittel vorschlüge, wodurch dem Einen, wie den Andern diese Pein erspart werden könnte.

Adalbert. Das Mittel ist nicht schwer zu finden. Sie werden bemerkt haben, daß ich keinesweges dergleichen Glauben- und Sittenrichtende Aeußerungen von dem Redner verlange; ich habe nur behauptet, daß er fast unvermeidlich dazu genöthigt wird, wenn man verlangt, daß die Leichenrede ausführliche Personalien enthalten solle. Man lasse diese weg, so wird auch die Gelegenheit zu solchen Aeuße-

rungen wegfallen. Dies ist das Mittel, welches ich zur Erfüllung Ihres Wunsches, der auch der meinige ist, in Vorschlag bringe.

Theophilus. Ich verstehe noch nicht recht, was Sie meinen.

Adalbert. Ich meine, der Geistliche soll bei dem Leichenbegängnisse über die Verdienste des Hingeschiedenen schweigen, dann wird er auch über seine Fehler schweigen können.

Theophilus. Dann würde er also gar nichts vortragen.

Adalbert. Freilich nichts Eigenes.

Theophilus. Nun aber was denn?

Adalbert. Worte der Schrift und Kirchengebete.

Theophilus. Ach, Sie meinen, eine ausführliche Liturgie.

Adalbert. Allerdings.

Theophilus. Dann entginge ja aber den Hinterbliebenen der Trost, der ihnen durch das Lob des Verstorbenen zu Theil wird.

Adalbert. Der entginge ihnen freilich; aber, ist dies denn der wahre Trost; und wird das Wort Gottes ihnen nicht einen viel besseren gewähren?

Ludovico. Wie? Den Staatsmann, den Feldherrn sollte man zum Grabe tragen, ohne daß der Dienste, die er mit so vieler Anstrengung und Aufopferung dem Vaterlande geleistet hat, auch nur mit einem Worte gedacht würde?

Adalbert. Ein sehr hochgestellter Mann, der die Verdienste des Staatsmannes und des Feldherrn vereinigte, zu denen noch seine fürstliche Geburt hinzukam, hat selbst über sein Begräbniß eine solche Bestimmung getroffen. Die Leiche ward in die Kirche gebracht, und vor den Altar gestellt; hier ward die Begräbniß-Liturgie gelesen; und damit war Alles zu Ende. So hatte er selbst es verordnet. Es ist unter uns geschehn, und Sie werden sich beide dessen noch wohl erinnern. Das war ein schönes, ein großes Beispiel; und es verdiente nachgeahmt zu werden.

Ludovico. Es werden nicht alle mit den Gesinnungen dieses Fürsten, die ich übrigens verehrend anerkenne, sympathisiren; sondern es wird den Mehresten geziemend und nothwendig erscheinen, daß am Schlusse eines, den edelsten Zwecken gewidmeten, einflußreichen Lebens, ein Blick der Verehrung und Dankbarkeit auf dasselbe zurückgeworfen werde.

Adalbert. Ich muß bekennen, daß es auch mir geziemend, ja nothwendig erscheint.

Ludovico. Sie nehmen also Ihre früheren Behauptungen zurück, die auch wohl überhaupt nur ein Spiegelgefecht seyn sollten?

Adalbert. Keineswegs. Dem Krieger, dem Staatsmann, dem Gelehrten, dem Künstler, möge in Beziehung auf das, was er in diesen Richtungen geleistet hat, selbst bei seinem Begräbnisse, das gebührende Lob gespendet werden — aber nur nicht durch den Geistlichen!

Ludovico. Warum nicht durch den?

Adalbert. Erstlich, weil er in den mehresten Fällen nichts von diesen Dingen versteht; und zweitens, weil es ihm nicht geziemt, an dem offenen Grabe, ein anderes Verdienst, als das Verdienst Christi, zu predigen.

Ludovico. Aber durch wen soll es denn geschehn?

Adalbert. Durch einen Mann von demselben Fache, in welchem der Verstorbene sich ausgezeichnet hat. War es ein Krieger, durch einen Krieger; war es ein Staatsmann, durch einen Staatsmann; war es ein Gelehrter, durch einen Gelehrten; war es ein Künstler, durch einen Künstler. Dieser möge im Hause, ehe sich der Leichenzug in Bewegung setzt, seinen Vortrag halten! Dieser möge schildern was der Verstorbene geleistet hat! Er ist dazu befähigt, und ihm geziemt es.

Ludovico. Das ist ja aber eine französische Sitte.

Adalbert. Deshalb allein, weil sie aus Frankreich kommt, würde ich sie nicht verwerfen.

Ludovico. Wir Staatsmänner werden, aus Mangel an Uebung in der Redekunst, dies Geschäft, das Ihnen beliebt uns aufzutragen, ablehnen müssen.

Adalbert. Ich habe bei feierlichen Gelegenheiten von Kriegern und Staatsmännern oft höchst glänzende Vorträge halten hören, wodurch die der Geistlichen, wenn auch diese das Wort nahmen, verdunkelt wurden; und ich muß daher glauben, daß jene, wenn sie es wollten, sich auch in den Leichenreden auszeichnen würden.

Ludovico. Da wir heute wohl schwerlich zu einem Einverständniß gelangen möchte, so empfehle ich mich Ihnen, und lasse

Sie in der Gesellschaft Ihres Herrn Amtsbruders Sebaldus, der uns eben entgegen kommt. Dieser wird gewiß mehr als ich mit Ihnen übereinstimmen. Nur das erlaube ich mir noch Ihnen zu sagen, daß ich Sie heute sehr hart und sehr schroff gefunden habe. Leben Sie wohl!

Sebaldus. Sie haben beide mit einander disputirt.

Adalbert. Ja.

Sebaldus. Ohne einer den andern zu überzeugen!

Adalbert. Wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Sebaldus. Darf ich den Gegenstand wissen?

Adalbert. Die Leichenrede. Ich tadelte das Rühmen menschlicher Verdienste; behauptete, daß, wenn man dieses verlange, auch der Tadel menschlicher Gebrechen verstattet werden müsse. Endlich meinte ich, wenn es unerläßlich sei das Streben und Wirken des Verstorbenen zu schildern, so würde diese Aufgabe am besten durch einen Mann von demselben Fache gelöset werden können.

Sebaldus. Ich stimme Ihnen bei; aber so sehr ich wünschte, daß das Letztere allgemeine Sitte werden möchte, so muß ich doch glauben, daß es nicht so bald dahin kommen wird. Inzwischen werden wir Geistlichen bei Leichenreden uns oft in einem harten Gedränge befinden; denn was menschliche Rücksichten von uns fordern, das verbietet uns unser Gewissen. Darf ich Sie fragen, ob Sie ein Mittel gefunden haben, diesen Schwierigkeiten zu entgehn, und wie Sie bei Leichenbegängnissen zu verfahren pflegen?

Adalbert. Am liebsten beschränke ich mich darauf, eine ziemlich ausführliche Liturgie vorzulesen, die ich, bis uns eine solche von der Kirchenbehörde verliehen wird, mir einstweilen aus biblischen Lectionen und Kirchengebeten zusammengestellt habe. Wenn es mir nöthig scheint, etwas Eigenes hinzuzufügen, so knüpfe ich an eine der vorgelesenen Bibelstellen eine kurze Betrachtung an. Auf den Ruhm leiste ich Verzicht, den Anwesenden ein sprechendes Bild des Verstorbenen vor die Augen zu stellen; und da ich seine Tugenden nicht preise, so glaube ich auch der Pflicht, seine Fehler zu tadeln, überhoben zu seyn. Die Hinterbliebenen suche ich zu trösten, nicht durch die Erinnerung an die Vorzüge des Verstorbenen, sondern

durch den Hinblick auf die Seligkeit, die ihm durch das Verdienst seines Erlösers zu Theil geworden ist.

Theophilus. Das gefällt mir sehr wohl.

Sebaldus. Ich aber habe ein Bedenken dabei. Sie trösten die Hinterbliebenen durch den Hinblick auf die Seligkeit des Verstorbenen. Das scheint vorauszusetzen, daß Sie von jedem Verstorbenen als von einem Seligen reden.

Adalbert. Das thue ich auch.

Sebaldus. Hier, Verehrtester, begreife ich Sie nicht. Keiner stirbt selig, als der, welcher im Glauben an Christum stirbt; und da es sich treffen kann, daß wir bei dem Leichenbegängnisse eines ungläubigen, eines lasterhaften Menschen zugegen seyn müssen, so wäre es ja eine Verläugnung jener wichtigsten Lehre, wenn wir ihn als Einen der Seligen darstellen wollten.

Adalbert. Jeder Verstorbene ist mir ein Seliger.

Sebaldus. Ich bin neugierig zu erfahren wie Sie das mit den Hauptlehren des christlichen Glaubens in Einklang bringen.

Adalbert. Fragen Sie; ich bin bereit mich gegen Sie zu verantworten, und, wenn ich kann, auch mit Demuth und Sanftmuth, wie es der Apostel verlangt.

Sebaldus. Jeder Verstorbene also ist Ihnen ein Seliger?

Adalbert. Ja.

Sebaldus. Vielleicht deshalb, weil Sie überhaupt den Unterschied zwischen Seligkeit und Verdammniß läugnen, und annehmen, daß es jenseits des Grabes zwar einen Himmel, aber keine Hölle giebt?

Adalbert. Diesen Unterschied läugne ich keineswegs. Der Herr spricht: Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken: Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Er sagt: da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlöschet. Die Schrift ist mir einzige Richtschnur des Glaubens; was sie festgestellt hat, das werde ich nicht aufheben.

Sebaldus. So glauben Sie denn vielleicht, daß die Höllenstrafen nicht ewig dauern, und daß eine Wiederbringung den an-

fänglichen Unterschied zwischen Seligkeit und Verdammniß, doch am Ende ausgleichen wird?

Adalbert. Wie könnte ich es glauben, da, nach meiner Ueberzeugung, die Schrift sich mehr gegen, als für diese Ansicht erklärt? Ueber solche Dinge darf man nur den klaren Zeugnissen des göttlichen Wortes, aber nie eigenen Vermuthungen folgen.

Sebaldus. Da Sie Höllenstrafen, und zwar ewige annehmen, so sehe ich nicht ein, wie Ihnen jeder Verstorbene ein Seliger seyn kann. Denn nach unserer evangelischen Lehre ist der Glaube die einzige Bedingung zur Seligkeit; und also müssen alle diejenigen, welche ungläubig sterben, deren es gar viele unter uns geben mag, den Verdammten zugezählt werden. Oder wie, meinen Sie etwa, daß man ohne Glauben selig werden könne?

Adalbert. Ich halte, nach der Schrift, den Glauben für die einzige Bedingung zur Seligkeit; und eben hierauf gründe ich die Behauptung, die von Ihnen bestritten wird.

Sebaldus. Sie wollen doch nicht etwa alle Menschen für Gläubige erklären?

Adalbert. In Rücksicht des Glaubens theile ich die Menschen in vier Klassen. Zu der ersten rechne ich diejenigen, die, indem sie ein frommes Leben führen, sich auch durch ihre mündlichen Aeußerungen sogleich als überzeugte und gläubige Christen ankündigen. Daß wir von diesen, wenn sie gestorben sind, die Hoffnung hegen dürfen, der Herr habe sie in seine Seligkeit aufgenommen, leidet wohl keinen Zweifel.

Sebaldus. Gewiß nicht. Welches sind nun Diejenigen, die zu Ihrer zweiten Klasse gehören?

Adalbert. Das sind Diejenigen, denen, um zur ersten Klasse gerechnet zu werden, nichts weiter fehlt, als die mündlichen Aeußerungen.

Sebaldus. Menschen also, welche nicht bekennen! Wer da glaubt und nicht bekennt, der begeht eine große Sünde.

Adalbert. Auch will ich gern zugeben, daß diese Menschen viel besser thäten zu reden und zu bekennen. Aber die Zunge ist ihnen nun einmal gebunden. Gott weiß, wie es zugehen mag! Sie schweigen, weil sie sich fürchten, man könnte sie für Schwärmer

und Pietisten halten; sie werden auch vielleicht eingeschüchtert durch Andere, die, nach ihrer Meinung, lauter reden, als es eben nöthig wäre.

Sebaldus. Da wo ich kein Bekenntniß des Glaubens höre, da werde ich immer voraussetzen, daß es am Glauben selber fehlt.

Adalbert. Auch ich hatte sonst diese Ansicht; doch die Erfahrung hat mich eines anderen belehrt. Menschen, aus deren Munde ich früher kein Wort des Bekenntnisses gehört hatte, die fand ich, in großen Prüfungen, oder beim Herannahen des Todes, frei von aller eigenen Gerechtigkeit, voll von dem Glauben an Christum, und von der Hoffnung des ewigen Lebens.

Sebaldus. Solcher Menschen mag es nicht viele geben.

Adalbert. Ich glaube im Gegentheil, daß ihre Zahl sehr bedeutend ist; und was ihr Schicksal nach dem Tode betrifft, so können wir gewiß deshalb vollkommen beruhigt seyn.

Sebaldus. Welches ist nun Ihre dritte Klasse?

Adalbert. Sie besteht aus Denjenigen, bei welchen das Vertrauen auf Christum vorhanden ist, sich aber nicht in dogmatischen Begriffen entwickelt hat. Wenn man ihnen die Lehren von der Dreieinigkeit und von der Verbindung zweier Naturen in Christo vorhält, so erschrecken sie, und wollen nichts davon wissen.

Sebaldus. Dann sind sie als entschieden Ungläubige zu betrachten.

Adalbert. Das Wesen des Glaubens ist Vertrauen. Nun bin ich zwar überzeugt, daß dies Vertrauen, um fest und unerschütterlich zu seyn, sich zum Glauben an die Gottheit Christi ausbilden muß. Dies ist eine Lehre, welche die Schrift laut verkündet, und welche mir persönlich, unter allen ihren Lehren die theuerste ist. Aber dennoch halte ich es für möglich, daß Menschen, auch ohne diese tiefere Einsicht in das Geheimniß der Person Christi, ein wahres Vertrauen zu ihm hegen können.

Sebaldus. Das können sie nicht!

Adalbert. Dann müßten auch die Unzähligen, die der Herr, als er noch auf Erden wandelte, geheilt hat, es nicht gekonnt haben: denn bei allen diesen werden Sie doch schwerlich eine dogmatisch entwickelte Ueberzeugung von seiner Gottheit voraussetzen dürfen.

Und dennoch haben sie es gekonnt; dennoch haben sie an ihn geglaubt. Das hat ihnen der Herr selber bezeugt, indem er so oft sagte: Dein Glaube hat dir geholfen.

Sebaldus. Ja, in den damaligen Zeiten!

Adalbert. Auch in den jetzigen werden Manche, denen es an christlicher Erkenntniß fehlt, deshalb die Umstände und die Menschen anklagen dürfen. Eine solche Seele erscheint vor dem Herrn; sie sieht ihn sitzen zur Rechten des Vaters. Ja, ruft sie, o Herr, Du bist wahrer Gott von Ewigkeit! Ach, wie gern hätte ich es schon auf Erden geglaubt! Du weißt selbst, was mich daran gehindert hat! Weder meine Eltern, noch mein Religionslehrer haben es mir gesagt; Dein Wort hat man mir unrichtig gedeutet; so bald ich mich dieser Erkenntniß nahte, stürmte mir eine Fluth von Einwürfen entgegen. Aber dennoch hat eine innere Stimme mir stets zugerufen: Ich sollte mich nur an Dich wenden; Du würdest mir, wer Du auch seist, zur Seligkeit verhelfen! O Herr, der Du das cananäische Weib erhört hast, könntest Du mich verstoßen?

Theophilus. Ich glaube, daß der Herr, nach seiner Barmherzigkeit, diese Seele annehmen wird.

Adalbert. Wenigstens müssen wir ihm die Entscheidung überlassen, ob sie durch oder ohne eigene Schuld in der Erkenntniß zurückgeblieben ist. Meine vierte Klasse . . .

Sebaldus. Da werden sich erst die Schwierigkeiten häufen.

Adalbert. Meine vierte Klasse begreift Diejenigen, denen es durchaus und in jedem Sinne, an Glauben gefehlt hat.

Sebaldus. Nun, diese werden doch ohne allen Zweifel verdammt.

Adalbert. Allerdings, wenn sie auch ungläubig sterben.

Sebaldus. Wie sollten sie nicht?

Adalbert. Sie können noch im Todeskampfe, wo kein Mensch etwas davon ahndet, sich bekehren. Ihr ganzes Leben hindurch widerstrebten sie der göttlichen Gnade; aber warum sollte ich nicht annehmen, daß diese, kurz vor der ewigen Entscheidung, noch einmal, mit ihrer ganzen Kraft auf sie eindringt; und daß in jenen Augenblicken, wo alles Irdische versinkt, und wo die unsichtbare Welt

ihnen dämmert, ihr Widerstreben nachläßt; daß sie sich bekehren und glauben?

Sebaldus. Sie denken hier vermuthlich an den Schächer; das aber ist ein einzelner Fall, und beweiset Nichts. Sonst werden Sie für diese Annahme nichts aus der Schrift anführen können.

Adalbert. Und Sie nichts dagegen. Es bleibt also unentschieden. Und da ich nicht bestellt bin, bei dem Begräbnisse eines Menschen ein Todtengericht über ihn zu halten; da ich dies dem Richter über die Lebenden und die Todten überlassen muß, so folge ich in meiner Unwissenheit den Regungen der Liebe. Ich sage nicht: Alle Verstorbenen sind selig; das wäre gegen die Schrift. Aber ich sage: Jeder einzelne Verstorbene ist mir selig; ich muß ihn dafür halten. Sollte ich irren, so wäre dies ein Gott wohlgefälliger Irrthum!

Sebaldus. Ich muß nach der Stadt zurück; und da Sie wahrscheinlich Ihren Spatziergang noch weiter fortsetzen wollen, so nehme ich hier von Ihnen Abschied. Nur das erlaube ich mir Ihnen zu sagen, daß Sie mir in Ihren Grundsätzen weich, ja weichlich vorgekommen sind Leben Sie wohl.

Theophilus. Hören Sie, Adalbert, ich will Ihnen einen Rath geben. Sie sind zwar ein Freund von Dialogen, von geschriebenen und gesprochenen; aber lassen Sie den nicht drucken, den Sie heute geführt haben. Sie sind schlecht dabei weggekommen. Der Eine Ihrer Unterredner hat Sie hart und schroff, der Andere hat Sie weich, ja weichlich genannt. Sie haben es eben keinem von beiden recht machen können.

Adalbert. Wir sind auf das freie Feld hinausgekommen. Die Sonne, die noch eben so gluthroth durch das Laub der Bäume schien, hat sich mit gedämpften Strahlen dem Rande des Horizonts genaht. Ein frischer Abendwind fährt über all' die grünenden Saaten, und bringt uns die ihnen entwendeten Wohlgerüche. — Was sagten Sie doch eben? Ich habe es Keinem recht machen können? Das ist mein ganzes Leben hindurch mein Loos gewesen. Oft hat es mich sehr, vielleicht mehr als es sich ziemte, bekümmert. Jetzt ist dieser Schmerz überwunden. Auch der einsame Weg, der mir

zu wandeln beschieden ist, wird, wie ich hoffe, mich zu dem Herrn führen.

Theophilus. Da ist sie herunter!

Adalbert. Wer?

Theophilus. Die Sonne.

Adalbert. Der Abend, die untergegangene Sonne, der Gegenstand unseres Gesprächs — woran mahnt uns dies Alles?

Theophilus. An unsern Tod!

Adalbert. So möge denn unser Gespräch, wenn es auch Andere nicht überzeugt hat, doch in uns selbst gute Entschlüsse hervorrufen. Sagen Sie, Freund, wollen wir nicht verordnen, daß, bei unserm Begräbnisse, uns keine Leichenrede gehalten, sondern daß nur eine Sammlung von Bibelstellen vorgelesen, und ein geistliches Lied gesungen werden soll?

Theophilus. Ich werde es verordnen.

Adalbert. Und ich auch. Jetzt wollen wir noch zusammen den Herrn bitten, daß er uns einen seligen, und wenn es seyn kann — auch einen sanften Tod schenken möge!

Theophilus. Amen!

Erzählungen.

zu wandeln befohlen ist, wird, wie ich hoffe, mich zu dem Herrn führen.

Theophilus. Da ist sie herunter!

Adalbert. Wer?

Theophilus. Die Sonne.

Adalbert. Der Abend, die untergegangene Sonne, der Gegenstand unseres Gesprächs, — woran mahnt uns dies Alles?

Theophilus. An unsern Tod.

Adalbert. So möge denn unser Gespräch, wenn es auch Andern nicht Erbauung gibt, doch in uns selbst gute Entschlüsse erwecken. Gegen Alle, Freund, wollen wir nicht vergessen, daß der [illegible] Begebenheit, und keine [illegible] gefallen, sondern daß aus dem [illegible] und ein göttliches Lied gesungen [illegible].

Theophilus. Ich werde es versuchen.

Adalbert. Und ich auch. Jetzt wollen wir noch zusammen den Herrn bitten, daß er uns einen seligen, und wenn es seyn kann — auch einen sanften Tod schenken möge!

Theophilus. Amen!

Die arme Feier des Weihnachtsfestes.

1. „Armuth, sagt Tauler, ist eine Gleichheit Gottes. Was ist Gott? Gott ist ein abgeschieden Wesen von allen Creaturen, ein frei Vermögen, ein lauter Wirken. Also ist Armuth ein abgeschieden Wesen von allen Creaturen. Was ist abgeschieden? Das an nichts haftet. Armuth haftet an nichts, und nichts an ihm." Demnach wäre also Gott das ärmste Wesen. Zwar ist er von der einen Seite das reichste Wesen, weil er Alles geschaffen hat, und weil ihm Alles angehört. Aber von der andern Seite ist er auch das ärmste, weil er keinem Wesen oder Dinge unterworfen und von demselben abhängig ist, und weil er sich, niemals in einer Neigung, wodurch er beherrscht wird, sondern immer in freier Liebe zu seinen Geschöpfen hinwendet.

2. Als das ärmste Wesen hat sich Gott erwiesen, da der Sohn Gottes Mensch ward, denn er hat dadurch gezeigt, daß er an nichts hängt und haftet, nicht einmal an der Herrlichkeit seines Himmels, und daß er Alles aufgeben kann, ausgenommen seine Liebe, die sein Wesen ist, und mit welcher er sich zugleich aufgeben und vernichten würde. Wie die Herrlichkeit des Himmels, so hat er auch die Herrlichkeit der Erde verschmäht, denn er ist nicht in einem reichen Hause geboren worden, sondern von einer armen Mutter, in einem Stalle, wo eine Krippe ihm zur Wiege gedient hat. Und dies ist zwar in den Augen des Fleisches eine Erniedrigung; in den Augen des Geistes aber eine Erhöhung und Verherrlichung gewesen; denn leibliche Armuth, die nichts besitzt, ist ein Sinnbild der geistigen Armuth, die an nichts hängt, und hat deshalb eine große Würde vor Gott.

3. Die Hirten waren die ersten, welche die Krippe des Herrn anbetend umgaben; und nur wegen ihrer leiblichen Armuth, zu welcher sich auch wohl die geistige gesellte, wurden sie zu dieser hohen Ehre berufen. Nicht einmal den Ausdruck reicher Empfindungen vernehmen wir aus ihrem Munde; sondern, nachdem sie die Botschaft des Engels, und den Gesang der himmlischen Heerschaaren gehört haben, beschränken sie sich auf die sehr einfachen Worte: Laßt uns nun gehen gen Bethlehem, und die Geschichte sehen, die da geschehn ist. Und auch die himmlischen Heerschaaren, welche singen: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen, eröffnen uns zwar einen großen himmlischen Gedanken; aber man muß gestehn, daß sie sich dabei etwas wortarm beweisen.

4. So ist denn die erste Weihnachtsfeier im Geiste der Armuth, und eben deshalb auf das allerherrlichste begangen worden. Die himmlische Gabe erscheint um so größer, überschwänglicher, weil sie nicht mit freudigem Jubel von der Welt begrüßt wird, sondern weil sie sich herabsenkt auf eine in Dunkel gehüllte Erde, wo die Menschen nicht wissen, was ihnen widerfährt, und wo auch diejenigen, die etwas davon ahnden, in ihrer Bewunderung verstummen. Auch jetzt, zur Zeit dieses Festes, ist die Erde jedes grünen Schmuckes beraubt, mit Schnee und mit Eis bedeckt; und sie scheint kaum zu spüren, wenn die Weihnachtssonne aufgeht, daß sie von ihren Strahlen beschienen wird.

5. Dessen ungeachtet wird Weihnachten von unserer nordischen Christenheit nicht im Geiste einer reichen und göttlichen Armuth, sondern mit dem Aufwand eines armen, irdischen Reichthums gefeiert. Wer sollte glauben, daß zu der Zeit, wo das göttliche Kind, von allem entblößt, in der Krippe lag, die Gegenstände des entbehrlichsten Ueberflusses am mannigfaltigsten feil geboten, und am begierigsten gesucht werden! Man will sich gegenseitig beschenken, weil der Himmel die Erde beschenkt hat; und weil der Sohn Gottes ein Kind geworden ist, so will man vornehmlich die Kinder erfreuen; aber durch die Fülle der irdischen Gaben wird die himmlische Gabe nicht in's Licht gesetzt, sondern verdunkelt; und die vielen Wünsche, die erweckt und befriedigt werden, lassen das Gefühl des

Einen großen, geistigen Bedürfnisses weder in dem Herzen der Kinder, noch in dem der Erwachsenen aufkommen. Es ist ein Jammer zu sehn, mit welcher Emsigkeit christliche Hausfrauen darauf hinarbeiten ihre Gaben am Weihnachtsfeste in einem recht großen Kreise auszustreuen; und wie durch so viel Arbeiten, Wachen und Sorgen die wahre Freude nicht erhöht, sondern verkümmert wird. Denn da das, was sie schenken, gewöhnlich etwas, selbst im irdischen Sinne, Zweckloses und Ueberflüssiges ist, so kann es nur ein sehr flüchtiges Vergnügen erwecken. In vornehmen und reichen Häusern, wo bei vielen Lichtern, auf vielen Tischen, für viele Personen, unzählige Gaben aufgeschichtet stehn, muß man sich erinnern, daß die Freude darüber zu den hergebrachten Voraussetzungen gehöre; denn in den Zügen der Anwesenden, reichlich beschenkten, wird man sie nicht lesen. Sie scheinen nur froh, wenn das blöde Betrachten und Bewundern dieser Herrlichkeiten abgethan ist, und wenn man sich wieder zum Gespräche versammeln kann, bei welchem aber des Weihnachtsfestes mit keiner Silbe gedacht wird. Denn hier, wie in vielen andern Fällen, pflegt man gerade von demjenigen was am nächsten liegt, am wenigsten zu sprechen.

6. Besser ward das Weihnachtsfest einst von einem jungen Geistlichen gefeiert, der darüber Folgendes erzählt. Er hatte sich von der Stadt, wo er wohnte, nach einem Dorfe begeben, um einen alten Geistlichen, welcher krank war, in den Feiertagen zu vertreten. Die Sonne war eben dunkelroth an dem grauen Himmel aufgegangen, und der Ostwind blies ihm schneidend entgegen, als er sich um zu predigen nach der Kirche begab. Viel Schnee war gefallen, welcher Wege und Felder bedeckte, und hoch auf den Strohdächern der Häuser lag. In der Sacristei war ein kleines Kaminfeuer angezündet, welches aber bald sich in Rauch auflösete und erlosch. Hier setzte er sich, und wollte die zu haltende Predigt noch einmal schnell in Gedanken wiederholen. Er fing an mit dem Texte. Es waren die Worte: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Nun wollte er weiter gehen und sich auch das was folgte, vergegenwärtigen; aber er fühlte sich immer

wieder zu dem Texte zurückgezogen, und konnte nicht darüber hinauskommen. Diese Worte wirkten jetzt so stark, so eigenthümlich auf ihn, daß ihm war, als hätte er sie noch niemals gelesen. Ein bitteres und schauervolles Gefühl ging ihm auf von der Verderbtheit und von dem Elend der Welt; auch in seinem eigenen Herzen fand er nur eine schreckliche Noth und einen gänzlichen Mangel an allem was der Mensch zu seinem Heile bedarf. Und nun sah er den Sohn Gottes, durch kein Verdienst der Menschen, durch keine Freude, die ihn auf Erden erwartete, angezogen, sondern durch nichts gedrungen, als durch seine unermeßliche Liebe; er sah ihn herabkommen auf die mit Schnee und Eis, ja mit Sünde und Verbrechen bedeckte Erde, um die Noth und das Elend der Menschen zu theilen, und um ihre Armuth in Reichthum und Ueberfluß durch seine himmlischen Gaben zu verwandeln. Er sah, er fühlte, wie Er auch an sein eigenes Herz herankam, um es von aller Noth, aller Schuld zu befreien, und mit einer himmlischen Freudenfülle zu überströmen. Beide Empfindungen, die der Armuth und die des Reichthums, die der Noth und die der Errettung, wogten neben einander in seinem Herzen, bis sie sich aus seinen Augen in einen vollen Thränenstrom ergossen. Vergeblich waren nun alle seine Bemühungen auch nur einige Gedanken der Predigt sich in's Gedächtniß zurückzurufen; sie schien ganz vergessen. Also hat Gott die Welt geliebt, die von ihm abgefallne Welt, das von ihm abgefallne, sündige Herz; das war Alles, was er sich sagen, was er denken, was er fühlen konnte. Er trat vor den Altar, um das Morgengebet zu lesen, und konnte kaum sprechen vor Rührung. Er kehrte in die Sakristei zurück, und wollte nun einen letzten Versuch mit der Predigt machen; aber es gelang eben so wenig als zuvor.

7. Als er auf die Kanzel trat, sah er, daß höchstens zwölf Menschen in der Kirche waren. Zu einer andern Zeit hätte eine so geringe Zahl niederschlagend auf ihn wirken können; in der Stimmung aber, worin er sich befand, war er mit dieser kleinen Versammlung vollkommen zufrieden; ja er hätte nicht ungern vor leeren Wänden und Bänken das Evangelium verkündigt. „Die Gemeine ist ja klein, dachte er. Die guten Landleute, die in der Hitze des Sommers eine so schwere Arbeit zu verrichten haben, wollen sich

nicht eben auch der Kälte des Winters aussetzen. Sie sind in ihren warmen Häusern geblieben, und können ja auch dort mit den Ihrigen den heutigen Morgen feiern!" Nun fing er an zu sprechen; die Gedanken standen klar vor seinem Geiste; die Worte fanden sich von selbst; seine Stimme kam aus voller Brust und tönte mit ungewohntem Klange; mit jeder Periode wuchs seine Lust und seine Begeisterung; er sah nicht mehr seine Zuhörer, und es war ihm, als spräche er vor dem Herrn ganz allein. Er hat seitdem manche Weihnachtspredigt gehalten; aber er versichert, niemals mit einem solchen Weihnachtsgefühle, das heißt, mit einem solchen Gefühle seiner eigenen Armuth, und des ihm durch Christum zu Theil gewordenen Gnadenreichthums, gesprochen zu haben. Nach beendigtem Gottesdienste stellte er sich neben die Thür, durch welche der Wind den Schnee in die Kirche hereintrieb, und grüßte freundlich die bei ihm vorbeigehenden Zuhörer.

8. Als er in die Wohnung des alten Geistlichen zurückgekehrt war, hörte er zu seiner großen Freude, daß derselbe sich an dem Morgen schon merklich besser befunden hatte. Zur Mittagszeit setzte er sich mit ihm an den Tisch, auf welchen nur Eine Schüssel, und nichts als Wasser zum Trinken, aufgetragen ward; denn auch der alte gute Geistliche war arm. Während sie aßen, klopfte es an die Thür, und ein Fremder trat herein; seine Kleidung war von gutem Schnitt und Zeuge, aber sehr abgetragen. „Er reise zu Fuß, sagte er, nach der noch einige Meilen entfernten Stadt; das Geld sei ihm ausgegangen. An wen anders als an den Geistlichen des Orts könne er sich mit der Bitte um ein Mittagsessen wenden?" Er ward freundlich eingeladen Platz zu nehmen; man legte ihm vor, und er aß mit Anstand, und unter geziemenden Reden. Als er dankend aufgestanden war, und sich empfehlen wollte, eilte der alte Geistliche nach seinem Schreibtisch, zog einen Kasten, der sich leicht ziehen ließ, scharrte einige Stücke Geld aus mehreren Ecken zusammen, wickelte sie in ein Stückchen Papier, und schob sie unbemerkt dem Fremden beim Abschied in die Hand. Er war schon eine Weile hinaus; da sprang der alte Geistliche auf, ergriff ein Paar sehr guter Handschuhe, die ihm wohl selber mochten geschenkt worden seyn, und rief: „Wie habe ich auch vergessen können, dem Manne

die Handschuhe zu geben! Seine Finger waren ja ganz roth und erstarrt vor Kälte." Der junge Geistliche, welcher Mühe hatte ihn zurückzuhalten, nahm die Handschuhe, und eilte dem Fremden nach, welcher die eine Hand vorn in dem Rock, und die andere in der Tasche, eilig seinen Weg fortsetzte. Er nahm die Handschuhe dankbar in Empfang, und der junge Geistliche, der ihm nachsah, bemerkte mit Freuden, wie er nun die erwärmten Hände freier bewegen konnte.

9. Den Nachmittag brachten beide Geistliche in ruhigem Gespräche zu. Ihr Gespräch war arm an großer Gelehrsamkeit, deren sich keiner von beiden rühmen konnte; aber der alte war sehr bibelfest, und der junge suchte es zu werden; und ein Geistlicher, der manche Jahre hindurch aus dem Worte Gottes für sich und seine Gemeine Erbauung schöpfte, hat wohl zuweilen einen Gedanken, dessen sich ein Professor der Theologie nicht schämen würde. Der alte ließ sich von dem jungen Text und Thema der heute gehaltenen Predigt angeben, und erzählte ihm dann ausführlich über welche Texte und Materien er selber am Weihnachtsfeste gepredigt habe. Der junge hörte aufmerksam zu, und erbat sich Belehrungen über mancherlei Gegenstände; denn immer, und heute noch mehr als sonst, war das Gefühl eingebildeten Reichthums ihm fremd, worin die Jugend so oft die Erfahrungen des Alters verschmäht. Als er dem alten Geistlichen gute Nacht gesagt hatte, und in seine Schlafkammer gegangen war, blickte er hinaus in die sternenhelle Nacht, auf die schneebedeckten Hütten: es schien ihm, als ob die göttliche Gnade sich auf alle herabsenke und die Bewohner in ihre Arme fasse; und nach einem inbrünstigen Dankgebete schlief er sanft und ruhig ein.

10. Nach solchen Erfahrungen möchte man glauben, daß die große Weihnachtsgabe sich auf der Folie innerer Armuth und selbst äußerer Dürftigkeiten am schönsten entfaltet; und daß Eltern, die mit Mühe einige Wachskerzen und einen Weihnachtsbaum erschwingen, neben dem sie mit ihren Kindern sitzen und geistliche Lieder singen, das Fest schöner und würdiger feiern, als die Mitglieder einer reichen Familie, die sich gegenseitig mit irdischen Gaben übersättigen, wodurch die arme Krippe des Heilands ihnen verdeckt wird.

11. Wollten aber reiche und wohlhabende Eltern das Weih-

nachtsfest mit ihren Kindern recht schön und erbaulich begehn, so würden sie es, wie es mir scheint, auf folgende Weise anzufangen haben. Am heiligen Abend wird gelesen, was Matthäus und Lucas von der Geburt des Herrn in der Zeit, und was Johannes von seinem Daseyn vor aller Zeit und von seinem Erscheinen auf Erden, berichtet; auch werden einige Weihnachtslieder gelesen oder gesungen. Am ersten Weihnachtstage werden die Kinder schon des Morgens sehr frühe geweckt, und in das Wohnzimmer beschieden, welches hell erleuchtet ist, und wo sie den Vater und die Mutter finden. Der Vater aber spricht ungefähr also zu ihnen:

12. „Heute, geliebte Kinder, preisen wir die unaussprechliche Gnade, daß der himmlische Vater seinen eingebornen Sohn auf die Erde gesendet, und ihn in unser menschliches Schicksal, in Noth und Tod, dahingegeben hat. Seht, ich bin nur ein armer, sündiger Mensch; und Ihr seid meine armen sündigen Kinder; aber das Herz würde mir brechen, wenn ich Eins unter Euch, für welchen hohen Zweck es auch wäre, zum Opfer dahingeben sollte. Was ich nicht möchte, was ich vielleicht nicht vermöchte, das hat der himmlische Vater gethan, der seinen Sohn viel anders liebt, als ich Euch zu lieben im Stande bin; und der Sohn Gottes, unser lieber Heiland, der hat gern den Willen des Vaters erfüllt, welcher auch sein Wille ist, und ist arm geworden, um uns reich zu machen. Ja, Ihr seid alle reich, unermeßlich reich, liebe Kinder, denn Ihr habt alle einen Heiland an dem Sohne Gottes. Aber um zu fühlen wie reich Ihr durch ihn seid, müßt Ihr innerlich recht arm werden.

13. Ihr seid innerlich arm, wenn Ihr euch als Sünder vor Gott demüthigt. Ihr habt alle mannigfaltig gefehlt in Gedanken, Worten und Werken; Ihr seid von mir und von eurer Mutter an eure Fehler erinnert, und auch zuweilen, aber wie Ihr uns bezeugen werdet, immer sehr gelinde, bestraft worden. Es giebt eine Strafe, die furchtbar ist, das ist die des Richters im Himmel; sie trifft Körper und Geist; sie ist zeitlich und ewig, und diese Strafe habt Ihr alle verdient. Wollte ich euch davon befreien, und sie für euch erdulden — ach freilich würde ich gern dazu bereit seyn! — ich vermöchte es nicht; ich würde kaum das was ich selbst verdient habe, ertragen können. Fürchtet nichts, liebe Kinder; Ihr sollt nicht, und

ich soll auch nicht gestraft werden. Der Sohn Gottes ist vom Himmel gekommen, und hat die Strafen, die wir verdienten, auf sich genommen und erduldet. Sie können uns nicht mehr treffen; wir sind frei, ganz frei; wir sind erlöset. O liebe Kinder, ich bitte euch, werdet recht arm; fühlet was Ihr für elende, arme Sünder seid; dann werdet Ihr auch fühlen wie reich Ihr seid durch eure Begnadigung, durch die Hinwegnahme aller Strafen, die Ihr verdientet.

14. Bei dieser inneren Armuth werdet Ihr auch herzliche Liebe hegen. Der welcher sich reich glaubt, liebt keinen als sich selbst, und seine Empfindungen kehren immer auf sein Ich zurück. Derjenige aber, der in sich selbst nur einen großen Mangel und eine schreckliche Leere erblickt, der fühlt sich getrieben mit seinen Gefühlen aus dem Ich herauszugehn, und für seine Liebe, deren er sich nicht werth findet, andere und bessere Gegenstände zu suchen. Er findet den höchsten und besten in Gott; zu ihm strebt er empor; er umfaßt ihn in Christo; Gott giebt sich willig ihm hin; ach! und wie reich ist der auf einmal geworden, der Gott und in ihm alles besitzt! Gott senkt sich zu ihm herab, und er kommt nicht allein, er bringt alle Diejenigen mit sich, die in ihm geliebt werden sollen. In Gott, Ihr Kinder, seid Ihr unserm Herzen nahe, ja Ihr wohnet mitten in unserm Herzen. Ihr seid unser großer Reichthum; und in schreckliche Armuth würden wir gerathen, wenn wir Eins unter Euch verlören — nicht durch den Tod; denn das wäre ja kein Verlust — sondern durch ungebüßte Sünde, welche allein wahrhaft und für immer trennt. Auch Ihr, lieben Kinder, betrachtet uns Eltern wohl als Euren Reichthum; und nicht mit Unrecht; denn nächst Gott werdet Ihr gewiß von Keinem mehr geliebt als von uns.

15. Bei dieser inneren Armuth werdet Ihr auch nicht an den äußeren Gütern haften. Gott hat euern Eltern so viel, ja mehr gegeben als wir für uns und für euch bedürfen; und wir hätten leicht, wie andere Eltern pflegen, Stühle und Tische mit Geschenken für euch beschweren können. Wir haben es nicht gethan; denn Ihr leidet ja keinen Mangel; und durch überflüssige Gaben hätten wir gefürchtet das Verlangen nach Besitz, das sich ohnehin mächtig genug im Menschen regt, noch mehr in Euch zu entflammen. Statt des Vergnügens zu empfangen, haben wir Euch eine bessere Freude

bereitet, die Freude zu geben; und wir hegen zu Euch das Vertrauen, daß Ihr, ungeachtet der Schwäche eures Alters und eurer Erkenntniß, eingehn werdet in den Sinn des Herrn Jesu, welcher gesagt hat: Geben ist seliger als nehmen. Die Weisen aus dem Morgenlande brachten dem Jesukinde Gold zum Geschenke dar; und was sie an ihm thaten, das sollen wir an den Armen thun, denen der Herr sich gleich gemacht hat, und die wir um Seinetwillen lieben und ehren sollen. Ihr seid ermahnt worden euch ein jeder eine arme Familie aufzusuchen, und für dieselbe etwas zurückzulegen. Von diesen Ersparnissen, und von dem was wir hinzufügten, sollen nun diese Armen Kleidungsstücke, Wäsche, Bibeln und Gesangbücher erhalten. Jeder unter Euch findet in einem besonderen Bündel, das was für seine arme Familie bestimmt ist. Nehmet es, gehet in ihre Wohnung, klopfet an die Thür, stellet euer Päckchen vor sie hin, mit den Worten: Hier schickt der Herr etwas für die Kinder und für die Eltern. Dann geht schnell davon, ohne den Dank abzuwarten, und ohne selbst weiter daran zu denken. Wenn Ihr zurück seid, wollen wir in die Kirche gehn."

16. Der Abend des ersten Weihnachtstages muß nun ein besonders schöner und froher Abend werden. Die Eltern sind mit den Kindern zusammen; einige Angehörige und Freunde haben sich eingefunden. Erwachsene und Kinder treiben nicht abgesondert ihr Wesen, sondern die Erwachsenen haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Kinder zu unterhalten, sollten sie auch selbst darüber zu Kindern werden. Sie spielen mit ihnen kleine Spiele; sie erzählen ihnen köstliche, auserlesene Historien, von denen sie eine gute Sammlung für diesen Zweck bereit halten. Der heiligen Schrift und ihren Erzählungen wird immer der Vorzug gegeben; dann folgen einzelne Züge aus dem Leben frommer Christen, wie die Geschichte der Kirche sie in allen Jahrhunderten so reichlich darbietet. Auch erbauliche Legenden, wie die vom heiligen Georg, und vom heiligen Christoph, werden nicht verschmäht. Kann dann noch ein Weihnachtschoral gespielt und gesungen werden, so wird das einen sehr anmuthigen Schluß machen.

Erweckung durch einen Traum.

Eine wahre Geschichte.

Ein Geistlicher ward von einem seiner Bekannten aufgefordert, einen Kranken zu besuchen, der ein lebhaftes Verlangen geäußert habe, sich mit einem Diener des göttlichen Wortes zu unterreden. Der Kranke, sagte ihm der Freund, sei ein Arzt, und zwar, nach dem allgemeinen Urtheil, ein in seinem Fache sehr ausgezeichneter Mann. Einem bedeutenden Wirkungskreise habe er mit einer eben so großen Geschicklichkeit als Treue vorgestanden; auch seinen sonstigen Wandel treffe durchaus kein Tadel, er sei ein vortrefflicher Gatte und Vater; gegen das Christenthum jedoch sei er bisher nicht nur gleichgültig, sondern selbst feindselig gesinnt gewesen, wofür Manches zum Beweise angeführt werden könnte. Seit dem Anfange seiner Krankheit aber, die nun schon mehrere Monate daure, sei in dieser letzteren Hinsicht eine große Veränderung in ihm vorgegangen, Niemand wisse, wie und wodurch. Er habe mehrere christliche Freunde, die ihn besuchten, ausnehmend freundlich aufgenommen, und ein besonderes Wohlgefallen an der Unterredung mit ihnen gezeigt. Nun verlange er sogar mit einem Geistlichen sich über Gegenstände des Glaubens ausführlich zu besprechen, was er früher unter keinerlei Umständen gewünscht haben würde.

Der Geistliche begab sich sogleich zu dem Kranken. Dieser war ein Mann von vierzig und einigen Jahren; in seiner Weise sich auszudrücken, hatte er die Schärfe und Bestimmtheit, welche wissenschaftliche und litterarische Bildung zu geben pflegen, zugleich aber etwas sehr Weiches und Inniges, das von den Leiden der Krankheit, oder von der Veränderung, die in seinem Gemüthe vor-

gegangen war, herrühren mochte. Er äußerte sogleich und ohne Umschweife, daß er in sich selber nichts finde, das ihn, Gott gegenüber, beruhigen könnte; daß er hoffe, alles was ihm fehle, durch Christum zu erhalten; daß aber auch, nach seiner Ueberzeugung, das Vertrauen, welches man auf den Erlöser setze, mit einer gänzlichen Sinnesänderung verbunden seyn müsse. Dadurch war denn zum gegenseitigen Einverständnisse, und zu künftigen Unterredungen, der willkommenste Grund gelegt, und der Geistliche verließ ihn hocherfreut, mit dem Versprechen bald wiederzukehren, und nachdem er ihm noch zuvor das Lesen des Evangeliums Johannis empfohlen hatte.

Als er ihn am folgenden Tage wieder besuchte, sagte der Kranke, daß er, seinem Rathe gemäß, das Evangelium Johannis angefangen, und darin die beiden ersten Kapitel gelesen hätte, daß ihm aber manche Stelle dunkel geblieben wäre. Diese Stellen wurden sogleich besprochen. An ein diskursives Verfahren, an eine streng logische Verknüpfung der Vorstellungen gewöhnt, hatte der Kranke Mühe, vermittelst der geistigen Anschauung und auf den Antrieb eines inneren Seelenbedürfnisses, in einen Gegenstand einzudringen, wie dies die Lehren des Christenthums immer, zumal in der Johanneischen Darstellung erfordern. Darauf fing der Geistliche selber an, im Evangelium des Johannes zu lesen, und zwar bei dem dritten Kapitel, bei welchem jener stehn geblieben war, indem er, um den Sinn des Apostels ins Licht zu setzen, da, wo es ihm nöthig schien, kurze Erklärungen hinzufügte. Als er an die Stelle gekommen war: Der Wind bläset wo er will, und du hörest sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt, unterließ er nicht zu bemerken, daß man gewöhnlich nicht durch eine Reihe von Gründen, deren man sich deutlich bewußt sei, sondern durch Wirkungen, die plötzlich aus dem Innern hervortreten, und deren Ursachen oft in Dunkel gehüllt bleiben, zu dem Entschluß bestimmt werde, sich zu Gott und Christo hinzuwenden. Hier ward er von dem Kranken unterbrochen, der mit großer Lebhaftigkeit ausrief: „So ist es, ja so ist es! Wie sollte ich es nicht glauben? Ich habe es ja an mir selber erfahren.“ — Und da der Geistliche ihn bat, von dem was

er erfahren, wenn er es für gut fände, ihm etwas mitzutheilen, so ließ er sich von seiner Gattin, die gegenwärtig war, ein rothes Portefeuille reichen, das auf seinem Schreibtische lag, suchte ein Papier hervor, und gab es dem Geistlichen, indem er sprach: Lesen Sie! Hier habe ich selbst aufgezeichnet, was meine Umkehr zum Glauben veranlaßt hat — es ist ein Traum!

Das Papier enthielt folgende Worte, von denen es dem Geistlichen vergönnt ward eine Abschrift zu nehmen.

„In der Nacht vom 7ten zum 8ten März 183 . (von Sonntag zum Montag) nach einem schrecklichen Tage, während meiner letzten schweren und langwierigen Krankheit, träumte mir, daß plötzlich eine starke Stimme aus der Höhe mir zurief: Laß ab von des Teufels Tafeln, und rufe: Jehovah, Jehovah! Indem ich als ein Fortträumender bemüht bin, Frau und Kinder zusammenzurufen, damit sie diese Worte sogleich erfahren und niederschreiben sollen, erschallt dicht neben mir die Stimme eines Kindes, welches sagt: Von nun an wird der Zeiger Deines Lebens anders gehn. Diese Worte haben mich so ergriffen, daß ich solche nach dem Erwachen hier niedergeschrieben, und eine bis jetzt vermißte Stärkung und Lebenshoffnung davon erlangt habe. Den 8. März 183 . ."

Ueber das was er gelesen nicht wenig erstaunt, fragte ihn der Geistliche, ob dieser Traum etwa aus einer vorangehenden Beschäftigung mit christlichen Lehren, wozu ihn innere Unruhe und Leere getrieben: ob er vielleicht aus dem Gespräche mit christlichen Freunden, und aus ihrer Einwirkung zu erklären sei. Dies Alles ward von dem Kranken verneint, und er behauptete, daß er bis auf jenen Augenblick die Wahrheiten des Heils nicht der mindesten Aufmerksamkeit werth gehalten, und nichts als Abneigung dagegen empfunden hätte. Man mußte es ihm glauben, und auch die ärgste Zweifelsucht konnte nicht auf den Verdacht gerathen, daß er etwa, um durch seine Bekehrung um so mehr Aufsehn zu erregen, sie mit einem wunderbaren Anfang hätte ausschmücken wollen. Denn keineswegs hatte er absichtlich die Gelegenheit zu jener Mittheilung herbeigeführt; sondern sie war ihm bei dem natürlichen Gange des Gesprächs entschlüpft. Auch zeigte er während seiner ganzen Krankheit einen höchst demüthigen Sinn, der sich nur mit dem Einen was

Noth thut beschäftigte, und dem jeder Gedanke an eine Wirkung nach Außen fern lag. So hatte er z. B., da der Geistliche ihn schon eine längere Zeit hindurch besucht hatte, noch nicht das Verlangen nach dem heiligen Abendmahl geäußert. Und als dieser endlich, der ihn dazu aufs Beste vorbereitet fand, zuerst diesen Gedanken aussprach, rief er: Ich wünschte es ja so sehr, ich wagte nur nicht darum zu bitten."

Es würde also wohl fest stehn, daß das Ereigniß, welches so mächtig in den Gang seines inneren Lebens eingriff, und seine Umkehr bewirkte — ein Traum war. Keinesweges dürfte daraus eine höhere Bedeutung der Träume, und am allerwenigsten ein prophetischer Charakter derselben, gefolgert werden. Auch schien das Providentielle in diesem Ereignisse nicht einmal in dem Traume selber zu liegen; denn es können wohl Träume sehr bedenklicher Art dennoch ohne alle Wirkung vorübergehn. Die göttliche Führung schien hier vornehmlich in der Entschiedenheit hervorzutreten, womit Geist und Gemüth diesen Traum ergriffen, und auf die wichtigsten Angelegenheiten der Seele bezogen. So würde auch bei der Bekehrung des Augustinus die göttliche Gnadenwirkung nicht darin zu suchen seyn, daß er die Worte hörte: Nimm und lies! sondern darin, daß durch den Eindruck dieser Worte seinen inneren Kämpfen und seinem langen Schwanken plötzlich ein Ziel gesetzt wurde; und hierin müßten wir den Finger Gottes erkennen, wären auch diese Worte nur etwas sehr natürliches, z. B. der Ruf eines spielenden Knaben gewesen. Gott, dem Alles unterthan ist, kann sich eines jeden Dinges als eines Werkzeuges bedienen; er kann das, was er beschlossen hat, allmählig, er kann es aber auch auf Einen Schlag ausführen; und wir würden daher in dem, was unserm Kranken begegnete, nur einen Beleg zu der Behauptung finden, die auch ohne das nicht bezweifelt werden dürfte, daß die göttliche Gnade durch einen scheinbar unbedeutenden Vorgang die plötzliche Umwandlung eines Menschen bewirken kann.

Muß man nun über die Empfänglichkeit staunen, womit solche Gnadenwirkungen von den Einen aufgenommen werden, so staunt man nicht weniger darüber, daß Dinge, in welche Gott eine erweckende Kraft gelegt zu haben scheint, an Andern vorübergehen,

ohne den mindesten Eindruck hervorzubringen. Von dem Ersteren hatte der Geistliche an dem Kranken ein Beispiel gefunden; von dem Andern sollte er an der Versammlung bei seinem Leichenbegängniß eine Erfahrung machen.

Der Kranke war gestorben, nach langen Leiden, unter denen sein Glaube und seine Ergebung sich immer schöner bewährt hatten. Der Geistliche sollte bei der Bestattung sprechen, und es schien ihm Pflicht, von dem, was Gottes Gnade in dem nun Vollendeten gewirkt hatte, ein Zeugniß abzulegen, und dabei auf das Seltene und Ungewöhnliche des Mittels hinzudeuten. Als er daher an dem offenen Grabe stand, um welches sich die Freunde, Bekannte und Amtsgenossen des Verstorbenen in großer Anzahl versammelt hatten, so spendete er zuerst seiner Rechtschaffenheit, Treue und Geschicklichkeit das gebührende Lob; bemerkte jedoch, daß er etwas noch viel Höheres und Wichtigeres von ihm zu verkündigen hätte, nämlich daß er als ein gläubiger Christ, und also auch, wie man es mit Gewißheit hoffen dürfe, selig gestorben sei. Zu diesem großen Vorzuge eines echten, christlichen Glaubens sei er in seiner letzten Krankheit durch ein ungewöhnliches Ereigniß gelangt, dessen sich die göttliche Gnade bedient habe, und wovon eine Nachricht, von seiner eigenen Hand aufgezeichnet, sich unter seinen Papieren befinde. Aus diesem Glauben, in welchem er seine großen Leiden mit Geduld ertragen, in welchem er das heilige Abendmahl mit großer Andacht und Rührung empfangen habe, in welchem er selig gestorben sei, werde ein Segen entspringen, der sich über seine Wittwe und Kinder ergießen, und sie durch ihr ganzes Leben begleiten werde; denn, wer im Glauben an Christum sterbe, der habe auch dadurch für die Seinigen am besten gesorgt.

Daß nun diese Rede, die dem Geistlichen hinterbracht ward, nicht nur nicht den geringsten Beifall gefunden, sondern sogar einen förmlichen Anstoß gegeben hatte, war etwas, worüber er sich billiger Weise nicht verwundern und noch weniger beklagen durfte. Denn in der Auffassung und Behandlung solcher zarten Gegenstände kann, auch bei gutem Willen, leicht gefehlt werden; und Manches, wenn es auch nicht ein wirklicher Mißgriff ist, kann doch dem nicht günstig gestimmten Zuhörer als ein solcher erscheinen. Worüber er

sich aber verwunderte, und auch wohl verwundern durfte, war, daß kein Einziger aus der Versammlung sich angeregt fühlte, über jenes seltene, für den Verstorbenen so wichtige Ereigniß, auf welches er nur hingedeutet hatte ohne es zu erzählen, auch nur die mindeste Erkundigung einzuziehen. Denn geht von einer geistlichen Rede auch alles Uebrige verloren, so pflegen doch die darin vorkommenden Anspielungen auf Personen und Ereignisse wohl bemerkt, neugierig verfolgt, und scharfsinnig ausgedeutet zu werden. Aber hier unterblieb selbst dieses. Eine Thatsache, welche für das ewige Heil eines Menschen entscheidend gewirkt hatte, war erwähnt worden; sie war höchst seltener und auffallender Art; sie konnte wohl die Neugier reizen; und Keiner fand es der Mühe werth zu fragen, was es denn eigentlich gewesen sei.

In dem ursprünglichen, vollkommnen Zustande der menschlichen Natur mochte auch allen erschaffenen Dingen eine höhere Vollkommenheit eigen seyn; und diese bestand wohl darin, daß sie dem noch ungetrübten Blicke der Menschen sogleich die Beziehung enthüllten, worin sie sich zu ihrem Schöpfer befanden. So schaute der Mensch gleichsam allen Kreaturen in das Herz hinein; eine jede ward von ihm in ihrem Wesen erkannt, eine jede redete ihm von Gott und von seinem heiligen Willen und Walten. Seitdem aber der Mensch von Gott abgefallen ist, hat sich auch in seinen Augen diese Beziehung, worin die geschaffenen Dinge zu ihrem Schöpfer stehn, verdunkelt. Selbst der Wissenschaft gelingt es nur mit Mühe die zerstreuten Erscheinungen auf die Kräfte, die sie bewirken, zurückzuführen; und noch weniger vermag das von Gott abgewendete Herz, in den Erscheinungen und Ereignissen die mahnende und erweckende Stimme Gottes zu vernehmen. Diese Taubheit und Blindheit wird bei dem Einen durch die Gnade geheilt; und diese werden nun den Willen Gottes, den er durch die Führung ihres Lebens ausspricht, erkennen und befolgen. Andere hingegen widerstreben aus allen Kräften dieser Heilung, und es gelingt ihnen, sich dergestalt abzuschließen, daß die auffallendsten Dinge, sobald sie mehr für die geistige Welt, als für die irdische, Bedeutung haben, für sie nicht vorhanden sind. Es erscheine in der jetzigen Zeit, auf unsern belebten Straßen und Märkten, ein Apostel des Herrn, und rufe in seinem

Namen einen Todten in das Leben zurück. Viele werden es sehen, sie werden es nicht läugnen; aber es als eine Sache behandelnd, die sie nichts angeht, werden sie sich sogleich nach dem Stand der Papiere, nach dem neusten Ministerwechsel in Frankreich oder England, oder nach einer Stadtneuigkeit erkundigen.

Und Du, der Du dies liesest, hast Du wohl bedacht, was so manches Ereigniß Deines Lebens, was auch das Blatt worauf jetzt Deine Augen ruhen, Dir sagen will?

Der ewige Jude.

Eine Legende.

Erstes Kapitel.

Von Ahasvero, seinem Geschäfte und seiner Gemüthsart; so wie auch von seinem ersten Zusammentreffen mit dem Herrn.

Zu der Zeit, als der Herr auf Erden wandelte, lebte zu Jerusalem ein reicher Kaufmann und Wechsler, mit Namen Ahasverus. Das bedeutende Vermögen, das er sich schon erworben hatte, strebte er durch emsige und einsichtsvolle Thätigkeit zu vermehren; zugleich war er aber bedacht, sich dadurch den vielseitigsten Genuß zu verschaffen. Auf den Reisen, die er in Handels-Angelegenheiten unternommen hatte, war er mit Philosophen von der Epikuräischen Secte bekannt geworden; diese hatten ihm den sinnlichen Genuß als die Bestimmung des Menschen dargestellt; und hatten ihn mit einer Anleitung versehn, das Leben dem gemäß auf das weiseste einzurichten. In Jerusalem hatte er sich besonders den Sadducäern angeschlossen; zu diesen gehörten manche vornehme Leute, in den besten Jahren, die sich nicht selten in Geldverlegenheiten befanden, in welchen er ihnen, ohne seines eigenen Vortheils zu vergessen, bereitwillig zu Hülfe kam, und mit welchen er sich oft von den eigenthümlichen Lehren ihrer Parthei unterhielt. Diese Lehren, und unter ihnen vornehmlich die Behauptung, daß der Mensch kein Leben nach dem Tode zu erwarten habe, und also die Freuden des gegenwärtigen Daseyns um so eifriger genießen müsse, wurden von ihm mit unbedingtem Beifall aufgenommen.

So hatte sich denn bei ihm eine, seinen Neigungen gemäße, Ansicht der Welt und des Lebens ausgebildet. An den Gott Abrahams,

Isaaks und Jakobs, dessen Dienst in dem Tempel zu Jerusalem gefeiert ward, glaubte er nicht; die Philosophen hatten ihn von diesem Aberglauben befreit. Er dachte sich eine Einheit der wirkenden Kräfte, jedoch ohne Bewußtseyn, eine Weltseele, aus der die Wesen als einzelne Erscheinungen hervorgingen, und in welche sie bewußtlos zurückkehrten. Wie der Zufall oder die Nothwendigkeit es fügte, meinte er, könnte einzelnen dieser Wesen ein besonders großes Maß geistiger und körperlicher Lebenskraft zu Theil geworden seyn; — er selber war geneigt, sich für ein solches Wesen zu halten; — und diese wären alsdann zu höchst auffallenden Dingen bestimmt, die, obgleich von der Natur-Nothwendigkeit herbeigeführt, doch von dem Volke als Wunder angestaunt würden. Die einem jeden zugefallene Kraft, meinte er weiter, müsse man anwenden, um zu erwerben und um zu genießen. In Rücksicht der Mittel des Erwerbs dürfe man nicht zu ängstlich seyn; doch wäre dabei allerdings die Verletzung der bürgerlichen Ordnung und selbst des geselligen Anstandes zu vermeiden. Den Genuß müsse man nicht auf körperliche Empfindungen beschränken, sondern man müsse ihn durch geistige Freuden, und namentlich durch diejenigen, welche Kunst und Wissenschaft gewähren, zu bereichern suchen. Da nun der Genuß durch nichts so sehr gestört und verkümmert werde, als durch unruhige Bewegungen des Gemüths, so sei es gut, diese möglichst zu beseitigen. Hierin habe man schon viel geleistet, wenn man sich keine anderen Gefühle erlaube, als solche, die sich auf das eigene Selbst beziehen; alle diejenigen aber, die durch Theilnahme an dem Schicksal anderer Menschen erweckt werden, unnachsichtlich aus dem Innern verbanne. Man könne zwar nicht umhin, Theilnahme für fremdes Glück und fremdes Unglück zu äußern, weil dies die gebildete Geselligkeit also erfordere; aber man könnte es, wie er aus eigener Erfahrung wisse, sehr leicht dahin bringen, bei diesen Aeußerungen durchaus nichts zu empfinden. Vornehmlich aber ständen einem ruhigem Lebensgenusse diejenigen Befürchtungen und Hoffnungen entgegen, die durch die Erwartung eines Lebens nach dem Tode hervorgerufen würden. Nicht ehe also, als bis man diesem Glauben entsagt habe, könne man hier auf Erden zu der erwünschten Behaglichkeit gelangen. Es sei zum Erstaunen,

versicherte er, welche Last zugleich mit jenem Hirngespinnst von seinem Herzen abgefallen sei! Er fände zwar die Vernichtung nicht angenehm, könne sich aber viel leichter an diesen Gedanken gewöhnen, als an den eines in geistiger Beschauung fortgesetzten endlosen Daseyns. Wenn er sich durch die Arbeit des Tages, und durch ein darauf folgendes substantielles Mahl ermüdet habe, dann wolle er schlafen gehn; und wer ihn aufwecke, um ihn zum Anhören einer philosophischen Vorlesung, oder zur Theilnahme an einer Andachtsübung zu zwingen, der würde wenig Dank bei ihm verdienen.

Eines Tages hatte er sich in den Tempel begeben, nicht um zu beten, denn das hielt er für überflüßig, sondern um zu arbeiten, und um dort seine kaufmännischen Geschäfte zu treiben. Das Passah war nahe; aus den verschiedenen Ländern, worein die Juden zerstreut waren, strömten Diejenigen in Menge herbei, die das große Fest zu Jerusalem begehn, und im Tempel ihre Opfer darbringen wollten. In der Nähe des Heiligthums, in dem Vorhofe der Heiden, ward ihnen alles dazu nöthige feil geboten. Man sah dort ganze Heerden von Schaafen und Ochsen, ganze Schwärme von Tauben; durch die thierischen Stimmen und durch die noch lauter schreienden Käufer und Verkäufer ward die Ruhe des Heiligthums und die Andacht der Betenden gestört. Auch Wechsler hatten dort ihre Tische aufgestellt, um die griechischen und römischen Münzen, welche die das Fest Besuchenden mitbrachten, in jüdische Münzen umzusetzen, zu Geschenken und Abgaben an den Tempel. Dies letztere Geschäft trieb auch Ahasverus, und obgleich er, als ein reicher Mann, es durch einen seiner Gehülfen hätte können verrichten lassen, so mochte er es doch grade an diesem Orte gern selbst übernehmen, weil es ihm eine sonderliche Freude gewährte, zu sehn, wie hier das Unheilige über das Heilige den Sieg davon zu tragen schien. Er hatte sich über seinen Tisch gebeugt, um durch Zahlen, die er darauf schrieb, einen eben gemachten bedeutenden Gewinn zu berechnen, als er durch ein plötzlich entstehendes Geräusch aufgeschreckt ward. In der Mitte eines Volkshaufens stand ein Mann, einfach gekleidet, von jugendlich-schöner und hoher Gestalt, mit ernster königlicher Würde im Angesicht. Traget das von dannen, rief er mit donnernder Stimme, und macht nicht meines

Vaters Haus zum Kaufhaus. Es war der Prophet von Nazareth, von welchem Ahasverus zwar viel gehört, den er aber noch niemals gesehn hatte. Verdrießlich blickte er auf, und wollte sich eben eine solche Störung verbitten, als er durch eine Geißel, die der Prophet schwang, einen schmerzlichen Streich mitten im Gesichte erhielt. Zugleich ward ihm, er wußte selbst nicht wie, der Tisch umgestürzt, und die schönen Gold- und Silber-Münzen rollten weit auf dem Boden umher. Schnell warf er sich nieder, und kroch umher um sie aufzusuchen. Als er sich wieder erhob, hatte sich das Getümmel verlaufen, und der Prophet war verschwunden.

Nach dem Grundsatze, sich keine heftigen Bewegungen des Gemüths zu erlauben, unterdrückte Ahasverus auch hier den Unmuth, der ihn erfüllte; und da er mit dem Propheten von Nazareth in Berührung gekommen war, so beschloß er, von seinem Wirken eine nähere Notiz zu nehmen, und es einer unpartheiischen Prüfung zu unterwerfen. Er sammelte also Nachrichten über den Herrn; ja er unternahm selbst manche kleinere Reise, um ihn zu beobachten, und um Zeuge seiner Reden und Thaten zu seyn. Das Urtheil, das er sich über ihn bildete, und das er in dem Kreise seiner Sadducäischen Freunde aussprach, war ungefähr folgendes: In den Reden des Propheten fänden sich zwar allerdings viele treffliche Nutzanwendungen, schöne Kernsprüche, und Ermahnungen zur echten Lebensweisheit; wenn man seine Lehren jedoch nach den Grundsätzen der gesunden Vernunft beurtheile, so entdecke man vieles darin, was nicht Stich halte. Denn sie bezögen sich vornehmlich auf ein Daseyn, außerhalb dieser sichtbaren Welt, und dieser endlichen Zeit; dabei liege aber ein philosophischer Irrthum zum Grunde, denn es gebe keine unsichtbare Welt außerhalb der sichtbaren, und keine Ewigkeit außerhalb der Zeit. Was die Wunder des Herrn betrifft, so wagte er damals noch nicht ihre thatsächliche Wahrheit und Wirklichkeit zu läugnen, noch dem Zeugnisse der Unzähligen, die dabei gegenwärtig gewesen waren, zu widersprechen. Nur erst in späteren Jahrhunderten hat er sich erdreistet mit der Behauptung hervorzutreten, die Wunder des Herrn wären aus natürlichen Ursachen zu erklären, oder die Erzählungen davon wären Mythen, die zwar einen geistigen Inhalt darböten, deren Wahrheit oder Unwahrheit

aber gänzlich unentschieden bleiben müsse. Ließ er sie aber gleich damals für wahre Ereignisse gelten, so wollte er doch darin kein Zeugniß für die Göttlichkeit der Lehre und der Sendung des Herrn erkennen. Nach den uns unbekannten, nothwendigen Gesetzen, meinte er, nach welchen sich die Wesen aus der Weltseele, dem Urgrund der Dinge, entwickeln, ist diesem Manne ein besonders großes Maß geistiger Kraft zu Theil geworden; und dadurch ist er im Stande selbst in der Körperwelt unerklärliche Veränderungen hervorzubringen. Zu bedauern, sehr zu bedauern ist nur, daß er diese Kraft so unnütz vergeudet! Ei, was schöpft das gemeine Wesen daraus für Vortheil, daß er auf einer Dorfhochzeit Wasser in Wein verwandelt, daß er in der Wüste eine hung'rige Menge gespeiset hat, und daß er den Kranken, die Vertrauen auf ihn setzen, die Gesundheit wiedergiebt? Das Alles geschieht planlos, ohne Ordnung, ohne Leitung durch die vorgesetzten Behörden. Der Mann sollte nicht im Lande umherziehen, sondern einen festen Aufenthalt wählen, und sich häuslich niederlassen. Hätten dann die Aerzte mehrere Jahre hindurch ihre Kunst an einem Kranken geübt, und nichts ausgerichtet, nun dann könnte ein solcher Kranker zu seiner Heilung ihm überwiesen werden. Oder wäre eine Hungersnoth zu befürchten, stiegen die Brot- und Weinpreise zu hoch, was jedoch nur sehr selten geschehe, so würde dieser Mann, nach Vorschrift der Regierung, seine Kraft zur Vermehrung des Brotes und des Weines, und zur Herabdrückung der Preise anzuwenden haben.

Zweites Kapitel.

Wie Ahasverus von dem Herrn verflucht ward, und darauf, unter geistreichen Gesprächen, mit zween Freunden soupirte.

Seit Ahasverus das erste Mal mit dem Herrn zusammentraf, waren nun schon einige Jahre verflossen. Das Passah war wiederum nahe; Jesus war in Jerusalem erschienen, um sich selbst als Versöhnungsopfer für die Menschen dem Vater darzubringen; durch seine Gefangennehmung, durch das von dem hohen Rathe und von Pilatus über ihn gehaltene Gericht, war die ganze Stadt erregt worden. Nur Ahasverus, ganz in kaufmännische Geschäfte vertieft,

zu welchen die Anwesenheit so vieler Fremden in Jerusalem jetzt Gelegenheit darbot, hatte von dem allen keine Kunde erhalten. Am Morgen vor dem ersten Festsabbath war er jedoch ausgegangen, um sich an dem Geräusch und der Bewegung in der Stadt zu ergötzen. Da kam ein Getümmel die Straße herauf; römische Soldaten eröffneten und schlossen den Zug. In ihrer Mitte ging ein Mann, mit einem Kreuze beladen, das er selber zur Richtstätte schleppen mußte, um daran zu sterben. Ihn umwogte eine Menge, aus welcher viele Stimmen des Spottes, und auch einzelne Töne der Wehklage über sein Schicksal sich erhoben. Es war der Prophet von Nazareth, dessen Gestalt sich dem Ahasverus so tief eingeprägt hatte, daß er ihn auch in diesem Zustande sogleich wieder erkannte. Als Ahasverus näher gekommen war, und sich in geringer Entfernung von dem Herrn befand, sank dieser unter der Last des Kreuzes, und fiel ohnmächtig auf den Boden nieder Ahasverus war nicht sowohl gerührt, als erbittert über diesen Anblick. „Das hätte ich ihm vorher sagen wollen," rief er, indem er diese Worte an einen der Umstehenden richtete, „das hätte ich ihm sagen wollen, wenn er mich befragt hätte, daß es solch ein Ende mit ihm nehmen würde! Da sieht man die verderblichen Folgen der Schwärmerei! Dieser Mann muß nun in seinen besten Jahren eines elenden Todes sterben; und er hätte doch, wäre er bessern Eingebungen gefolgt, als ruhiger und nützlicher Bürger, allgemein geachtet und geschätzt, es bis zu einem hohen Lebensalter bringen können." Da erhob sich der Herr, und indem er dastand als der Richter über Leben und Tod, sprach er zu dem Ahasverus: „Da dir das Leben so lieb ist, so sollst du leben bis ich wieder komme; aber siehe zu, daß du alsdann Buße gethan haben mögest." Dann sank er wieder zusammen. Die Kriegsknechte ergriffen einen Mann, der eben vom Felde zurückkam; beluden diesen mit dem Kreuze; und der Zug ging nun weiter, der Richtstätte zu.

Ahasverus war tief in Gedanken stehen geblieben. Die Worte: „Du sollst leben bis ich wiederkomme," tönten ihm in die Ohren, und füllten sein Inneres. Bald schien es ihm, er habe sie wirklich gehört; bald auch, es sei nur ein Traum, eine Einbildung gewesen. Doch es ward ihm nicht schwer sich zu überreden, daß er sie in

der That vernommen habe. Was meint er damit? sprach er zu sich selbst. Will er mich etwa strafen? Wahrlich, dann irrt er sehr, wenn er glaubt, daß eine Verlängerung des Lebens für mich eine Strafe seyn würde. Nichts in der Welt würde mir größere Freude machen. Es ist eine Art von Weissagung über mich. Wie, wenn sie einträfe? Warum nicht? Daß in diesem Manne eine höhere, geistige Naturkraft wirkt, ist wohl ohne Zweifel; und es läßt sich denken, daß sie beim Herannahen des Todes, durch die starke Gemüthsbewegung, bis zu einem hellen Blick in die Zukunft gesteigert worden sei. Ich nehme sie an, mit Freuden nehme ich sie an, seine Wahrsagung; und ich will mich demnach bereiten zu leben — bis er wiederkommt. Also doch nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt? Also sollte ich doch einmal diese Erde verlassen? Am liebsten verweilte ich immer auf ihr! Sollte das nicht auch in seinen Worten dunkel angedeutet liegen? Bis ich wiederkomme, sagte er. Nun, er geht zum Tode, er muß sterben, er wird niemals, niemals wiederkommen; also werde ich immer, immer leben auf dieser Erde!

In der frohen und begeisterten Stimmung, worein ihn diese Gedanken versetzt hatten, ging er weiter, und begegnete bald zween von seinen Sadducäischen Freunden; es war ein Aelterer der einen Jüngeren führte. Woher, und wohin? fragte sie Ahasverus. Der ältere Sadducäer erwiederte lächelnd: Dieser unser junger Freund hat sich durch die Neugier verleiten lassen, bei der heutigen Verurtheilung des Nazareners einen Zuschauer abzugeben, und da er noch nicht zur rechten Höhe der Lebensweisheit, und zur Herrschaft über seine Affecte gelangt ist, so ist er durch dies Schauspiel in große Traurigkeit versetzt worden. Da ich nun gegen Betrübniß kein besseres Mittel weiß, als Speise und Trank, und dabei ein heiteres, geistreiches Gespräch, so habe ich in meinem Hause ein Mahl bereiten lassen, das ich mit meinem jungen Freunde einnehmen will. In Euch finde ich unerwartet und glücklich einen Gast, der meine Einladung nicht ausschlagen wird. Kommt mit uns; Ihr sollt einen Wein kosten, wahren Nectar, den ich mir aus Griechenland verschrieben habe. — Ahasverus folgte nicht ungern. Sie traten in ein Zimmer, wo eine, bei der schon zunehmenden Tageshitze sehr angenehme Kühlung herrschte. Hier stand ein Tisch, belastet mit

mannigfaltigen Speisen, und einigen großen Krügen voll Wein. Alle drei nahmen Platz, und fingen an sehr fröhlich ihr Mahl zu halten.

Ahasverus, nachdem er von mehreren Schüsseln gekostet hatte, that seinen Mund auch zum Reden auf, und sprach: Diese verschiedenen Speisen sind eben so viel Entfaltungen des großen Weltgeistes, aus welchem auch unser Wesen hervorgegangen ist. Indem wir sie genießen, befestigen wir also unsere Gemeinschaft mit dem All der Dinge, und nehmen die höhere Naturkraft in uns auf. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, wenn beim Essen uns eine Begeisterung ergreift, die durch das was zur eigentlichen Sättigung hinreicht, noch nicht gestillt wird, sondern weit über dieses Maß hinausgeht.

Darauf nahm der ältere Sadducäer das Wort, und sprach: Niemals ist wohl die Unterredung während einer Mahlzeit tiefer, gründlicher und philosophischer eröffnet worden, als es jetzt so eben durch unsern Freund Ahasverus geschehn ist. Zu der Betrachtung, die er über die Speisen angestellt hat, sei es mir vergönnt eine ähnliche über den Wein hinzuzufügen. Sind die Speisen gleichsam das genießbare Fleisch des großen Naturganzen, so ist der Wein das Blut oder der Nervensaft in demselben. Die Versenkung in unsern Urgrund geschieht deshalb auch schneller, vollständiger durch Trinken als durch Essen. Aus dem goldenen Weine, womit dieser goldene Pokal angefüllt ist, blitzen und duften die feinsten Geister hervor; aus meinem Magen und aus meinen Eingeweiden erheben sich eben so viel durstige und nach Vereinigung schmachtende Geister. Ich leere den Becher, die Vereinigung ist vollbracht, und sogleich spüre ich ihre Wirkung. Denn indem die Lebensgeister in mein Gehirn steigen, brüten sie daselbst eine große Mannigfaltigkeit trefflicher Gedanken aus; und indem sie um mein Herz zusammenströmen und es erwärmen, erfüllen sie es mit Großmuth und Tapferkeit, und machen mich zu edlen Thaten geschickt. Hochbegabte Naturen gerathen deshalb auch viel leichter und häufiger in den Enthusiasmus des Trinkens, als in den des Essens, und es ist ein tiefsinniges Wort unserer Weisen, wenn sie sagen: Man trinkt leider oft zu viel, aber niemals genug.

Mit einem tiefen Seufzer hub nun der jüngere Sadducäer an: Ach, aber ach, auf den Genuß der Speisen folgt schwere Verdauung und Magendrücken, und auf den Genuß des Weins Trunkenheit und Betäubung. Wie schnell rückt nicht auch das Alter heran, und dann verlieren unsere abgelebten Organe die Kraft, die in uns aufgenommene Fülle des Unendlichen gehörig zu verarbeiten. Und endlich kommt der Tod, wo dann mit dem Daseyn auch Essen und Trinken gänzlich aufhört.

Hierauf ist erstlich zu erwiedern, versetzte der ältere Sadducäer, daß nach einer weisen Einrichtung der Natur, der Mensch auch dann, wenn schon die Fähigkeit zu andern Genüssen in ihm erloschen ist, noch den Sinn und Geschmack für Speise und Trank zu behalten, ja im höheren Maße zu empfangen pflegt; und zweitens, daß man durch eine planmäßige Behandlung des Körpers, die Zeit der Jugendkraft weit hinaus über ihre gewöhnlichen Grenzen verlängern kann. Wer, zum Beispiel, wenn er mich bei Tische sieht, sollte glauben, daß ich bereits ein Alter von sechzig Jahren erreicht habe?

Aber der Tod, der Tod! seufzte noch lauter der jüngere Sadducäer. Wo finde ich Trost gegen den Gedanken, daß es mit diesem guten Leben und mit allen seinen Genüssen doch einmal, früher oder später, ein Ende nehmen muß?

In dem Festhalten an der Gegenwart, sagte der ältere Sadducäer, werden wir diesen Trost finden, in der Entfernung der Sorge für die Zukunft, und in der Unterwerfung unter jene Nothwendigkeit, die uns in das Daseyn rief, und die es auch wieder vernichtet.

Erlaubt mir, sagte Ahasverus, euch hier einen Gedanken vorzutragen, der in mir aufgegangen ist. Ihr sprecht von der Nothwendigkeit des Todes. Sollte es denn nicht möglich seyn, um diese Nothwendigkeit herumzukommen? Läßt sich denn überhaupt die Nothwendigkeit des Todes, aus Prinzipien der Vernunft, speculativ erweisen? Gern will ich, als ein bloßer Dilettant in der Wissenschaft, mich hierin Euerm Urtheil, der Ihr ein Philosoph von Profession seid, unterwerfen. Doch nach meinem geringen Dafürhalten wäre es nicht unmöglich, daß der Weltgeist eine seiner Ausgeburten mit einer solchen Fülle der Lebenskraft ausgerüstet hätte, daß er sie nicht mehr in sich zurückziehen könnte, sondern daß ihr eine ewige Fort-

dauer hier auf Erden, in ungetrübter Jünglings- oder Manneskraft, gesichert wäre. Unsere Vorstellung von der Nothwendigkeit des Todes ist nur aus der Erfahrung abstrahirt; solche der Erfahrung abgeborgte Sätze werden aber von einer gründlichen Wissenschaft nicht anerkannt. Und wie beschränkt ist nicht auch unsere Erfahrung! Kennen wir alle Menschen die auf Erden leben? Haben wir einen jeden nach seinem Alter gefragt? Wenn ich eine recht große Masse Volks zusammen sehe, Kopf an Kopf, Schulter an Schulter, daß man sie nicht zählen kann, dann denke ich mir wohl: Wer weiß, ob da nicht mancher Kerl mit unter läuft, der mehrere Millionen Jahre alt ist.

Gegen die Richtigkeit und Gründlichkeit dieses Gedankenganges, sagte der ältere Sadducäer, möchte wohl speculativ nichts einzuwenden seyn.

Ihr ergötzt Euch, sagte der jüngere Sadducäer, an dem Gedanken eines endlosen Lebens hier auf Erden; aber ich gestehe, daß er mir furchtbar und entsetzlich erscheint. Die Gleichförmigkeit, mit welcher die Tage sich abspinnen, ist jetzt schon nicht leicht zu ertragen; nach mehreren Hundert, ja nach mehreren Tausend Jahren müßte die Wiederkehr eben derselben Zustände und Vorfälle in Verzweiflung stürzen. Der immer Fortlebende hätte dann auch schon manches Menschengeschlecht, und mit diesem, alle die ihm theuer waren, dahinschwinden sehen; er würde nicht mehr fähig seyn, an irgend etwas das Herz zu hängen, und er müßte sich schmerzlich sehnen, seinen Freunden und Angehörigen nachzufolgen in die Gruft.

Keinesweges, rief Ahasverus, keinesweges würde ich, wenn das Schicksal mir die Gunst eines endlosen Lebens bestimmt hätte, diese Sehnsucht fühlen, von welcher Ihr, mein junger Freund, nur deshalb träumt, weil Ihr noch nicht gänzlich von Schwärmerei geheilt seid. Ei was! Sehen wir nicht, daß Mancher auch jetzt schon Brüder und Schwestern, Vater und Mutter, Weib und Kinder überlebt? Den Mehresten wird es nicht schwer einen solchen Verlust zu ertragen; und sie sind schnell bedacht sich neue Verhältnisse an der Stelle der untergegangenen zu schaffen. Durch fortgesetzte Uebung mehrere Jahrtausende hindurch würde nun ein solcher Wechsel immer weniger beschwerlich, ja er müßte am Ende

höchst angenehm und erfreulich werden. Ein echter Lebenskünstler würde überhaupt jene Einförmigkeit, worüber Ihr klagt, zu vermeiden, und einen jeden Tag durch den Wechsel der Geschäfte und Genüsse zu verschönern wissen. So würde er in süßer Gewohnheit des Daseyns und Wirkens einen Tag nach dem andern verleben; und die zurückgelegten Jahrhunderte und Jahrtausende würden ihm so kurz vorkommen, als uns jetzt ein Jahrzehnt erscheint.

Trefflich! trefflich! rief der ältere Sadducäer. Dieser erleuchteten Ansicht unsers Freundes Ahasverus, der sich heute durch Gründlichkeit und Scharfsinn der Gedanken selbst übertrifft, trete ich von ganzem Herzen bei. Laßt uns die Becher füllen, und sie mit Einem Zuge darauf leeren, daß Jeder unter uns dieser glückliche Sterbliche — oder vielmehr Nichtsterbliche seyn möge.

Arme Käuze, sprach Ahasverus hohnlachend zu sich selber, vergebens wünscht Ihr Euch ein Glück, das mir allein beschieden ist. Ich sehe Euch, wie Ihr todt im Grabe liegt, und mich, wie ich lebendig und kräftig über Euern Moder hinwegschreite.

Ein jeder nahm nun den tiefen Becher, den er bis zum Rande füllte, und setzte nicht ab, bis er ihn ausgeleert hatte.

Am Kreuze verschmachtend und gemartert durch den furchtbaren Brand, welchen innere und äußere Qualen in seiner Seele und in seinem Leibe hervorgebracht hatten, rief in diesem Augenblicke der Herr: Mich dürstet. Die Gazellen der Berge, die im Begriff waren aus den Waldbächen zu trinken, bebten zurück, und wagten nicht ihre Zungen mit der Feuchtigkeit zu benetzen. Alle kühlen Brunnen, die herabrieseln von der Höhe der Felsen, hielten inne in ihrem Laufe, und stürzten sich dann in die Tiefe, laut wehklagend, daß es ihnen nicht vergönnt gewesen sei, den Durst ihres Schöpfers zu stillen. Schon neigte der Herr sein theures Haupt mit den brechenden Augen auf seine unschuldige, liebevolle Brust. Es ist vollbracht! rief er laut in die Ewigkeit hinein und verschied. Da bebte die Erde, und der Vorhang des Heiligthums zerriß. Enthüllt war das Herz des Vaters, der die Strafe des Todes in einen Segen verwandelt für die Kinder, die er zu sich ruft. Treue Hände nahmen nun die heilige Leiche vom Kreuze, sie mit zarter, ehrfurchtsvoller Scheu berührend, und legten sie in

das Grab. Dunkel der Nacht verbreitete sich über das Grab und über Jerusalem, und schloß den Tag schauervoller Wehmuth und unergründlicher Gnade.

Die drei Gesellen aber erhoben sich wankend, und versicherten, daß sie noch keinen Tag so heiter zugebracht hätten.

Drittes Kapitel.

Von zween schlimmen Gesellen, Ahasvero und dem Satan, und wie Ahasverus sich als der schlimmere erweiset.

Seit dem Tode des Herrn waren nun mehr als vierzig Jahre verflossen, und sein Wort hatte sich an dem Ahasverus bewährt, denn dieser, der jetzt ein Greis von achtzig Jahren hätte seyn müssen, war in dem Alter von vierzig, worin er sich damals befand, stehn geblieben. Sein Haar war nicht erbleicht, sein Auge nicht erloschen, seine Stirn nicht gerunzelt, seine Wangen nicht eingefallen. In seinem nächsten Kreise war Alles ausgestorben, Weib und Kinder; auch die beiden Sadducäer waren gegangen an ihren Ort. Doch er hatte reichlichen Trost gefunden in der Hoffnung, die sich mehr und mehr in ihm zur Gewißheit erhob, daß der Tod, der Alles fortraffte, doch ihn verschonen müßte; und die Lücken in seinen häuslichen und freundschaftlichen Verhältnissen hatte er immer schnell wieder ausgefüllt. Indessen hielt er es nicht für rathsam, es der Welt bekannt werden zu lassen, welche Bewandniß es eigentlich mit ihm habe, damit die Furcht vor dem Geheimnißvollen in seiner Person nicht die Menschen von ihm zurückschreckte. Er beschloß daher seinen Wohnort, so wie seinen Namen, häufig zu wechseln, und verlegte zuerst seinen Aufenthalt von Jerusalem nach Klein-Asien.

Inzwischen war auch Gottes großes Strafgericht über die Hauptstadt Judäa's durch Titus vollzogen worden. Er hatte sie, nach den von dem Herrn vorherverkündigten Schrecknissen und Greueln der Belagerung, eingenommen; der Tempel, die Paläste und Häuser waren zerstört, die Einwohner getödtet oder in Gefangenschaft geführt. Als Ahasverus diese furchtbare Kunde vernahm, triumphirte er über den klugen Entschluß, sich von Jerusalem zu entfernen, den er noch zur rechten Zeit gefaßt habe, und erkannte

in sich nun auch hierin einen Günstling des Schicksals. Da ihn jedoch seine Handels-Angelegenheiten noch immer häufig nach Judäa führten, so beschloß er bei seiner ersten Anwesenheit die Trümmer Jerusalems zu besuchen, um bei seiner Rückkehr eine Staunen erregende Schilderung davon entwerfen zu können.

Er hatte seine Anstalten nicht ganz zweckmäßig getroffen, und schon war die Erde von dem Dunkel einer durch den Mond nur spärlich erhellten Nacht bedeckt, als er bei dem Schutthaufen anlangte, der sonst Jerusalem hieß. Wie dem nordischen Wanderer, der in der Abenddämmerung von einem Schneegestöber überfallen wird, der Weg und die Gegend, so bekannt sie auch sonst ihm waren, sich in unbekannte verwandeln: so konnte auch Ahasverus, der den Ort aufsuchte, wo der Tempel und sein Haus gestanden hatten, die Straßen und Plätze, wo sein Fuß so oft gewandelt war, nichts von dem allen entdecken. Ein Sinne verwirrendes Grauen lag auf der Stätte, welches das Chaos der Trümmer noch chaotischer mengte, und den Ahasverus, obgleich dieser solchen Empfindungen nicht sehr zugänglich war, zu einer schnellen Rückkehr antrieb. Zuvor mußte er jedoch, da er sehr ermüdet, und auch nur so eben durch das Geschrei einer auffliegenden Eule so erschreckt worden war, daß ihm die Knie zitterten, sich einige Ruhe und Erholung gönnen. Kaum hatte er sich aber auf einen umgestürzten Säulenschaft niedergesetzt, als er wiederum und noch gewaltiger erschreckt ward, denn neben ihm saß eine fremde, unbekannte Gestalt.

Die Gestalt des Fremden war von riesiger Größe, und eingehüllt in Wolken, die sie wie ein faltiges Gewand umgaben, und die auch gewöhnlich sein Angesicht bedeckten, das aber zuweilen, wie der Mond durch zerrissene Wolken in einer Sturmnacht, bleich und entsetzlich hindurchschien. Das Angesicht in seinen unbeweglichen Zügen war schön und edel gebildet, in seinen beweglichen aber trug es einen Ausdruck von Verworfenheit, wie er sich wohl in dem Sohne eines edlen Hauses und frommer Eltern findet, welcher sich dem Laster ergeben hat. Mit Grausen war Ahasverus aufgesprungen, und rief: Wer bist Du?

Der Fürst dieser Welt, antwortete der Fremde.

Das verstehe ich nicht, sagte Ahasverus.

Der Fürst der Finsterniß, wenn dies deutlicher ist, entgegnete Jener.

Auch das, sagte Ahasverus, ist eine poetische Redensart, und ich wünsche in allen Dingen, besonders auch in der Angabe des Geschäfts, das jemand in der menschlichen Gesellschaft treibt, Deutlichkeit und Bestimmtheit.

Deutlich und bestimmt also, sprach der Fremde, ich bin Satan, der Teufel, der Böse.

Das kann nicht seyn, erwiederte Ahasverus. Denn es giebt wohl ein Böses im sächlichen Geschlechte, welches nichts anders seyn soll als eine Abstraction und Personification von den Handlungen solcher verruchten Menschen, die da gröblich stehlen, rauben und morden. Aber einen Bösen, männlichen Geschlechts, eine wirklich lebende und athmende Person, die selbst etwas erlebt und die ihre eigene Geschichte hat, einen solchen Bösen giebt es nicht, und zwar aus mehreren Gründen. Erstlich, weil das Böse eine pure Negation, eine Abwesenheit des Wirklichen ist, sich also niemals zu einem wirklichen Wesen gestalten kann. Zweitens, weil, wenn es einen Teufel gäbe, es auch eine unsichtbare Welt geben müßte, zu welcher der Teufel gehörte, eine Ewigkeit der Seligkeit und der Pein. Da nun aber dies unmöglich ist, so ist auch die Existenz des Teufels unmöglich.

O wäre es doch unmöglich, murmelte der Fremde vor sich hin, dann würde nicht das Feuer das immer brennt, und der Wurm der nie stirbt, in meinem Innern wüthen! — Du sprichst mit dem Teufel, fuhr er fort, indem er sich zu Ahasverus wendete, und willst nicht glauben, daß es einen Teufel giebt?

Nein, erwiederte Ahasverus, denn es ist ausgemacht, daß die Sinne, Auge, Ohr, Nase, Hände täuschen können, und daß etwas, das man zu sehen glaubt, deshalb noch nicht wirklich vorhanden ist. Bei einer starken Gemüthsbewegung vornehmlich, wie ich jetzt eine solche empfinde, pflegt das Blut in den Kopf zu steigen, und im Gehirn Phantasmen zu erzeugen, die sich trüglich als etwas Aeußeres und Wirkliches darstellen. Aber durch Blutegel werden solche Phantasmen schnell wieder fortgesogen.

Du bist in der Probe bestanden, sagte der Fremde. Du hast

den Teufel von Angesicht geschaut, Du hast mit ihm geredet, und hast sein Daseyn geleugnet. Ja, Du bist größer als ich, und Du wirst Größeres wirken; ich erkenne es und beuge mich vor Dir. Was habe ich vermocht mit der Wuth, die mich gegen das Menschengeschlecht und gegen seinen Schöpfer erfüllt? Alle Keime und Blüthen, die ich zertrete, gehen herrlicher wieder hervor, und jeder von mir bereitete Fluch wird in einen Segen verwandelt. Als der Sohn Gottes auf Erden erschien, dachte ich, alles wäre gewonnen, wenn ich ihn an das Kreuz brächte. Ich fuhr in das Herz des Judas, und trieb ihn an, seinen Herrn zu verrathen; ich ließ den Priestern keine Ruhe, bis sie ihn verurtheilt hatten. Was habe ich erreicht? Nichts als Schaden habe ich eingeerntet statt des gehofften Vortheils. Jener Kreuzestod, den ich herbeiführte, ist das Mittel geworden, um alle Diejenigen, die an seine Kraft glauben, meiner Botmäßigkeit zu entziehen, und fast wäre der Verräther selber, der Judas, gerettet worden. Nicht nachgelassen habe ich, das Feuer des Aufruhrs unter den Juden zu schüren, sie im wahnsinnigen Taumel irdischer Hoffnungen umherzudrehen, bis die Empörung gegen die Römer ausgebrochen, bis der Tempel des Herrn zerstört, und Jerusalem in einen Schutthaufen verwandelt worden ist. Freilich dieser Tempel von Stein ging unter, aber unzählige Tempel bauen sich dem Herrn auf in den Herzen der Christen; und stets wird die Zerstörung desjenigen, auf dessen Trümmern wir sitzen, eine Warnung gegen mich und meine Bethörungen seyn. Du bist größer und weiser als ich, denn Du bleibst kalt, wo ich rase; Du lächelst, wo ich verzweifle; Du läugnest und verneinst, daß es einen Gott giebt; ich glaube es und zittere. Ich muß die Ewigkeit anerkennen, denn ich bin selber ein lebendiges Zeugniß ihrer Qualen. Du kannst, was ich nicht vermag, die Achseln zucken über die Einfalt Derjenigen, die eine Ewigkeit glauben. Ich kann wüthen und rasen gegen den christlichen Glauben. Du kannst mehr als ich: Du kannst ihn behandeln, als ob er gar nicht vorhanden wäre, und Dich gegen ihn und alle seine Erscheinungen gleichgültig verhalten. So gehe denn hin, und wirke fort durch die Jahrhunderte. Du willst zwar nichts von mir wissen, aber ich weiß von Dir; und Du wirst mir dienen in der Zeit und vielleicht auch in der Ewigkeit.

Nachdem der Fremde dies gesprochen hatte, verschwand er. Ahasverus aber kehrte zu seinem Gastfreunde, bei dem er wohnte, zurück, und beeilte sich, zur Abtreibung der Phantasmen, die ihn in dieser Nacht beunruhigt hatten, das von ihm angedeutete Mittel zu gebrauchen.

Viertes Kapitel.

Welches kürzlich die Geschichte Ahasveri während des langen Mittelalters erzählt.

Wenn der Autor sich über die Geschichte Ahasveri während dieses Zeitraums nicht weitläuftig ausläßt, so wolle man ihm deshalb keinen Mangel an Fleiß und Gründlichkeit Schuld geben; sondern vielmehr seine Gewissenhaftigkeit anerkennen, nach welcher er da, wo die historischen Zeugnisse schweigen, ebenfalls schweigen, und die fehlenden Thatsachen nicht etwa durch eigene Erfindungen ersetzen wollte.

In den folgenden Jahrhunderten war der Wohnsitz des Ahasverus bald in Asien, bald in Griechenland, bald in Italien; er lebte unter Heiden, Juden und Christen, und wußte, unter einer jeden dieser Partheien, sich ihren Religionsgebräuchen mit vieler Geschmeidigkeit anzubequemen. Der Aufenthalt unter Christen war ihm der beschwerlichste, denn ihn verdroß die Verläugnung der Welt, die sie übten; am ärgerlichsten aber war es ihm, daß sie die in ihren heiligen Büchern verheißene zweite Zukunft des Herrn, und oft mit der lebhaftesten Sehnsucht, erwarteten. Denn er fürchtete, daß diese Wiederkunft, wenn sie Statt fände, auch seinem Leben, das ihm immer besser gefiel je länger es dauerte, ein Ende machen könnte. Doch seine Abneigung gegen die christliche Kirche verlor sich bedeutend, als sie aus einem Zustande der Unterdrücktheit und Armuth zu irdischer Macht und Größe gelangt war, und mit der sonst von ihr so weit entfernten Welt eine Verbindung anzuknüpfen schien. Man sah ihn damals oft am kaiserlichen Hofe in Constantinopel, wo er sogar an theologischen Streitigkeiten Theil nahm und darin seinen Scharfsinn bewundern ließ.

Bei dem Entstehen der Muhamedanischen Religion fühlte er

für diese sogleich eine besonders große Sympathie, und er schmeichelte sich, daß sie viel dazu beitragen würde, die Gemüther von dem Geistigen auf das Irdische hinzulenken, und sie an dieses zu fesseln. Mit den Muhamedanischen Fürsten stand er immer in dem besten Vernehmen; zur Zeit der Kreuzzüge bewies er sich ungemein thätig zu ihrem Vortheil und zum Schaden der Christen; und er war nicht selten im Stande, da er durch blühende Handelsgeschäfte einen großen Reichthum erworben hatte, seinen Gönnern wesentliche Dienste zu leisten. So war er es, der unter dem Namen Melchisedek, den er damals führte, den Saladin durch ein bedeutendes Darlehn aus einer großen Geldverlegenheit befreite, wofür er von demselben ungemein hochgeschätzt und geehrt ward. Damals bildete sich auch der Gedanke in ihm aus, auf den er sich als auf eine Eingebung echter Humanität nicht wenig zu gute that: daß die jüdische und christliche Religion, in Betracht des Einflusses auf ihre Bekenner, mit der Muhamedanischen von gleichem Werthe oder Unwerthe wären; und daß auch in Rücksicht des Ursprungs keine der andern vorgezogen werden könnte, indem die Stifter von allen dreien sie nur durch Betrug gegründet hätten. Diese Gedanken stellte er dar in einer Schrift die auch Einigen von den Kreuzfahrern bekannt, von ihnen in das Abendland herübergebracht, und hier in das Lateinische übersetzt ward. Doch da die Inquisition von diesem Buche Kunde erhielt, und sich bemühte, alle Abschriften desselben zu vertilgen, so hat sich davon nur eine unbestimmte Sage erhalten; und die Schrift selber scheint verschwunden zu seyn.

Im Mittelalter machte Ahasverus auch einen Ausflug nach Europa, doch konnte er weder in Spanien, noch in Frankreich, noch in Deutschland festen Fuß fassen, weil Andacht, Poesie und Ritterthum durch ihre überall verbreiteten großartigen Erscheinungen ihn zu sehr beleidigten und zurückstießen. Nur am Hofe der Päpste und im Schatten ihres Thrones fand er die Behaglichkeit, die ihm in ganz Europa gefehlt hatte; er ließ sich nieder in Rom, begleitete von dort den päpstlichen Hof nach Avignon, und kehrte mit demselben wieder nach Rom zurück. Hier befand er sich auch bei dem Ausbruche der Reformation. Sie erschreckte ihn dergestalt durch das Wiederauflodern desselben Feuers, und das Erwachen derselben

Sehnsucht nach dem Himmel, die er bei den ersten Christen beobachtet hatte, daß er, sich in Europa nicht sicher glaubend, mit großer Schnelligkeit wieder nach Asien entwich, und sich unter den Türken niederließ.

Fünftes Kapitel.

Von der erfolgreichen Wirksamkeit Ahasveri in Frankreich und in Deutschland.

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts erhielt er jedoch günstige Nachrichten aus Europa. Er erfuhr daß Ludwig XIV. die Reformirten vertrieb, die Jansenisten verfolgte, sich mit Jesuiten umgab, und in fortgesetztem Ehebruch lebte. Dies bewog ihn zu einer Reise nach Frankreich. Hier fühlte er sich gleichsam von einer gesunden Luft angeweht; er beschloß sich in diesem Lande niederzulassen und es zum Mittelpunkte seiner ferneren Operationen zu machen.

Da er nie unverheirathet lebt, und wenn seine Gattin gestorben ist, sogleich am folgenden Tage ein neues Bündniß schließt; da auch diese Verbindungen immer mit Kindern gesegnet sind: so erwächst ihm daraus eine zahlreiche Nachkommenschaft, und diese hat sich vornehmlich in Frankreich sehr vermehrt und ausgebreitet. Zu ihr gehörten alle Diejenigen, welche dort im achtzehnten Jahrhundert, indem sie sich fälschlich Philosophen nannten, sich zur Verspottung und Ausrottung des Christenthums verbrüderten. An ihrer Spitze stand ein Sohn des ewigen Juden, der die übrigen an Witz und an Schalkheit übertraf, und der mit besonderer Sorgfalt für die väterlichen Zwecke ausgebildet ward: man pflegte ihn Monsieur de Voltaire zu nennen. Dieser besaß einen Köcher voll vergifteter Pfeile des Spottes, und ein verpesteter Odem der Lästerung ging aus seinem Munde hervor. Und die Pfeile seines Spottes sind geflogen weit umher in der Welt, und wo sich ein heiliges Gefühl in den Herzen regte, da ward es getroffen und verwelkte. Der Odem seines Mundes aber hat geweht, gleich einem verzehrenden Südwind; und viele Saaten, die für das Reich Gottes hätten reifen können, sind erstorben.

Von Frankreich aus hatten sich die Ansichten und Meinungen

des Ahasverus schon in Deutschland verbreitet, und waren hier zum Theil mit Beifall aufgenommen worden. Jetzt schien es ihm Zeit, sich selbst nach diesem Lande zu begeben, und, wo möglich, mit einigen der bedeutendsten Männer ein Verhältniß anzuknüpfen. Unter dem Namen eines Barons von Waller begab er sich zu Lessing, und sagte, er wünsche sich Glück, den geistreichen und berühmten Herausgeber der Wolfenbüttelschen Fragmente kennen zu lernen. Das Gespräch fiel bald auf die positive Religion, und Lessing sprach die Behauptung aus, daß historisch überlieferte Thatsachen, selbst wenn sie wahr seyn sollten, niemals als ein Beweis für ein System von Glaubenslehren gelten könnten.

Trefflich, trefflich, verehrter Mann! rief Ahasverus. Und finden die positiven Religionen nicht ihre Bestätigung in den Thatsachen, die ihre Gründung begleiteten, wodurch, ich bitte Sie, könnten sie denn beglaubigt werden? Man spricht von einem inneren Gefühle, wodurch man sich von ihrer Wahrheit überzeugen könnte. Sie selber, Theuerster, haben, wenn ich nicht irre, davon gesprochen. Dies soll vermuthlich das Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit seyn. Sehn Sie, ich lebe nun Ein tausend und achtzehn hundert Jahre —

Wie, rief Lessing, Ein tausend und achtzehn hundert Jahre?

Ja, sprach Ahasverus, im Vertrauen gesagt, ich bin der ewige Jude. Aber verrathen Sie mich nicht.

Sehr erfreut, rief Lessing, wahrlich sehr erfreut, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, merkwürdiger Mann! Sie leben nun Ein tausend und achtzehn hundert Jahre, sagten Sie —

Ja, fuhr Ahasverus fort, und mein Gewissen klagt mich nicht an, daß ich in dieser ganzen Zeit irgend eine Sünde begangen hätte. Einmal doch — denn ich muß aufrichtig seyn — einmal — es war in Avignon — da habe ich mich von einem Cardinal, mit dem ich einen Handel abschloß, übervortheilen lassen. Sonst habe ich mir aus der ganzen Zeit meines Lebens nichts vorzuwerfen. Wie sollte ich also das Bedürfniß einer Erlösung fühlen? Werden Sie nicht eben das auch von sich behaupten?

Schwerlich, sagte Lessing, schwerlich möchte ich mich dazu entschließen. Indessen bin ich allerdings der Meinung, daß ein jeder Anhänger einer positiven Religion für dieselbe eigentlich nichts gel-

tend machen kann, als sein eigenes Gefühl, seine Ueberzeugung, und daß also in dieser Rücksicht die jüdische, christliche und muhamedanische Religion einander ziemlich gleich stehn. Diesen Gedanken möchte ich recht anschaulich machen in einem Kunstwerk, wo möglich in einem dramatischen. Doch dazu gehören Personen, Verhältnisse, ein geschichtlicher Hintergrund, eine passende, sinnreiche Einkleidung der Hauptidee. Bis jetzt hat sich dies Alles mir noch nicht darbieten wollen. Könnten Sie aus Ihrer reichen Erfahrung mir nicht etwas an die Hand geben?

Ich hoffe es zu können, sagte Ahasverus, und bittte zu diesem Ende um die Erlaubniß, Ihnen eine Geschichte erzählen zu dürfen, die sich zwischen mir und dem Saladin zugetragen hat. Saladin war durch seine Kriegszüge und seine Verschwendung in große Geldnoth gerathen, und bedurfte einer sehr ansehnlichen Summe. Ich lebte damals in Alexandrien, und nannte mich Melchisedek; man hielt mich für den reichsten Mann des Landes. Auf mich also warf Saladin sein Augenmerk, und da er glaubte, daß ich mich nicht freiwillig zu einem Darlehn entschließen würde, so wollte er mich in Verlegenheit und Angst versetzen, um es durch diese Mittel von mir zu erhalten. Er ließ mich also zu sich entbieten, und nachdem er mich mit viel Zeremonieen empfangen hatte, sprach er zu mir: Weiser Mann, ich möchte von Dir erfahren, welcher von den drei Lehren, der muhamedanischen, der jüdischen und der christlichen, Du den Vorzug giebst. Ich merkte die Schlinge, die er mir legen wollte, und sprach: Vergönne mir, großer Sultan, ehe ich auf diese Frage antworte, Dir eine Erzählung vortragen zu dürfen. Ein reicher Mann besaß einen überaus kostbaren Ring, den er seinem ältesten Sohne hinterließ, mit der Anordnung, daß auch dieser wiederum ihn einem seiner Söhne hinterlassen, und daß der Besitzer des Ringes der Erbe des Vaters und der Herr über die andern Geschwister seyn sollte. So kam der Ring von Geschlecht zu Geschlecht, bis zu einem Vater, welcher drei gleich vortreffliche und von ihm gleich sehr geliebte Söhne hatte. Dieser konnte es nicht über das Herz bringen, durch die Verleihung des Ringes dem Einen seiner Söhne einen Vorzug vor den andern zu geben. Er ließ also nach dem Muster des Ringes zwei andere Ringe von einem Künst-

ler anfertigen, der seinen Auftrag so geschickt und glücklich ausführte, daß der Vater selbst den echten nicht mehr von den falschen unterscheiden konnte. Ein jeder bekam also seinen Ring, ein jeder zeigte ihn vor, nach dem Tode seines Vaters, um dadurch seine Ansprüche auf das ganze Erbe zu begründen; ein jeder aber mußte auch eingestehn, daß der Vater die andern gleich sehr geliebt hatte, und daß es unentschieden bleiben müßte, wem unter ihnen der Vorzug gebührte. — Da ich also gesprochen hatte, bewunderte Saladin meine Weisheit und meine edle Denkungsart. Gerührt fiel er mir um den Hals, bekannte mir seine List, und erhielt nun von mir freiwillig Alles und mehr als er verlangte.

Ich falle Ihnen nicht um den Hals, sagte Lessing, denn ich möchte nicht gern den ewigen Juden umarmen. Aber Ihr Mährchen ist gut, ich werde mich desselben bedienen. Sie sollen unter dem Namen: Nathan der Weise, der Held eines Drama's werden; Sie sollen eben diese Geschichte dem Saladin erzählen; ja ich will Ihnen sogar die Vermuthung in den Mund legen, mit welcher Sie gewiß einverstanden sind, der echte Ring möchte wohl überhaupt verloren gegangen seyn. „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religionen ist von jeher die meinige gewesen. Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volk Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten, und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben*)."

Die christlichen Zuschauer, die von den Brettern herab durch Nathans Mährchen so erbaulich zur Gleichstellung aller positiven Religionen ermahnt werden, sollten also wenigstens bedenken, daß das von ihnen so bewunderte Mährchen eine Ausgeburt des ewigen Juden ist.

Bei einem längeren Aufenthalte in Weimar gelang es ihm auch

*) Siehe Vorrede zu Nathan dem Weisen, in Lessings sämmtlichen Schriften, zwei und zwanzigster Band. Berlin, 1827.

sich Goethe'n zu nahen, und durch seine reiche Lebenserfahrung, seine Kenntniß von Menschen und Ländern, seine entschiedene Abneigung gegen alle Schwärmerei, so wie durch seine geistreiche Unterhaltung, die Gunst des deutschen Dichterfürsten zu gewinnen. Goethe soll ihn seinen vernünftigen Freund genannt, und an ihn das Distichon gerichtet haben:

Mache der Schwärmer sich Schüler wie Sand am Meere; der Sand ist Sand;
die Perle sei mein, Du, o vernünftiger Freund!

Angeweht von der poetischen Luft in Weimar, fing auch Ahasverus an zu dichten. Sein erstes Produkt war das Distichon:

Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz im dreißigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Schelm.

Er theilte es Goethe'n mit, dem es so wohl gefiel, daß er beschloß, es unter seine eigenen Gedichte aufzunehmen. Und so ist unter die Werke des großen Mannes, dessen Genie jeder Deutsche gern bewundert, noch vieles eingeschwärzt worden, das nicht von ihm, sondern von dem ewigen Juden herrührt, und das die Kritik schon längst hätte ausmerzen sollen. Was das zuletzt angeführte Distichon betrifft, so verräth sich die Unechtheit desselben schon durch den seltsamen, undeutschen Ausdruck: Wird der Betrogene der Schelm, welcher unmöglich von dem sprachgewandtesten Meister herrühren kann, und auf einen ausländischen Verfasser schließen läßt.

Außer Goethe und Lessing könnte der Autor noch manche in Deutschland hochberühmte Männer anführen, Theologen, Gelehrte, Staatsmänner, mit denen Ahasverus in nähere oder entferntere Verhältnisse getreten ist. Wenn er darüber schweigt, so ist dies eine Discretion, die man ihm hoffentlich als ein Verdienst anrechnen wird.

Es genüge daher die Bemerkung, daß man dem Ahasverus jetzt häufig in Deutschland begegnet. Tritt man in eine zahlreiche Gesellschaft vornehmen oder geringen Standes, setzt man sich an die Wirthstafel in einem Gasthofe, überall ist er zu finden. Er vervielfältigt sich, und macht es möglich an den verschiedensten Orten zu erscheinen. Er spricht französisch, englisch, italienisch, deutsch, holländisch; er hat alle Länder gesehen, er kennt alle merkwürdigen Menschen. Das Gespräch führt er ganz allein, und er übt einen

solchen Einfluß auf die Gegenwärtigen, daß Keiner es wagt, einen vernünftigen Gedanken, geschweige denn ein Gefühl, oder gar ein frommes zu äußern. Man hält ihn für einen Kaufmann, einen Diplomaten, einen liberalen Militair, einen reisenden Gelehrten, einen rationalistischen Geistlichen — man irrt; es ist der ewige Jude gewesen.

Sechstes Kapitel.

Worin einige sonderbare Meinungen und Ansichten des Ahasverus mitgetheilt werden.

Da man nun auch in vielen Schriften, die er herausgiebt, und in vielen Journalen, woran er arbeitet, seine Stimme vernimmt, und da seine schriftlichen und mündlichen Mittheilungen gewöhnlich die Gegenwart und ihre Vorzüge vor der Vergangenheit, betreffen, so ist es nicht schwer, seine Ansichten über diesen Gegenstand zusammenzustellen. Er giebt zwar zu und beklagt, daß in dem jetzigen Zeitalter eine große Fülle von Kraft verbreitet sei, welche die Gedanken und Gefühle der Menschen gar leicht über diese sichtbare Welt hinausführen könnte. Dagegen freut er sich aber auch wahrzunehmen, daß durch manche günstige Conjuncturen und zweckdienliche Einrichtungen, diese Kraft, sei's geschwächt, sei's auf das Materielle und Sichtbare geleitet wird.

Diese Kraft, sagte er, habe sich vornehmlich unter den gläubigen Christen concentrirt. Er möchte darüber verzweifeln, aber er könne es nicht läugnen, daß der Glaube, möge er auch jetzt weniger ausgedehnt seyn als zu andern Zeiten, doch in dem kleineren Kreise, wo er herrscht, ein kühnes Leben und eine unerschütterliche Festigkeit zeige. Mit dem Glauben, das müsse er ferner bekennen, sei ein gewisses nie erlöschendes Feuer der Begeisterung, ein reges brüderliches Mitgefühl, sei Eifer und Treue in jeder pflichtmäßigen Richtung des bürgerlichen Lebens verbunden. Dies Alles gehe hervor aus der Gemeinschaft, worein sich die Christen zu setzen wüßten mit jener unsichtbaren Welt, die doch gar nicht vorhanden sei. Der Rationalismus, dieser wackere Ritter, den er gegen sie ausgesendet, und

dem er selber Rüstung und Schlachtroß geborgt, sei schon fast gänzlich entkräftet, und wage kaum mehr in den Schranken zu erscheinen. Darum habe er sich zuweilen eines Mittels, das ihm oft mehr genutzt habe als der offene Krieg, gegen den Glauben bedient; dies sey, ihn zu ignoriren. Dabei müsse man freilich nicht aufhören, jeden gläubigen Christen sogleich einen Mystiker und einen Pietisten zu nennen, und sich das Ansehn zu geben, als ob man im Christenthum einen gewissen wahren Grund anerkenne, und nur die Uebertreibung verdamme. Ganz besonders komme ihm darin der in der protestantischen Kirche herrschende Isolirungstrieb zu Statten, nach welchem ein Jeder seine Parthey für die allein rechtgläubige, in seiner Parthey aber sich selbst für den aller rechtgläubigsten halte. In einer trefflichen Schrift, die er einmal gelesen,*) heiße es von Kant und Fichte: „Kant glaubt eine moralische Weltregierung, Fichte aber übt die moralische Weltordnung selbst aus.“ So möchte er von den Katholiken und den Protestanten sagen: Der Katholik glaubt an den Papst; der Protestant ist selbst der Papst, und übt selbst alle päpstlichen Rechte und Befugnisse aus. Da nun Gegenpäpste sich nothwendig Einer den Anderen excommuniciren müßten, so werde auch von einem jeden protestantischen Papst gegen alle übrigen dies Excommunications-Wesen eifrigst betrieben. Man hätte es also nie mit der ganzen Kirche, sondern immer nur mit einem isolirten Papst zu thun; und mit einem solchen könnte man schon leichter fertig werden.

In der katholischen Kirche begrüße er mit vorzüglicher Freude die wiederauflebenden, und ihren Einfluß verbreitenden Jesuiten. Allen Vätern wolle er rathen ihre Kinder den Unterrichtsanstalten derselben anzuvertrauen. Und zwar schon deshalb, weil sie einen Grundsatz hätten, der von ihm selbst nicht besser hätte erdacht werden können: Alle Untersuchungen über Gott und das göttliche Wesen zu beseitigen.**) Warum wollte man denn auch mit Hin- und

*) Ueber Offenbarung und Mythologie. Berlin, 1799.

**) Quaestiones de Deo . . . praetereantur. Ratio studiorum. Ich habe diese ratio studiorum nicht selbst gelesen, und berufe mich auf die Citation in der Schrift: Des Jesuites, par Michelet et Quinet p. 253.

Anmerkung des Verfassers.

Herreden über nichts sagende Dinge die Zeit verlieren? Besser als diese Gesellschaft habe es noch Niemand erkannt, daß das Reich Gottes von dieser Welt sei; welches sich ja auch, da die Welt Gott sei, von selbst verstehe.

Weniger bedeutend und gefährlich als das rechtgläubige Christenthum, aber doch noch immer bedeutend und gefährlich genug, sei ihm das strenge, gründliche Philosophiren, welchem sich jetzt so Manche ergeben hätten; denn dieses versetze, wenn auch nicht in eine überirdische, doch in eine geistige Region, und der Sinn für die eigentlichen weltlichen Lebensinteressen werde dadurch abgestumpft. Dennoch gäbe es etwas in der Philosophie, das ihm gefalle, und weshalb er sich hüte, gänzlich mit ihr zu brechen. Sie habe nämlich einem persönlichen, von der Welt verschiedenen Gott, und einer persönlichen Fortdauer der Seele, in ihrem Systeme einen festen und sichern Platz bisher nicht anweisen können oder wollen. Bei weitem wichtiger als dieses, sei es ihr, wie ihm scheine, das Verhältniß der Vorstellung zu den vorgestellten Dingen zu erkennen; und so lange sie nicht weiter ginge, werde nie zwischen ihr und ihm ein Kampf auf Tod und auf Leben entstehn.

Höchst erfreulich sei es ihm zu bemerken, wie in der deutschen Poesie und Litteratur überhaupt die geistige Produktivität abgenommen habe. Mit vielen Gedichten Göthe's und Schillers habe er sich nie recht befreunden können; viel näher seiner Denkungsart ständen manche jetzt erscheinende Schriften, die zu einer deutschen, ja europäischen Celebrität gelangt wären. Vor allem schätze er die vielen Rezensir-Institute, indem diese, durch ein schon fertiges Urtheil über die Bücher, das Lesen derselben, und das eigene Nachdenken über das Gelesene, unnöthig machten. Es sei wünschenswerth, daß das Bücherschreiben gänzlich aufhöre, das Rezensiren dagegen stets fortgesetzt werde. Anstatt der wirklichen Bücher könnte man alsdann fingirte beurtheilen, welches auch so ziemlich auf Eins hinauslaufen würde, da die Leser der Rezensionen doch nur selten die Bücher zu lesen pflegten. Auch habe er einige junge Freunde ausgesandt, um die Abschaffung des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit, und die Aufhebung aller Zucht und Ordnung zu predigen. Wenn das Unternehmen gelänge, so würde dadurch in Deutschland

eine neue, schönere Morgenröthe, wie für das Leben überhaupt, so auch für Litteratur und Poesie herbeigeführt werden.

Die Baukunst habe große Fortschritte gemacht, denn die Kirchen baue sie nett, heiter und freundlich; und in der Decorirung von Speise- und Tanzsälen leiste sie Vorzügliches. Die zum Verstehen der Predigt günstigste Bauart der Kirchen sei noch nicht gefunden; wie man aber Kirchen bauen müsse, damit der Prediger nicht verstanden werden könne, dies Problem sei von dem größten Architekten der neueren Zeit vollständig gelöst. Dadurch würde ein zwiefacher Vortheil gewonnen. Einmal entginge dadurch den Zuhörern die Predigt, die sie doch nur confus machen würde. Zweitens könnten die Prediger, wenn sie Einsicht hätten, sich die Mühe der Vorbereitung ersparen, und sich begnügen drei Viertelstunden lang unartikulirte Töne mit einer gewissen Heftigkeit auszustoßen; was der am besten ausgearbeiteten Predigt, da man solche doch nicht verstände, ganz gleich kommen würde. Auch die Malerei habe sich sehr vervollkommt, seitdem sie ihre Gegenstände nicht mehr aus der heiligen und politischen Geschichte, sondern aus der Romanenwelt entlehne. Diese Künste würden jedoch alle durch diejenigen überboten, die sich der Kräfte der Natur zur Vermehrung der materiellen Vortheile des Lebens bedienen. Wer an dem hohen Culturzustand des jetzigen Zeitalters zweifle, dem wolle er nur die Eisenbahnen anführen, auf denen die Menschheit dem Ziele ihrer Bestimmung mit so großer Schnelligkeit entgegeneile.

Um dem Volke die in ihm wohnende Kraft zu entziehen, wären jetzt auch an vielen Orten zweckdienliche Anstalten getroffen. Vornehmlich wirkten dahin die rationalistischen Prediger, die dem Volke sorgfältig alle biblischen Lehren vorenthielten, welche die Gemüther über die sichtbare Welt erheben könnten. Auch der Schulunterricht diene dazu, in welchem die Jugend nicht mit der biblischen Geschichte und Lutheri kleinem Catechismus, wohl aber mit vielen andern sehr entbehrlichen Dingen bekannt gemacht würde. Hierzu komme noch bei dem Landvolk, als ein sehr wirksames Mittel, der, die Kräfte des Körpers ertödtende Genuß der starken Getränke. Es freue ihn sehr, daß die Regierungen, welche diesem Einflusse vorbeugen könnten, indem sie die Anlegung von Brennereien er-

schwerten, ihre Aufmerksamkeit noch nicht auf diesen Gegenstand gerichtet hätten. Er selber sei zwar Mitglied eines Mäßigkeitsvereines, weil er dem Prinzip der Nüchternheit in geistigen Dingen huldige. Dessen ungeachtet habe er wohl an die tausend Brennereien angelegt, von denen er nicht nur einen bedeutenden Gewinn ziehe, sondern durch die er auch, wie er sich schmeichle, die geistige und körperliche Abstumpfung des Landvolkes nicht wenig befördere.

Auch in den Söhnen gebildeter Familien, vornehmlich wenn sie eine fromme Erziehung erhalten hätten, sei ein Uebermaß der Kraft, welches ihnen für den Dienst des Staats und der Kirche nur hinderlich und schädlich seyn würde. In der Absicht, ihnen dies Uebermaß zu entziehen, wären die Universitäten angelegt. Diese wären einem großen Sumpfe vergleichbar, über welchen die Irrlichter der Wissenschaft tanzten. Die Jünglinge würden aus dem väterlichen Hause geschleppt, und in den Sumpf hineingestoßen. Nur wenige retteten sich durch gewaltige Sprünge von einer festen Stelle zur andern. Viele aber versänken bis an den Hals in den Morast, und trügen nun für ihr ganzes Leben den Schnupfen, und erstarrte Glieder davon — was ihnen und der menschlichen Gesellschaft sehr nützlich wäre.

Siebentes Kapitel.

Wie Ahasverus in seinem eigenen Hause schmählich von dem Autor verhöhnt ward.

Sollte nun auch der günstige Leser erschrecken, wie man bey einer Gespenstergeschichte zu erschrecken pflegt, die der Erzähler selbst will erlebt haben, so kann ich doch nicht länger verschweigen, ja ich fühle mich gedrungen und verpflichtet zu verkündigen, daß ich, der Autor dieser Schrift, einmal in meinem Leben den ewigen Juden gesehn, und ein Abenteuer mit ihm bestanden habe. In meiner Jugendzeit nämlich, wo ich zu seltsamen Unternehmungen geneigt war, hatte ich auch eine Fußreise durch die Brandenburgischen Marken unternommen, um schöne Natur und geistreiche Geselligkeit aufzusuchen. Auf dieser Wanderung verließ ich eines Tages gegen Abend die Landstraße, und wandelte feldeinwärts durch eine unabsehbare sandige Ebene, wo die Kartoffeln, die man eben erntete, und die

hin und wieder in Säcken aufgepflanzt waren, als einziges Merkmal die nicht ganz fehlende Vegetation bezeugten. Die Sonne war dem Untergang nahe, ein kalter Herbstwind strich über den Sand, und da ich, wohin ich auch blickte, kein Dorf ausfindig machen konnte, so fing mir an, wegen eines Nachtlagers bange zu werden. Da sah ich unter dem trüben Abendhimmel einen qualmigen Rauch wie aus einer Brennerei aufsteigen; und da ich darauf zuging, stand ich bald vor einem ansehnlichen, von Wirthschaftsgebäuden umgebenen herrschaftlichen Hause. Ich trat in den Hof, und erblickte Etwas, das mir, bey der schon ungewissen Dämmerung, als eine auf einem Fußgestell ruhende Bildsäule erschien. Wie ich aber näher kam, erkannte ich, daß das, was ich für ein Fußgestell gehalten hatte, ein großer Haufen Kartoffeln war; die vermeinte Bildsäule schritt herunter, und die dadurch bewegten Kartoffeln rollten bis zu meinen Füßen, und kamen mir vor wie Todtenköpfe. Ein langer Mann stand vor mir, in einem blauen Ueberrocke, mit rundem Hute, mit gepudertem Haar, das hinten in einen Zopf gebunden, und an beyden Seiten zu sogenannten Taubenflügeln auftoupiret war.

Wer ist man, und was will man? fragte er mich.

Ich bin, antwortete ich, wie es im Faust von Göthe heißt...

Seine Excellenz den Herrn Geheimenrath von Göthe kenne ich wohl, unterbrach er mich; wenn ich in Weimar bin, speisen sie oft bey mir in meinem Hotel.

Ich bin also, fuhr ich fort, wie es im Faust von Göthe heißt, „ein fahrender Scolast,“ so etwas von einem Fußwandernden Literaten. Dies wird dort von dem Teufel gesagt; ich bin aber kein Teufel, höchstens ein armer Teufel. Und da ich mich in dieser anmuthigen Gegend verirrt habe, und es mir unmöglich ist, ein Dorf zu erreichen, so wage ich den glücklichen Besitzer dieser Besitzung um ein Nachtlager zu bitten.

Gastfreundschaft, erwiederte er, ist eine vorzügliche Tugend, die aus dem Orient stammt, und die edeldenkende Menschen auch im Occident ausüben. Man folge mir.

Ich folgte ihm in das Haus, und nachdem wir mehrere lange und dunkele Gänge durchschritten waren, öffnete er eine Thür, und

sagte: Man gehe hinein. Ich trat in das Zimmer, worauf er die Thür zumachte, und sich entfernte.

Das Zimmer enthielt alles Nothwendige, nämlich ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl. Soll ich nun den Leser mit meinen Erwartungen bekannt machen, so muß ich gestehn, daß ich hoffte, erstlich, man würde mir Licht bringen; zweitens, in dem vorhandenen Kamin ein, in kühlen Herbsttagen sehr wohlthuendes Feuer anzünden; drittens, mich mit einem guten Abendessen versorgen. Da aber eine lange Zeit vergangen war, und von dem Allen Nichts geschah, so nahm ich aus meinem Tornister ein Wachslicht, zündete es an mit dem Feuerzeug, das ich bey mir führte, und klebte es auf den Tisch. Meinen Hunger stillte ich durch etwas Brot und kalte Küche, womit ich ebenfalls versehen war. Darauf las ich ein Kapitel aus dem kleinen neuen Testamente, das mich auf meinen Reisen begleitet, verrichtete mein Gebet, und machte Anstalten zum Schlafengehn.

Da aber hörte ich in der Höhe des Zimmers etwas fliegen, und sah bald zu meinem Schrecken, daß ich meine Wohnung mit mehreren Fledermäusen theilte. Diese mußten durchaus vertrieben werden. Ich öffnete also das Fenster, stieg auf den Stuhl, und mit meinem Schnupftuche, das ich an meinen Reisestock geknüpft hatte, fing ich an so mächtig zu operiren, daß ich die Fledermäuse zwang heraus zu fliegen, und mir das Zimmer allein zu überlassen.

Von diesem Scharmützel erhitzt, legte ich mich in das Bett; es fand sich aber, daß es zu kurz war, und daß meine Füße, wenn ich sie ausstreckte, weit darüber hinausreichten. Wie, dachte ich, ist mein Wirth vielleicht ein Prokrustes, der über Nacht mit einem Beile kommen, und mich um meine trefflichen Beine verkürzen wird, die doch noch manchen Schritt thun müssen, ehe sie in den Brandenburgischen Marken schöne Natur und geistreiche Geselligkeit finden? Ich zog mich also wie in einen Knäuel zusammen; und ich hätte dennoch, bey der Ermüdung von der Reise, eines tiefen Schlafes, dieses schönen Privilegiums der Jugend, genossen, wenn nicht eine gegen das Fenster fliegende und davon zurückprallende Eule durch ihr gräßliches Geschrei mich wiederholt aufgeweckt hätte. Auch fuhren viele Wagen vor, und die ganze Nacht hindurch schienen Gäste

anzukommen, die in dem Stockwerk über mir, hin und her polterten, die Thüren zuwarfen, überhaupt einen Lärmen verursachten, als wenn die Hexen zum Blocksberg ziehn.

Ich war also froh als der Morgen dämmerte, und ich diese Nacht überstanden hatte; ich kleidete schnell mich an, und wollte schon meinen Pilgerstab weiter setzen, als es an die Thür klopfte, und ein Bursch von etwa achtzehn Jahren in Bedientenkleidung hereintrat, in welchem man sogleich den jungen Brandenburger erkannte, denn er war kräftig, blond, blauäugig, und hatte ein rothes, gutmüthiges und kluges Gesicht. Ich soll fragen, sprach er, ob der Herr zum Frühstück und zur Morgenandacht kommen wollen?

Zum Frühstück und zur Morgenandacht? — rief ich in freudiger Ueberraschung — Ei, sehr gern, sehr gern! Denn ich muß gestehn, daß mich ein wenig hungert, und der geistigen Speise bedarf ich noch mehr als der leiblichen.

Ich weiß nur nicht, erwiederte er, indem er mich bedeutungsvoll ansah, ob dem Herrn das Frühstück und die Morgenandacht behagen wird.

Warum nicht? Ich bin leicht zufrieden gestellt. Eine Tasse Kaffee oder Thee mit einem Butterbrot; ein geistliches Lied und ein kurzer Morgensegen, das ist mir genug.

Von dem Allen, sagte er, giebt es nichts in diesem Hause.

Nun, so ist dies ja ein seltsames Haus!

Ja wohl, sprach er seufzend, ein seltsames, ein schlimmes Haus!

Höre, sagte ich, ihn bey der Hand ergreifend, willst Du mir vielleicht zu verstehn geben, daß ich hier in eine Räuberhöhle gefallen bin, wo man die Reisenden ausplündert, und auch wohl, nach Befinden, ihnen den Hals abschneidet?

Nein, antwortete er, so meinte ich es nicht; das würde auch der Gendarm, der sich in der Nähe aufhält, nicht erlauben.

Nun was meinst Du denn?

Darauf, mich immer fest ins Auge fassend, fragte er: Glaubt der Herr an Gott?

Als an meinen himmlischen Vater!

Glaubt der Herr an Christum?

Als an den eingebornen Sohn Gottes und meinen Erlöser.

Glaubt der Herr ein ewiges Leben?

Ich glaube es, und hoffe, wenn ich gestorben bin, durch das Verdienst Christi selig zu werden.

Gott sei gelobt, rief er mit Thränen, daß ich doch einmal wieder einen Menschen so reden höre, wie meine selige Mutter zu reden pflegte! Nun ich weiß, daß der Herr ein Christenmensch ist, so will ich es ihm sagen: Hier glaubt man nicht an ein ewiges Leben; hier glaubt man nicht an Christum; hier glaubt man nicht an Gott. Mein Herr sagt, er sey selbst ein Perpendikel der Gottheit.

Eine Partikel der Gottheit, willst Du wahrscheinlich sagen. Das meint also dein Herr? Weißt Du etwas mehr von ihm?

Ja, ich weiß wohl; aber es ist so gräulich, daß ich es kaum sagen mag.

Du kannst es mir vertrauen!

Einstmals, als mein Herr mit seinen Freunden bei Tische saß, da ward er aufgeräumt nach seiner Art; und sagte — ich aber hörte es, denn ich wartete auf — und sagte — doch ich kann es nicht wieder erzählen...

Erzähle, erzähle!

Er sagte also, er habe den Herrn Jesum gesehn, als dieser das Kreuz trug, und habe ihn verhöhnt, und darauf habe der Herr Jesus zu ihm gesagt: Du sollst wandeln bis ich wieder komme!

So ist ja dein Herr der ewige Jude!

Ach, sie erschrecken mich!

Wie nennt er sich?

Herr von Asver.

Asver? Richtig! Ahasverus der ewige Jude! Aber höre, fuhr ich fort, man muß gegen Jeden, und auch gegen den ewigen Juden gerecht seyn. Es ist möglich, daß er an Christum wenigstens einigermaßen glaubt; denn in dieser fast zweitausendjährigen Erhaltung seines Lebens muß er doch die Erfüllung des Fluchs erkennen, welchen der Herr über ihn ausgesprochen hat.

Er hält es aber nicht für einen Fluch, sondern für ein Glück; das widerfahre ihm weil er selbst, wie ich sagte, ein Perpendikel, oder wie der Herr es verbesserte —

Eine Partikel, fiel ich ein, das heißt: ein Stück.

Also, fuhr er fort, weil er ein Stück von der Gottheit sei. Und das hätte Jesus wissen können, auch ohne Prophet zu seyn; denn in der Todesstunde, und in der Todesangst, da ginge etwas in dem Menschen vor, ich weiß nicht, wie er's nannte, und wenn ich es wüßte, so möchte ich es nicht wiederholen, denn ich fürchte, ich könnte seine Worte wieder verdrehen.

Deine Furcht, entgegnete ich, scheint mir nicht ungegründet.

Darauf, sich mir zu Füßen werfend, rief der junge Mann: Ach Herr, retten Sie mich aus diesem Hause; retten Sie mich von meinem Herrn, der, wie Sie sagen, ein Jude, und zwar der ewige ist. Wenn hier Geister umgingen, so wollte ich bleiben; denn wenn ein Geist mir erschiene, so könnte ich sagen: Alle gute Geister loben Gott den Herrn! Und wenn er kein guter Geist wäre, so müßte er verschwinden. Ja selbst wenn Teufel hier hauseten, so wollte ich nicht davon laufen; denn einem Teufel würde ich sagen: Packe dich, Satanas, ich will nichts mit dir zu schaffen haben! Und er müßte mich ungeschoren lassen. Aber hier sind nicht einmal Geister, hier sind nicht einmal Teufel; hier ist nichts, hier ist kein Gott. Hier wird mir so entsetzlich bange; ich kann es nicht aushalten. Ich will wieder hin, wo man von Gott redet; wo man sagt: Denke an Gott; fürchte Gott!

Stehe auf, sagte ich, und erzähle mir, wie bist Du in dies Haus gekommen?

Mein Vater, so erzählte er mir nun, ist ein Schullehrer aus der Nachbarschaft; und als er einmal dem Herrn von Asver begegnete, so fragte ihn dieser, ob er wolle aufgeklärt werden. Recht gern, sagte mein Vater. Darauf gab ihm mein Herr eine kapitalistische Schullehrer Bibel.

Eine rationalistische, willst Du sagen; denn ich wette, Dein Vater hat kein besonderes Kapital daran gehabt.

Nein, versetzte er, denn er ist dadurch an seinem Glauben bankerott geworden. Nun wollte er auch mir die Aufklärung einflößen. So lange meine Mutter lebte, ging das nicht. Als sie aber gestorben war, ruhte er nicht eher, bis er mich in die Dienste des Herrn von Asver gebracht hatte. Ich sollte mich bilden, sagte er. Ich will mich aber nicht bilden; ich will davon laufen.

Wie heißest Du? fragte ich.

Er antwortete: Karl Götz.

Nenne Dich, fuhr ich fort, nicht Karl Götz; nenne Dich Lanzelot Gobbo.

Ich heiße aber, sagte er, weder Lanze, noch Loth, ich heiße Karl Götz.

Kennst Du Meister William? fragte ich.

Zu den Narrheiten, die wir damals trieben, gehörte es nämlich auch, mit jedem Bauer, Barbier oder Stiefelputzer so zu reden, als ob wir bei ihm eine genaue Bekanntschaft mit der schönen Litteratur aller Völker und aller Jahrhunderte voraussetzten.

Nein, sagte er, in dieser ganzen Gegend wohnt kein Meister, der William heißt.

Wenn Du mit dem Meister William die intime Bekanntschaft hättest, die ich Dir wünsche, und die Du erlangen mußt: so würdest Du wissen, daß Lanzelot Gobbo, der gute Lanzelot Gobbo, der ehrliche Lanzelot Gobbo, seinem Herrn, dem Juden, davon laufen will.

Das will ich ja eben auch; ich will meinem Herrn, dem Juden, davon laufen.

Deshalb sagte ich ja auch, Du solltest nicht Karl Götz, sondern Lanzelot Gobbo heißen. Höre, Lanzelot Gobbo, ich bin Bassanio, ich nehme Dich in meine Dienste. (Das war sehr gewagt, denn ich hatte kaum genug, um meinen Schneider und meinen Schuster, geschweige einen Diener, zu bezahlen.) Und nun, Lanzelot Gobbo, mache Dich fertig. Ich gehe zu Deinem Herrn. Bleib an der Thüre stehn, und merke auf das, was ich thue. Wir wollen beide fort aus diesem Hause; aber zuvor wollen wir dem Juden zeigen, welches Geistes Kinder wir sind.

Ich stieg also eine Treppe hinauf und trat in einen geräumigen Saal, wo ich die Gäste, die während der Nacht angekommen waren, versammelt fand. Es waren Alte und Junge, Geistliche und Laien, Staatsmänner und Gelehrte; manche kannte ich schon damals, andere sind mir später bekannt geworden; doch der geneigte Leser, so sehr er es wünschen mag, wird den Namen keines Einzigen von mir erfahren, denn ich habe mir alle persönlichen Anzüglichkeiten untersagt. Unter ihnen ging Ahasverus mit der Zufriedenheit eines Fluß-

gottes umher, welcher die, sich aus seiner Urne ergießenden, schwellenden Wasser betrachtet. Er war angezogen wie am gestrigen Abend; mit dem einzigen Unterschied, daß er, Statt des runden Hutes, einen rothen türkischen Fes trug, der ihm vielleicht als Schlafmütze diente, vielleicht auch ein Abzeichen seiner höheren Würde war. Er sprach mit einigen der Anwesenden, die, wie es schien, sich durch diese Auszeichnung sehr geehrt fühlten. Auch vor mir blieb er stehen, und sagte: Man ist in eine hochansehnliche Versammlung aufgenommen worden; man wird sich hoffentlich solcher Gunst nicht unwürdig zeigen. Darauf bestieg er eine kleine in dem Saale angebrachte Kanzel, und machte dem unruhigen, erwartungsvollen Schweigen, das bisher geherrscht hatte, ein Ende, indem er folgende Rede hielt.

Freunde des Lichts, oder auch des Nichts — denn wir wollen ja darthun, daß der persönliche Gott, das ewige Leben, die unsichtbare Welt, die Erlösung, die Aufopferung und Selbstverläugnung, daß dies, was Andere für Etwas halten, Nichts sei — Freunde also des Nichts oder des Lichts, ich habe euch berufen, um euch Rechenschaft abzulegen von den Erfolgen unserer Wirksamkeit, und um mit euch die Mittel zu berathen, ihr noch eine größere Ausdehnung zu geben, und manche ihr entgegenstehende Hindernisse hinwegzuräumen. Ich kann euch also zuerst durch die freudenreiche Versicherung beruhigen und trösten, daß die Grenzen unseres Reiches, wenn sie sich auch nicht bedeutend erweiterten, sich doch keinesweges enger zusammengezogen haben, und daß wir noch immer unter allen Ständen viele Freunde und Anhänger zählen. Wenn es auch scheinen möchte, als wären einige uns abtrünnig geworden, so ist dies doch nur als eine durch die Verhältnisse gebotene kluge Nachgiebigkeit, nicht als eine wirkliche Sinnesänderung zu betrachten. Die euch vorzulegenden Documente werden euch die Wahrheit meiner Versicherungen beweisen. Ich führe eine ausgebreitete Correspondenz mit angesehenen Männern in allen Theilen der Welt, und erhalte fast täglich die erfreulichsten Zeugnisse ihrer Ergebenheit. Wenn ich mich auf jedem Gebiete der Litteratur thätig und regsam erweise, so habe ich doch vornehmlich meine Bemühungen der politischen Presse zugewendet. Ich befolge hier die Maxime einer gegen

alle Maßregeln der Regierungen, gute und schlechte, systematisch geführten Opposition. Selbst die Poesie, so seltsam sie sich auch dabei gebehrden mochte, hat sich zum Dienste der Politik bequemen müssen. Für das Frauenzimmer höre ich nicht auf zu sorgen durch Romane und durch manche freisinnige Schriften, die ich in Deutschland und in Frankreich zum Theil selbst von Frauen anfertigen lasse. Nachdem ich so viel für die höheren und gebildeten Stände gethan, fühlte ich mich gedrungen für das arme gedrückte Landvolk auch etwas zu leisten; und ich habe mich vornehmlich zu diesem Zwecke in den Brandenburgischen Marken, als Rittergutsbesitzer, possessionirt. Zum Vehikel meiner Wirksamkeit habe ich die Kartoffel erwählt. Es ist bekannt, daß sie das vornehmste Nahrungsmittel des Bauern ist, welcher deshalb eine sich selbst verdauende Kartoffelmasse genannt werden könnte. Dieser Erdenfrucht, wenn sie nach meiner Anweisung gehörig gequält und gemartert wird, kann man nun aber einen trefflichen Geist entlocken, dessen überall verbreiteter, und dem Landvolk zugänglich gemachter Genuß, unter demselben die Erzeugung eines, unsern Zwecken entsprechenden Sinnes verheißt. Indessen, Geliebte in dem Licht, oder in dem Nichts, oder, wie ich euch ebenfalls nennen könnte, Nicht-Geliebte, es dürfe Keiner unter uns durch diese Erfolge sich zur Trägheit verleiten lassen. Sondern zu den außerordentlichsten Kraftäußerungen werden wir aufgefordert, durch die, wie es ebenfalls nicht zu läugnen ist, sich verbreitende Finsterniß, die in einer Schaar von Supernaturalisten, Mystikern und Pietisten, ja was noch gefährlicher ist, selbst in vielen Maßregeln der Regierungen jetzt so mächtig sich regt. Eurer Weisheit wird deshalb unter andern Gegenständen auch folgende Frage zur gründlichen Erörterung vorgelegt werden: Ob es für uns ersprießlicher sei, bei Verwerfung des christlichen Glaubens, uns den Schein aller Tugenden zu geben; oder, bei scheinbarer Annahme des Glaubens, ihn durch alle Laster, namentlich die des Ehrgeizes und des Eigennutzes, zu verunstalten. Zu diesen wichtigen Berathungen bedürfen wir sowohl der Begeisterung als einer von allen abergläubischen Dünsten freien Besonnenheit. Die Begeisterung nun, woraus könnten wir sie besser schöpfen als aus dem durch meine Kunst der Kartoffel entlockten Spiritus? Ein Gläschen von

demselben wird daher einem Jeden unter euch als gern gegebenes Frühstück dargeboten werden. Zur Beseitigung des mythischen Dunkels, welches den menschlichen Geist oft wider seinen Willen umlagert hält, wird das Leben Jesu von Strauß besonders geeignet seyn. Nach eingenommenem Frühstück wollen wir daher aus demselben einige Kapitel lesen; und darin möge unsere Morgenandacht bestehn!

Nachdem er diese Rede beendigt hatte, durchlief ein Gemurmel des Beifalls die Versammlung. Sogleich traten mehrere Diener herein, die auf großen Präsentirbrettern, in kleinen Gläsern, der Versammlung den verheißenen Kartoffelspiritus darboten. Jetzt schien mir der Augenblick zu der von mir beschlossenen Thathandlung gekommen. Als daher einer der Diener in meine Nähe kam, so führte ich mit geballter Faust gegen das Präsentirbrett einen so gewaltigen Schlag, daß die Gläser weit im Saale umherflogen, der Spiritus verschüttet ward, und einen gräulichen Gestank verbreitete.

Was soll das? rief Ahasverus herab von seiner Kanzel, die er noch nicht verlassen hatte.

Das soll es, schrie ich ihm entgegen, daß ich Dich, und Dein Frühstück, und Deine Morgenandacht verabscheue! Zum Frühstück trinke ich Kaffee oder Thee, aber nicht Spiritus; und zu meiner Morgenandacht lese ich das Leben Jesu, aber nach Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes; und nicht nach David Strauß. Alles, was ich in Deinem Hause zu leiden hatte, Hunger, kurzes Bette, Fledermäuse, Nachteulen, Menschen- und Pferdegetrampel, will ich mit Stillschweigen übergehn: aber daß Du mir zumuthest, meinen Herrn und Erlöser, Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes zu verläugnen, das ist ein verruchter Frevel, für den Gott Dich strafen möge. Ha, sehe ich nicht, wie er schon Dich straft? Sehe ich nicht, wie auf Deiner Lügenkanzel alle Gebeine Dir zittern, wie Du der Ohnmacht nahe bist? Du ein Herr von Asver? Täusche nicht die Welt mit erlogenen Namen! Man weiß, wer Du bist! Du bist kein anderer als Ahasverus; Du bist der ewige Jude! Da denkt man sich, Du seist ein Unglücklicher, der an den Herrn glaubt, und der zur Strafe der Lästerung, die er in seiner Unwissenheit an ihm beging, durch die Jahrhunderte wandelt, ohne jemals den Tod,

nach welchem er sich sehnet, zu finden. O, wenn ich einem solchen begegnete, so wollte ich ihn trösten, und ihm sagen: Fasse Muth; der Herr kommt bald, und er wird auch Dich erlösen; denn jede Lästerung gegen des Menschen Sohn kann vergeben werden. Aber ein solcher Ahasverus ist nur die Erfindung gutmüthiger Herzen. Du bist der wahre, Du Lästerer des heiligen Geistes, Du unwandelbarer Verneiner, der das Seyende leugnet, und nur das Nicht-Seyende für Wahrheit ausgiebt. Sage, Mensch, wie ist es möglich, daß Du eines solchen Lebens und Geschäftes nicht längst überdrüßig geworden bist, und daß Dich die Langeweile nicht schon vor langen Zeiten erdolcht hat? Seit zwei tausend Jahren bist Du nicht fähig gewesen, einen neuen Gedanken zu produciren; ja, seitdem Dein geliebter Sohn Voltaire gestorben ist, hast Du nicht einmac einen tauglichen Witz hervorgebracht. Man sagt Dir: die Sonnl scheint; Du antwortest: nein! Man sagt Dir: Es ist ein Gott, eine unsichtbare Welt, ein ewiges Leben; Jesus Christus ist gekommen, die Menschen zu erlösen. Du antwortest: Nein, Nein, Nein! Und dadurch meinst Du Dich geistreich zu erweisen? Wisse: das Wahre und Gute zu erkennen, und sich sein zu freuen, wo man es auch finde, bei Freunden und Feinden, bei Heiden und Christen, es seiner Hüllen zu entkleiden, und unter Gottes Beistand, ihm zu seiner Entfaltung behülflich zu seyn, das ist Geist, das ist Tugend, das ist Genie. Aber das Wahre und das Gute nirgend sehen wollen, auch da nicht, wo es am deutlichsten in die Augen springt, das ist eben so niederträchtig, als es dumm, und eben so dumm, als es niederträchtig ist. Du sollst Dein Verneinungsgeschäft fortsetzen, bis der Herr kommt, ich weiß es; aber möchten doch am Ende die Menschen, bei denen Deine Worte Anklang finden, sich vor sich selber und vor Dir entsetzen! Möchten sie Dich verabscheuen, wie den vermoderten Leichnam eines Vatermörders, der gespenstisch umhergeht, um das Licht zu verdunkeln und die Luft zu verpesten!

Diese Rede — bei welcher ich mich vielleicht zu sehr dem Zorn überließ — der Leser, selbst wenn er zu den Freunden des ewigen Juden gehören sollte, wird mich entschuldigen, denn ich war damals noch sehr jung, und hatte noch nicht gelernt, mit abnormen Per-

sönlichkeiten umzugehn — diese Rede also konnte ich nur mit Mühe und Noth zu Ende bringen; denn die Anwesenden, unter denen sie einen unbeschreiblichen Grimm erregte, und denen Ahasverus von seiner Kanzel herab wiederholt Zeichen zum Angriffe gab, drangen von allen Seiten auf mich ein, und machten Miene, sich thätlich an mir zu vergreifen; ich hatte sie nur, indem ich meinen Reiseknüttel im Kreise um mich her schwenkte, von mir entfernt halten können. Nun ersah ich mir aber einen günstigen Augenblick, und mit einem supernaturalistisch, das heißt übernatürlich, schnellen Sprunge erreichte ich die Thür, an welcher mein Diener, Lanzelot Gobbo, sich befand, der mir durch seine Geistesgegenwart in dieser Krisis ganz vorzügliche Dienste leistete. Denn kaum war ich zur Thür hinaus, so schlug er sie mit Heftigkeit zu; und da der Schlüssel zum Glück von Außen steckte, so schloß er ab, wodurch alle Ahasverus-Freunde in dem Saale eingepfercht und am Nachsetzen verhindert wurden. Wir eilten nun, ich und Lanzelot, die Treppe hinunter, und zur Hausthüre hinaus. Als wir den Hof erreicht hatten, und uns umsahen, bot sich uns ein unbeschreiblich lächerlicher Anblick dar. Denn alle Eingeschlossenen standen an den aufgerissenen Fenstern, gebärdeten sich wie Besessene, und schrien uns Verwünschungen nach. Ein junger, feuriger Mann, mit einem schönen Ziegenbarte, gelben Handschuhen und lackirten Stiefeln, den ich schon im Saale bemerkt hatte, wollte uns nachspringen; aber der zärtlich für das Leben der Seinigen besorgte Ahasverus hielt ihn, aus Furcht, er könnte beim Falle den Tod finden, am Kragen zurück. Es blieb ihnen also nichts übrig, als die ganze rationalistische, pantheistische und politisch-negative Litteratur, die, wie ich zu sagen vergaß, im Saale in großen Schränken aufgespeichert war, uns nachzuwerfen. Da wir aber schon außerhalb der Schußweite waren, so konnten die Bücher uns nicht treffen, sondern wir sahen sie, zu unserm ungemeinen Vergnügen, in eine große Mistpfütze fallen. Wir hielten uns die Seiten vor Lachen, und nachdem wir Herrn von Asver und seine Freunde noch tüchtig verhöhnt hatten, gingen wir freudig davon, indem wir uns von allen einzelnen Umständen des so glücklich vollbrachten Abentheuers unterhielten.

Lanzelot Gobbo ist seitdem in ein Schullehrer-Seminar auf-

genommen, und nachdem er daselbst die nöthige Ausbildung erlangt hatte, zu einem Schulvorsteher-Amte befördert worden, welches er jetzt mit vieler Auszeichnung verwaltet.

Achtes Kapitel.

Handelt von Ahasveri Aufenthalt in Berlin, welcher nur flüchtig abgerissen wird, da Autori, aus unschwer zu errathenden Gründen, das Mehreste im Tintenfasse stecken geblieben.

In Berlin, wo Ahasverus zuweilen erschienen ist, hat er sich durch manche Dinge sehr angesprochen gefühlt, besonders durch die glänzenden Mittags- und Abendmahlzeiten, wodurch, wie er meint, der Geist der guten Berliner heilsam deprimirt werde. Aber er hat die Kirchen besucht, und ist erstaunt gewesen, in einer jeden eine ansehnliche Versammlung zu finden. Er hat sich überzeugt, daß unter diesen vielen Kirchen keine einzige wäre, in welcher nicht das Wort von Christo, von seinem Kreuze, und von dem ewigen Leben, das er uns erworben hat, verkündigt würde. Er hat umhergehorcht in hohen und in niedern Kreisen, und er hat überall, neben einer freien Bewegung der Gedanken, Begeisterung für den König, und Ehrfurcht für die Gesetze gefunden. Da ist er hinausgegangen auf den Kreuzberg, und indem er auf die Stadt hinblickte, hat er gesprochen: Berlin, so lange du Gott und den König ehrst, habe ich mit dir nichts zu schaffen. Und hat den Staub von den Füßen geschüttelt, und ist weiter gegangen.

Neuntes Kapitel.

Von den letzten Dingen, und von Ahasveri Untergang.

Und er wird fortwandeln alle Jahrhunderte hindurch so lange die Welt steht. Immer wird er das was wahr ist, für Schein, und das was Schein ist, für wahr und wirklich erklären. Immer wird er das Hohe und Heilige verspotten, läugnen, ignoriren; und das Niedrige, das Gemeine erheben. Wenn er hört von dem jüngsten Tage und von der Zukunft des Herrn, so wird ein Schauer der Furcht ihm Mark und Gebein durchbeben. Aber sogleich wird

er sich fassen und ermuthigen. Er wird hinblicken auf die feststehende Sonne, auf seinen Leib, der in so vielen Jahrhunderten nicht gealtert ist, und sprechen: Wo ist die Verheißung seiner Zukunft? Denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibt es Alles, wie es von Anfang der Kreatur gewesen ist!

Er irret aber; denn es wird des Herrn Tag kommen als ein Dieb in der Nacht; an welchem die Himmel zergehen werden mit großem Krachen, die Elemente aber werden vor Hitze zerschmelzen, und die Erde, und alle Werke die darinnen sind, werden verbrennen. Und auch er selber wird an diesem Tage sterben.

Und der Anfang dieses Tages wird seyn wie der eines andern Tages. Die zum letzten Male aufgehende Sonne wird aufgehn in ihrer ganzen Pracht, und die Nebel vor sich hinscheuchen, die sich zur Erde niedersenken, und sich in blinkenden Tropfen an die Halme des Grases hängen. Die hohen Schneegebirge, mit ihren, seit dem Anfange der Schöpfung unberührten Kronen, werden dastehn in purpurrothem Schein, und auch die dunkeln Thäler zu ihren Füßen werden sich allmählig erhellen. Dann werden die Frommen auf Erden erwachen mit Gebet, und die Gottlosen mit Anschlägen zu neuer Missethat. Die Unglücklichen werden seufzen, daß ein neuer Tag der Leiden für sie beginnt, und nicht ahnden, daß ihnen das Ziel alles Leidens so nahe ist. Die Mütter werden zu ihren jungen Kindern gehn, die schon eine Zeit lang mit offenen Augen und lächelnd in der Wiege lagen; sie werden sie aus der Wiege heben, an ihr Herz drücken, und der Gnade des Herrn empfehlen. Das Gewerbe wird sich regen, die Straßen der Städte werden sich füllen mit Menschen. Die Landstraßen werden stäuben unter den Rädern der Wagen, und unter den Hufen der Rosse. Der Landmann wird hinausziehen auf das Feld mit seinem Gespann, und die seufzende Kreatur wird dem Menschen ihre letzten Dienste leisten.

Und es wird ein Augenblick kommen unter den Augenblicken desselbigen Tages, wo die kreisende Erde plötzlich stille stehn wird. Leicht wie die Hand des Menschen die auf dem grünen Teppich rollende Kugel aufhält, so wird die Hand des Herrn, der die Erde aus dem Nichts hervorgerufen und in ihre Bahn geworfen hat, sie aufhalten in ihrem Laufe. Und in der Erschütterung dieses Augen-

blicks werden die Meere aufbrausen und die Ströme; brausend werden sie über ihre Ufer treten und das Land bedecken. Häuser, Paläste, Kirchthürme werden wanken. Die Menschen, sei's von Furcht und Entsetzen ergriffen, sei's von froher Ahndung und Hoffnung beseelt, werden ihre Wohnungen verlassen und hinausstürzen unter das freie Dach des Himmels. Der Gatte wird seine Gattin und sein junges Kind führen; die Gattin wird ihr jüngstes Kind auf dem Arme tragen; die älteren Brüder und Schwestern werden folgen. Und plötzlich wird jene leuchtende Fackel im Blau des Himmels, die Sonne, ausgeblasen werden durch einen göttlichen Hauch, das Licht des Mondes und der Sterne wird erlöschen, und eine Zeit lang wird es auf Erden ganz finster seyn.

Dann wird das Zeichen des Herrn erscheinen in den Wolken. Ein ungeheures Kreuz ganz aus Strahlen gebildet, wird sich von der Erde in den Himmel, weit hinaus über Sonne und Sterne erheben. Und da, wo die beiden Balken des Kreuzes einander durchschneiden, da wird der Herr Jesus erscheinen, daß er als Erlöser und als Richter, die Erde vom Kreuze herab erblicken möge. Und er wird seyn angethan mit einem Königsmantel, und er wird eine Krone tragen auf seinem Haupt, und in der Hand wird er ein goldenes Zepter führen. Und er wird seyn majestätisch und holdselig anzuschaun. Und der Lichtglanz, der zuerst als ein Kreuz gestaltet war, der wird sich erweitern und einen großen lichten Kreis bilden. In der Mitte dieses Kreises wird der Herr Jesus sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, alle seine heiligen Engeln werden ihn umgeben; und alles Licht, welches der Welt leuchtet, wird fortan nur ausgehn von dem Herrn ganz allein.

Und die Schauer eines übermäßigen Entzückens werden alle Gläubigen ergreifen. Die Mütter werden ihre kleinen Kinder auf ihren Armen emporheben in die Luft, dem Herrn entgegen, und werden zu ihnen sprechen: Sieh', das ist der Herr auf den du getauft bist, und von dem dir deine Mutter erzählt hat. Und die emporgehobenen Kinder werden ihre Arme ausstrecken nach dem Herrn, wie sie jetzt die Arme ausstrecken, um nach den bunten Farben des Regenbogens zu greifen. Die Gatten werden einander in die Arme sinken, und sich freuen, daß ihr Wunsch erfüllt, und daß

es ihnen gewährt sei, beide zugleich die Erde zu verlassen. Und unter den Schaaren der Gläubigen wird sich ein Jauchzen erheben vom Aufgang bis zum Niedergang, und werden rufen: Hosianna, gelobt sei der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe! Preis, Anbetung, Macht, Ehre und Herrlichkeit sei ihm, der da kommt sein Volk zu erlösen, und es aufzunehmen in sein himmlisches Reich! — Aber unter den Feinden des Herrn wird sich ein Geheul der Angst verbreiten vom Aufgang bis zum Niedergang; denn sie werden es nun sehen mit ihren Augen, daß Er der Allmächtige ist, und werden vergehen vor Furcht und vor dem Warten der Dinge die da geschehen sollen im Himmel und auf Erden. Und Ahasverus, der ewige Jude, wird emporblicken zum Himmel, er wird den Herrn gewahr werden, und in ihm eben denjenigen erkennen, den er früher in Jerusalem gesehen hatte. Und eine ungeheure Angst wird ihn ergreifen; er wird rufen: Wehe mir! Denn nun ist der Herr dennoch gekommen, und sein jüngster Tag ist erschienen! Wehe mir, daß ich nun auch sterben muß! — Und es wird ihm Kraft gegeben werden, alle Städte und Länder zu durchlaufen, und wo er nur Menschen sieht, wird er brüllend ihnen zurufen: Wehe mir! Denn nun ist der Herr dennoch gekommen, und sein jüngster Tag ist erschienen. Wehe mir, daß ich nun auch sterben muß!

Und die Seelen aller Derer, die von Anfang an die Erde bewohnten, und die nun schon längst in verklärter Gestalt den Himmel bewohnt haben, sie werden auf die Erde herabkommen und sich an die Orte begeben, wo der Staub, der ihnen sonst gehörte, aufbewahrt wird. Die Engel, die Wächter der Gräber, werden zu ihnen sprechen: Siehe! wir haben euern Staub die Jahrtausende hindurch bewacht. Bald wird er sich erregen, neu belebt durch das schaffende Wort des Herrn; gleich einer schimmernden Wolke wird er hervorschweben aus dem Grabe, wird euch umwallen, euch bekleiden und euch schmücken, und schöner als ihr vom Himmel kamt, werdet ihr in den Himmel zurückkehren! — Und die Seelen werden sprechen: Gepriesen sei der Herr! Seine Gnade ist unermeßlich! Er hat dem Tode die Macht genommen, und das Leben und ein unvergängliches Wesen an das Licht gebracht! Und er will daß der ganze Mensch

der Gewalt des Todes entrissen, und nach Leib und Seele wieder hergestellt werde! — Und also werden sich die Engel und die Seelen mit einander unterreden.

Und wird geschehen zu derselbigen Zeit, daß ein blinder alter Mann wird anbeten bei den Gräbern der Seinigen. Und wird sprechen: O Herr, ich kniee hier bei dem Grabe meiner Gattin, und neben demselben ist die Stätte die ich bestimmt habe mein irdisches Theil zu empfangen: und sie ist noch immer leer geblieben! Weiter hin sind die Gräber meiner Kinder und meiner Kindeskinder; sie alle sind mir vorangegangen; sie alle hast Du schon aufgenommen in Dein himmlisches Reich: aber ich wandle noch immer hier auf Erden! Ach Herr, ich habe Lust abzuscheiden und bei Dir zu seyn, was auch viel besser wäre! Herr Jesu, der Du versprochen hast zu kommen, komme bald und erlöse mich! — Und während er also betet, wird es ihm seyn, als höre er das Gelispel des Frühlingswindes in den Zweigen der Blüthenbäume, welche die Gräber beschatten; aber es ist nicht das Gelispel des Frühlingswindes, sondern es ist das Gelispel der Reden, welche die Engel mit den Seelen der Seinigen führen. Und plötzlich werden ihm die Augen aufgethan werden; und er selber wird dastehn umgewandelt und verklärt; und vor ihm, an eben dem Orte, wo er sie so oft beweint hatte, werden seine Gattin, und seine Kinder, und seine Kindeskinder, dastehn in himmlischer Schönheit. Und er wird seine Augen erheben zum Himmel, und da wird er nicht mehr die Sonne erblicken, sondern den Herrn Jesum, der den ganzen Himmel mit seiner Herrlichkeit erfüllt. Und die Freude desselbigen alten Mannes wird groß seyn.

Und vier Engel werden am Himmel hervortreten mit ihren Posaunen, und werden die Posaunen blasen nach Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht. Und Diejenigen, die denselben Tag erlebt haben auf Erden, und ohne zu sterben umgewandelt sind; so wie die Gestorbenen, die auf die Erde herabkamen, auf daß sie mit dem verklärten Staube aus ihren Gräbern wieder überkleidet würden — diese alle werden, beim Klang der Posaunen, die Erde verlassen, und sich erheben, dem Herrn entgegen in die Luft.

Und die Erde wird von ihren Bewohnern verlassen, und selbst

ihre Gräber werden leer seyn. Durch die weit geöffneten Thüren der Häuser, Paläste und Kirchen wird Keiner weder eingehen noch ausgehn. Die Kronen werden liegen auf seidenen Kissen, und Keiner wird sie bewachen. Die Goldstücke werden liegen in der eisernen Truhe, und Keiner wird die Hand danach ausstrecken. Die Kleinodien und Gewänder werden liegen in dem Schranke, und Keiner wird sich damit schmücken. Man könnte die ganze Erde durchreisen, und man würde keinen Laut einer menschlichen Stimme auf ihr vernehmen. Wie es jetzt stille ist im Zimmer wo ein Sterbender liegt, so daß man die leisen Fußtritte des Todes zu hören glaubt, der seinem Bette naht: so wird es auch dann stille seyn auf der sterbenden Erde, und nur die Zerstörung, der sie geweiht ist, wird mit großen, leisen Schritten auf ihr umhergehn, und aus ihren Schlünden die Flammen hervorrufen, in denen auch sie soll erneut und wiedergeboren werden.

Aber Ahasverus, der ewige Jude, wird ganz allein zurückbleiben auf der Erde, nachdem schon ihre Häuser von allen ihren Bewohnern, und selbst ihre Gräber von dem Staube, den sie bewahrten, ausgeleert sind. Mit gesenktem Blicke, um nicht zu sehen was geschieht im Himmel und auf Erden, und mit entsetzlicher Eil wird er fliehen von einem Orte zum andern, und wird den Gipfel eines hohen Berges erklimmen. Dort wird er sich hinwerfen auf sein Angesicht, und die Arme ausstrecken, um die Erde, die unter ihm schwindet, damit zu umfassen. Die Adler werden mit ausgebreiteten Flügeln um ihn her langsam ihre Kreise ziehen; die Gemsen der Berge werden mit unschuldigen, klugen Augen zum Himmel emporblicken, und werden den Lebensodem wittern, der sie anweht; die Kreatur wird sich freuen, daß auch sie frei werden soll von dem Dienste des vergänglichen Wesens. Aber Ahasverus, der ewige Jude, wird liegen auf dem Boden, und wünschen vernichtet zu werden.

Und ein Engel wird hervortreten, er wird hinweisen auf Ahasverus, den ewigen Juden, und wird sprechen zu den Seligen und zu den Verdammten: Sehet da einen Menschen, der von der ersten Zukunft des Herrn bis zu seiner letzten gelebt hat. Und ob ihm gleich die Zeit der Buße und der Gnade stets verlängert ward, so

hat er doch nicht Buße gethan, weil er meinte, in so vielen Tausend Jahren keine einzige Sünde begangen zu haben. — Und die Seligen nicht nur, sondern auch die Verdammten werden erstaunen über den Wahnsinn des Ahasverus.

Nun wird Ahasverus anfangen zu sterben. Und wenn er sich im Sterben bekehrt, so wird der Herr, dessen Barmherzigkeit unendlich ist, ihn dennoch verschonen. Wenn er sich aber nicht bekehrt, so wird er hinuntergestürzt werden in die untersten Tiefen der Hölle; und er, der bessere Lehrer verschmähte, wird daselbst von dem Satan belehrt werden, daß es einen Gott giebt, der sich nicht spotten läßt.

hat er doch nicht Ruhe gehabt, weil er meinte, ist so vielen Tausend Jahren keine einzige Sünde begangen zu haben — Und die Seligen nicht nur; sondern auch die Verdammten werden erstaunen über den Starrsinn des Ahasverus.

Nun wird Ahasverus anfangen zu sterben. Und wenn er sich im Sterben bekehrt, so wird der Herr, dessen Barmherzigkeit unendlich ist, ihm dennoch verzeihen. Wenn er sich aber nicht bekehrt, so wird er unwiederruflich stürzen in die untersten Tiefen der Hölle; und er, der ärgste Feind der Menschheit, wird entsetzt von dem Satan selbst werden, daß es einen Gott giebt, der sich nicht spotten läßt.

Briefe

an

einen Nicht=Existirenden.

1843.

I.

Wer der Adressat eigentlich sei?

Da ich die Absicht habe eine Sammlung Briefe an Euer rc. herauszugeben, so ist wohl nichts angemessener, als daß ich Sie zuvor frage: Wer Sie denn eigentlich sind?

Sind Sie jung oder alt, Mann oder Frau? Sind Sie, wenn Sie ein Mann seyn sollten, vielleicht einer meiner Amtsbrüder auf dem Lande, oder ein Geheimerath in Berlin, oder ein englischer Lord, oder ein spanischer Grande? Im Fall Sie ein Frauenzimmer seyn sollten, sind Sie vielleicht ein kunstliebendes Fräulein, eine gebildete Geheimeräthin, eine geistreiche Gräfin, eine berühmte Schriftstellerin; wären Sie vielleicht George Sand?

Sie sind nichts von dem Allem was ich mir bisher aus der Muthmaßung anzuführen die Freiheit nahm, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Sie überhaupt nicht existiren, weil Sie gar nicht vorhanden sind. Diese Nicht-Existenz von Ihrer Seite ist für mich ein großer Gewinn; denn wenn Sie in die Schranken des Daseyns getreten wären, so müßte ich mich auch, der Angemessenheit wegen, in meinen Mittheilungen beschränken; in dem gegenwärtigen glücklichen Falle dagegen, können diese schrankenlos seyn wie der Ocean.

Ich habe mir bereits, Behufs unserer Correspondenz, das was das Nöthigste ist, gutes Papier, Stahlfedern und fließende Tinte angeschafft. Sie werden, Verehrtester, viel Briefe von mir erhalten, doch stets portofrei; Sie haben nicht einmal die Mühe sie zu lesen; mit Antworten brauchen Sie sich auch nicht zu beschweren. Sonst verhält es sich oft umgekehrt mit mir: ich empfange nämlich zuweilen Briefe die ich nicht beantworte.

Da Sie nicht existiren, so wird es mir sehr leicht, Sie zu versichern, was mir gegen wirkliche Personen zuweilen so schwer aus der Feder fließt, daß ich mit aufrichtiger Verehrung bin

Ihr ganz gehorsamster
ꝛc. ꝛc.

II.

Ein Morgen und Abend.

Ich komme Ihren Wünschen zuvor, indem ich Ihnen erzähle wie ich den gestrigen Tag zugebracht habe.

Am Morgen vor dem Frühstück, las ich das zwei und zwanzigste Kapitel des Matthäus. Sie wissen aus eigenem fleißigen Bibellesen, daß sich in diesem Kapitel die furchtbar schöne Parabel von dem hochzeitlichen Kleide befindet. Da machte ich mir denn recht ernsthafte Gedanken darüber, wie es mit meinem hochzeitlichen Kleide stehen möchte?

Am Abend, da ich meine Geschäfte beendigt hatte, griff ich nach meinem griechischen Neuen Testamente. Es ist dasselbe Exemplar, in welchem mein Vater so viel gelesen, und welches er fast verbraucht hat. Ich schlug die Epistel an die Römer auf. Da wohnt also der Apostel in Corinth, und freut sich der wachsenden Gemeine. Phöbe, die Diakonissin von Kenchreä, reiset nach Rom. Der Geist treibet den Apostel ihr einen Brief mitzugeben für die Gemeine in der Hauptstadt der Welt. Er hat sie nie gesehn, diese Gemeine, hat aber so viel von ihr gehört. Er fängt an zu dictiren; er geräth in Begeisterung; riesenhaft wachsen ihm die Gedanken; in solcher Klarheit, solchem Umfang hat er selber noch nie das Geheimniß der Erlösung geschaut; er schreibt an die Gemeine in der Hauptstadt der Welt einen weltüberwindenden Brief. Wie dankte ich Gott daß ich griechisch verstehe! Das ist ein Feuerstrom der Gedanken, durch den man von einem Kapitel zum andern fortgerissen wird, bis das Staunen an die Stelle der Entzückung tritt, und man überwältigt und betäubt, hinstarrt auf die neue Welt die sich um uns her gebildet hat. Das unwiderstehlich Hinreißende,

Feurige des griechischen Originals ist aus Luthers Uebersetzung verschwunden; sie ist in dieser Beziehung wirklich eine Uebersetzung

Vor dem Schlafengehn las ich noch einige Kapitel aus Scupoli's Geistlichem Kampf, den Franz von Sales immer in der pochette de son habit zu tragen pflegte. Ich fand den Gedanken, daß man sich zu jeder Zeit immer nur vornehmlich in Einer Tugend üben müsse. Dies kam mir zuerst verdächtig vor; dann erkannte ich aber, daß es durchaus unbedenklich ist, indem ja alle Tugenden Schwestern sind, und das was die Eine gewinnt, auch den andern zu Gute kommt. Ich möchte nur hinzusetzen, daß die Wahl der Tugend, in welcher man sich gerade vornehmlich üben will, nicht nach eigenem Gutdünken, sondern auf einen besondern Antrieb des Geistes geschehen muß. Denn der Geist giebt zuweilen ganz besonders Licht und Kraft um eine solche einzelne Richtung zu verfolgen. Dabei gedachte ich, daß ich über die Erhaltung des innern Friedens seit einiger Zeit ganz neue Entdeckungen gemacht habe, die ich Ihnen künftig bei Gelegenheit mittheilen will.

III.

Potsdam.

Eure Excellenz mögen vielleicht diesen Sommer zu manchen kleinen Excursionen benutzt haben, vielleicht nach Jerusalem, nach Calcutta, nach Brasilien oder nach dem Nordpol. Ich habe auch eine kleine Reise gemacht, von Berlin nach Potsdam, ein Weg, den man auf der Eisenbahn in drei Viertel Stunden zurücklegt.

Sie kennen Sans-souci; Sie denken sich gewiß Oben auf der Terrasse den alten Fritz, schon etwas gebeugt vom Alter, mit dem dreieckigen Hut, dem Krückstock und den Windspielen. Sie bewundern ihn, ich auch. Und doch danke ich Gott, daß ich nicht unter seiner Regierung, sondern unter dem Zepter Friedrich Wilhelm's III., und IV., gelebt habe und noch lebe.

Wären Sie mißmüthig gestimmt, so müßten Sie nach Charlottenhof gehen. Das wirkt wie ein reizendes Zaubermährchen.

Wer dies angelegt hat, denkt man, der muß ein freundliches, liebreiches Herz haben. Er muß auch, fügt man bald hinzu, eine reiche Phantasie, viel Geschmack und Kunstkenntniß besitzen. Das Alles schadet nicht, wenn es zu dem guten Herzen hinzukommt. Bei dem Besehen anderer Paläste wird Einem so öde zu Muthe; es ist als wenn man das ganze Gebäude auf dem Herzen zu tragen hätte. Hier wird das Herz so leicht! Dort frühstückt oft der König und die Königin. Nun, da sitzen Mann und Frau zusammen, die vielleicht im ganzen Lande die besten Eheleute sind.

Es war ziemlich heiß; des Morgens arbeitete ich trotz der Hitze, und es ging erträglich. Des Abends fuhren wir aus. Da ging es denn gewöhnlich durch die ziemlich lange Berliner Vorstadt. Bald wehte uns von der Havel frische Luft entgegen. Wir sahen schon links, jenseits der Havel, dicht daran gelegen, die kleine allerliebste Kirche von Sakrow, mit dem Säulengange rings umher und dem einzeln liegenden Glockenthurm. Rechts erschien uns am Abhange des Babertberges, das Lustschloß des Prinzen von Preußen, und seine Parkanlagen, welche die schönsten in der ganzen Umgegend zu werden versprechen. Nun ging es über die Havelbrücke, und dann bogen wir links ein, auf den Weg zwischen der Havel und dem Park des Prinzen Karl, mit allen seinen schönen Gebäuden. Ich saß unter den Meinigen, oft ohne Gedanken, ohne Gefühle, aber ganz selig. Was will ein Vater hier mehr auf Erden, wenn er neben sich seine Tochter, und gegen über seinen Sohn hat?

IV.

Der Gläubling.

Sie werden, denke ich, mit mir darin übereinstimmen, daß es unter den Christen drei Klassen giebt: die Ungläubigen, die Gläubigen und Diejenigen, die man mit verschiedenen Namen nennt, für welche ich aber den Namen Gläublinge erfunden habe. Wie in Betreff dieser Eintheilung, so werden wir uns leicht in Betreff des Unterschiedes zwischen den Gläubigen und den Gläublingen verei-

nigen. Der Gläubige hat seinen Glauben für Gott und für sich, und trägt ihn nicht zur Schau, wie ja auch der Herr seine Gottheit nicht zur Schau getragen hat: der Gläubling trägt seinen Glauben, wie ein Ordensband im Knopfloche, so daß er sogleich von Allen bemerkt werden kann. Der Gläubige hält Jeden für gläubig der ihm nicht bestimmt gesagt hat, daß er ungläubig sei: der Gläubling präsumirt bei einem Jeden den Unglauben, und läßt nur wenige Ausnahmen gelten. Der Gläubige hebt zwischen sich und Anderen das Uebereinstimmende, der Gläubling hebt das Abweichende in den Religions-Ansichten hervor; er verzeiht keine verschiedene Meinung, nicht einmal den Gebrauch eines andern Wortes. Der Gläubige hat alle Tugenden eines rechtschaffenen Weltmannes, die bei ihm durch Liebe geheiligt werden; er ist bereit zu dienen, sich aufzuopfern, und hat für sich selbst nur bescheidene Wünsche. Wenn von dem Gläubling die Ausübung solcher Tugenden gefordert wird, so pflegt er schlecht in der Probe zu bestehn.

Man hatte einmal ein Kind mit einem Lichte nach einem entfernten Zimmer des Hauses geschickt; das Kind, anstatt das Licht mit vorgestreckter Hand zu halten, berührte mit der Flamme seine Kleidung, und wäre verbrannt, wenn nicht noch zur rechten Zeit Hülfe gekommen wäre. Diesem Kinde sind die Gläublinge ähnlich; sie bedienen sich nicht der Fackel des Glaubens um von ihr auf den rechten Weg der göttlichen Gebote geleitet zu werden; sie machen, ich weiß nicht welche Experimente, um sich dadurch in ein Feuer zu versetzen, woran sie oft zu Grunde gehn. Bei der Aufnahme des Glaubens in das Herz scheint es mir von unbeschreiblicher Wichtigkeit zu seyn, daß man ihn sogleich als eine heiligende Kraft auf sich wirken lasse. Wenn man das nicht thut — wissen Sie was dann geschieht? Kommen Sie her, ich will es Ihnen ins Ohr sagen, es ist ein Geheimniß. Man wird alsdann durch den Glauben nicht besser, sondern — schlechter.

Da ich mich über alle Dinge in der Welt mit Ihnen zu unterhalten gedenke, so werden Sie es wohl natürlich finden, daß ich gleich zu Anfang einen so wichtigen Gegenstand berührt habe. Ich würde gern einer zustimmenden, oder berichtigenden Antwort entgegensehn; aber da fällt es mir schmerzlich auf's Herz, daß Sie, mein

Theuerster, nicht existiren und daß ich also eine solche Hoffnung aufgeben muß. Es hat mit Ihnen eine seltsame Bewandniß. Indem ich Sie anrede, werden Sie von mir als seyend gesetzt; aber dieses Daseyn hebe ich wieder auf durch die Behauptung Ihrer Nicht-Existenz. Sollte nicht endlich vielleicht die Position die Negation überwinden? Wären Sie nicht am Ende doch etwas? Vielleicht mein eigener Doppelgänger? Doch über solche Dinge muß man nicht grübeln; man könnte ganz confus werden.

Der ich mich hochachtungsvoll nenne
Eurer Wohlgeboren

ganz ergebenster
2c. 2c.

V.

Der innere Friede.

In einem meiner ersten Briefe theilte ich Ihnen mit, daß mir vor Kurzem über die Bewahrung des inneren Friedens ein Licht aufgegangen wäre. Sie sind gewiß sehr begierig nach meinen Entdeckungen, um sie mit Ihren eigenen Erfahrungen zu vergleichen. Ich säume daher nicht Ihre Neugier zu befriedigen.

Ich setze als etwas Bekanntes voraus, daß nur überhaupt bei Dem welcher an Christum glaubt, von innerem Frieden die Rede seyn kann. Großer Gott! Wie wäre es möglich den aus dem Abgrund des Innern, wie aus dem Krater eines Vulkans, unaufhörlich hervorsteigenden Lavastrom der Angst und der Sorge zu dämpfen und zurückzudrängen, wenn man nicht die völlige Gewißheit hat, daß alle Sünden vergeben sind, daß eine göttliche, unsichtbare Hand uns väterlich leitet?

Ferner wird es Ihnen eben so gut bekannt seyn als mir, daß der Glaube dann vornehmlich anfängt uns Frieden zu gewähren, wenn er uns in die Gemeinschaft mit Christo versetzt, und uns seine Nähe lebhaft fühlen läßt. Nur ein unaufhörliches Gespräch mit ihm kann die stets erwachende Unruhe beschwichtigen; nur seine

Arme können uns wahrhaft umfriedigen; und bei jedem Schrecken müssen wir uns an seine Brust werfen, wie das Kind stets sich in die Arme der nahen Mutter wirft.

Doch selbst auf diesem Standpunkte wird das innere Leben noch oft einem bangen, unruhvollen Wechsel ausgesetzt seyn. Hier nun beginnen meine Entdeckungen; sie betreffen die Ursach dieses Wechsels, und die Mittel demselben vorzubeugen. Die Ursach finde ich nun — sollten Sie es glauben? — in nichts Anderem als in den frohen, wohlthuenden Empfindungen, und in dem seltsamen psychologischen Gesetze, daß die frohen Gefühle immer sehr schnell in traurige umschlagen. Das Mittel daher diesem Wechsel und dieser Störung des Friedens zu entgehn, würde seyn — so wunderlich es auch klingen mag — die wohlthuenden Gefühle zurückzuweisen.

Dies würde jedoch nicht von allen wohlthuenden Gefühlen gelten. Wer so glücklich ist aus dem Wohlergehn seiner Brüder, aus ihrem irdischen und geistigen Gedeihn, ohne den mindesten Rückblick auf sich selbst, Freude zu schöpfen — der kann sich derselben getrost überlassen; sein innerer Friede wird nie dadurch beeinträchtiget werden. Die Gefahr beginnt erst, wenn die freudigen Gefühle durch eine Beziehung auf uns selbst entstanden sind. Es ist uns etwas Gutes gelungen; wir haben ein Lob eingeerntet, wir freuen uns darüber; und wie, sollte diese Freude nicht unschuldig, nicht erlaubt seyn? Darüber will ich nicht streiten. Ich behaupte nur, so unschuldig, so erlaubt sie auch seyn mag, sie wird nicht dauern: sie wird nach kurzer Zeit in die entgegengesetzten Schmerzen übergegangen seyn. Wollen wir diese vermeiden, so müssen wir auch jenen Freuden uns nicht hingeben.

Ich gehe noch weiter und ich dehne meine Bemerkung und meinen Grundsatz sogar auf die lebhaften Rührungen und Entzückungen der Andacht aus. Wer diese kennt, dem wird auch eine tiefe geistige Niedergeschlagenheit nicht unbekannt seyn; gestern wußte er sich vor inneren Entzücken kaum zu lassen; heute ist er in eine bodenlose Schwermuth versunken. Solche frohe Erhebungen der Andacht wird man nun noch weniger als jede andere unschuldige und erlaubte Freude, bedenklich finden, und doch sollte man ihnen mißtrauen; vielleicht deshalb weil sie eine persönliche, natürliche Bei-

mischung haben; und weil die Natur und die Persönlichkeit sich mit Nichts mischen kann, ohne es einigermaßen zu trüben.

Ich weiß nicht, was Sie zu diesen Behauptungen sagen werden. Die Mehrsten würden mich vielleicht beschuldigen, eine alles innere Leben ertödtende Gefühllosigkeit zu lehren. Diesen kann ich nur erwiedern: Versucht es; und ihr werdet finden, daß euer inneres Leben nicht dabei zu Grunde geht, und daß ihr eure Kräfte bewahrt, die der Wechsel von Freude und Schmerz zersplittert und aufzehrt.

Und wie verhält es sich nun mit den schmerzlichen Empfindungen; muß man auch diese vermeiden? Allerdings, so bald es nämlich nicht Gottes ausdrücklicher Wille ist, daß unser Herz ihnen geöffnet seyn soll. Gott will daß wir stets mit den Weinenden weinen, daß wir stets über unsere Sünden trauern; dies muß also durchaus geschehn; und ich habe noch nie bemerkt daß durch solche Schmerzen der Friede des Innern wäre gestört worden. Um ihn zu erhalten und zu bewahren sind vielmehr die Schmerzen der Buße ein besonders gesegnetes Mittel; denn bei den Gläubigen gehn sie bald über in das selige Gefühl der Begnadigung; und dies verbindet sich denn immer mit großer Demuth, dieser nothwendigen Grundlage des Friedens.

Noch Eins! Es geschieht wohl daß man zur Unterdrückung der Sorge und Angst nicht sogleich in dem Gebete die erwartete Hülfe findet. Da wird denn eine kleine Zerstreuung sehr wohlthätig wirken. Und welche? Vielleicht der Besuch des Theaters oder einer muntern Gesellschaft! Nein, der Besuch eines Unglücklichen, um ihn mit einem Herzen, das vielleicht stärker blutet als das seinige, zu trösten; der Besuch von einer jener Stätten des Elends, wo Arme und Kranke schmachten, um ihnen eine kleine Hülfe zu bringen. Das pflegt schnell zu wirken; und gewöhnlich erweiset uns Gott sehr bald das Erbarmen, das wir Anderen erwiesen haben.

VI.

Euripides.

Es wird Ihnen aus den öffentlichen Blättern bekannt geworden seyn, daß auf Befehl unsers Königs, die Medea des Euripides auf dem Theater des neuen Schlosses aufgeführt worden. Wenn Sie überhaupt leben, so haben Sie vielleicht der Vorstellung beigewohnt. Ich nicht, obgleich ich in Potsdam war; seit zwanzig Jahren besuche ich kein Theater. Aber etwas geistig Erregendes hat dennoch dies Bühnen-Ereigniß für mich gehabt, denn ich halte die Tragödie für den Gipfel der Poesie, und ich glaube daß die Griechen die wahre Tragödie besessen haben, die uns in neuster Zeit abhanden gekommen ist, nämlich diejenige, welche die menschlichen Angelegenheiten darstellt in ihrer Berührung mit der höhern unsichtbaren Ordnung welche alle Dinge leitet. Schon früher war des Sophokles Antigone dargestellt worden, und man muß wohl zugeben, daß die Antigone höher steht als die Medea, daß sie sich in einem Kreise von edleren Gesinnungen bewegt; und es war den Zuschauern nicht schwer geworden mit der Pietät der Schwester für den verstorbenen Bruder zu sympathisiren. Mit der Rache der Medea fehlte diese Sympathie; deshalb hat man sich weniger befriedigt gefühlt. Nun frage ich Sie aber: Wenn wir verlangen mit den Personen der Tragödie zu sympathisiren, befinden wir uns da auf einem Standpunkte, von welchem ein wahres Kunsturtheil gefällt werden kann? Werden wir nicht am Ende lauter edle Menschen, mit einigen Bösewichtern zur Folie, in der Tragödie sehen wollen? Werden wir nicht die Tragödie verhindern, ihre wahre Höhe zu erreichen, wo sie uns die unsichtbare Welt eröffnet, und uns mit den Gefühlen eines heiligen Schauers hineinblicken läßt?

Und welches wäre denn das Gesetz der unsichtbaren Welt, das uns die Medea zur Anschauung bringt? Es scheint mir dieses zu seyn, daß aus dem Bösen das Böse in beständiger Steigerung hervorgeht. Was gebührt der Medea anders für die Verbrechen, wodurch sie ihre Verbindung mit dem Jason besiegelt hat, als von ihm verlassen zu werden? Und doch, daß Jason die Medea, die aus Liebe zu ihm so viele Verbrechen beging, daß er diese, nicht etwa

aus irgend einer Leidenschaft, sondern mit einer gänzlichen Gleichgültigkeit, die allen klugen Berechnungen Raum läßt, beleidigt und von sich stößt — das ist auch wieder von seiner Seite ein entsetzliches Unrecht. Er wird dafür gestraft durch den Verlust seiner Braut, mit welcher er das neue Verhältniß eingehn wollte, durch die Ermordung der Kinder die Medea ihm geboren hatte, und die sein Herz an sie hätten fesseln sollen. Doch wir werden uns noch zu einem höhern Standpunkt erheben müssen. Die eisige Kälte des Jason gegen Medea wird dadurch am furchtbarsten gestraft, daß sie für diese Barbarin eine Versuchung wird, die gräßlichsten Verbrechen zu begehn. Kennen Sie in der That eine fürchterlichere Strafe, als die Unthat eines Andern, zu welcher man ihn durch ein Unrecht reizte, verschuldet zu haben? Daß hier ein blitzender, zerschmetternder Lichtstrahl aus einer höhern Welt hervorbricht, kann wohl nicht geleugnet werden; aber wir sind weichlich, und mögen solche Blitze nicht sehn.

VII.

Wieder Euripides.

Wie preise ich den Euripides glücklich wegen seiner schwärmerischen Begeisterung für Athen! Dies war das allgemein herrschende Gefühl bei den Athenern, und die Tragiker ergreifen jede Gelegenheit um es auszusprechen; aber ich weiß nicht ob es jemals mit einer solchen Innigkeit geschehn ist, wie von dem Euripides in einem Chore der Medea. Aegeus, zurückkehrend von dem Delphischen Orakel, hat durch Medea das ihr zugefügte Unrecht erfahren, und hat ihr einen Zufluchtsort in Athen versprochen. Indessen befestigt sich nur in ihr der Entschluß zur Ermordung ihrer Kinder, und sie hat ihn dem Chore mitgetheilt. Aus diesem Gewirre barbarischer Gräuel blickt nun der Chor hinüber nach Athen, das ihm in glänzender, reiner und heiterer Lichtgestalt erscheint.

O lesen Sie doch diese Verse! Sie sind selbst von lichter, klarer, süßer Schönheit. Seit einigen Tagen klingen sie mir unauf-

hörlich in die Ohren, und sie haben mir keine Ruhe gelassen, bis ich versucht habe, den Anfang davon nicht zu übersetzen, sondern etwas daraus zu machen, das ich wünschte von Deutschland sagen zu können.

O des Erechtheus glückselige Söhne,
Die ihr das Land der Freiheit bewohnt,
Wo in dem Glanze der ewigen Schöne,
Hochgerühmet die Weisheit thront!

Immer mit ihren unsterblichen Früchten
Nährt ihr begierig den trunkenen Sinn;
Immer fließt, wie im klaren und lichten
Aether, der Strom eures Lebens dahin.

Dies wünschte ich auch von Deutschland sagen zu können. Darf ich es; darf ich von den Deutschen sagen:

Stets mit der Weisheit unsterblichen Früchten
Nährt ihr begierig den trunkenen Sinn;
Immer fließt, wie im klaren und lichten
Aether, der Strom eures Lebens dahin?

Es soll, sagt man, so viel Intelligenz unter den Deutschen seyn; aber den klaren und lichten Aether den sehe ich nicht; ich sehe nur mancherlei Lebensrichtungen, von welchen einige recht dunkel und trübe sind, die sich durchkreuzen und bekämpfen. Ich sehe keinen Einklang, keine Hingebung an ein gemeinschaftliches großes Streben; alles fällt in viele vereinzelte Bestrebungen aus einander. Dabei sind die Menschen voll von persönlichen Leidenschaften, die ihnen den freien, uneigennützigen Verkehr mit der Wahrheit und unter einander nicht gestatten; voll von Rücksichten, die ihnen nicht erlauben das auszusprechen, was sie etwa denken möchten.

Doch sehn Sie, wie undankbar, wie thöricht ich bin! Was suche ich in einer sichtbaren Ordnung der Dinge, diesen reinen Aether, diese unsterblichen Früchte der Weisheit, die in einer geistigen sich mir darbieten? Die unsterblichen Früchte der Weisheit, das sind die, welche Christus vom Baume des Lebens gebrochen hat, und womit er uns nährt. Der reine und lichte Aether, worin unser

Leben, so bald wir es wollen, dahin fließen kann, das ist die Gemeinschaft mit ihm. So entschädigt mich der Umgang mit dem Herrn überschwänglich für das was ich im Umgang mit den Menschen entbehre. Was mir noch fehlt, was oft ein seufzendes Verlangen in mir erweckt, das wird mir auch nicht für immer entgehn, das werde ich finden, freilich an keinem Orte der Erde, aber in der ewigen Stadt Gottes, von der ich nicht mehr entfernt bin, und der ich mit jedem Schritte mich nahe. Dort wird, nicht wahr, in einem höhern Sinne als den Athenern, den Seligen zugerufen werden können:

Stets mit der Weisheit unsterblichen Früchten
Nährt ihr begierig den trunkenen Sinn;
Immer fließt in dem reinen und lichten
Aether, der Strom eures Lebens dahin.

VIII.

Noch einmal Euripides.

Euripides, sagt man, sei von Hunden zerrissen worden. Nicht von Hunden, nicht von unberufenen Kritikern, nein, von den einsichtsvollsten, gelehrtesten Kennern des Alterthums ist sein Ruf in neuerer Zeit zerrissen worden. Und man muß bekennen, daß er diese Züchtigung in Betreff mancher seiner Stücke, namentlich der Elektra — denn was ist diese für ein lächerliches Produkt! — wohl verdient. Aber er ist ein seltsamer Mensch dieser Euripides! So tief er zuweilen sinkt, so hoch kann er ein anderes Mal sich erheben. War er nicht ein Freund des Socrates? Hat er nicht die Schriften des Anaxagores verschlungen? Ward er nicht von den Alten gerühmt? Hat nicht Aristoteles für ihn ein Zeugniß abgelegt? Wenn Aristophanes ihn verspottet, so darf dies seinem Ruhme wohl eben so wenig schaden, als es dem Ruhme des Socrates schadet, daß jener närrische Kauz sich über ihn lustig gemacht hat. Aristophanes konnte sich eben so wenig in den Socrates finden als in den Euripides. Sehn Sie was ich da Alles aus dem Alterthum beibringe!

Fahre ich so fort, so werden Sie mich fast, was noch Keinem begegnet ist, für einen Gelehrten halten! Doch Sie sollen durch mich nicht erfahren, was Andere vom Euripides gesagt haben, sondern was ich von ihm denke. Danach wird freilich Niemand fragen; doch Sie ohne Zweifel wünschen sehr es zu wissen. So muß ich Ihnen denn bekennen, daß die Verse des Euripides mich durch ihren Glanz und ihre Süßigkeit entzücken; und daß ich die Sicilianer begreife, welche die gefangenen Athenienser als Freunde behandelten, so bald sie ihnen nur den Genuß eine solche Poesie zu hören, verschaffen konnten. — Bekennen muß ich Ihnen, daß ich den Euripides vornehmlich deshalb liebe, weil er mir in manchen Stellen modern, mystisch, ja ich möchte fast sagen christlich vorkommt.

Christlich! Warum nicht? Für Gesinnungen und Gefühle ist das Christenthum doch gewiß der höchste Maßstab; ein frommes, tiefes, sittlich schönes Gefühl wird deshalb immer einen gewissen christlichen Charakter haben; ja man wird es auf dieselbe Quelle, aus welcher das Christenthum entsprungen ist, auf Gott und auf seinen Geist, zurückführen müssen. Sie glauben doch nicht etwa, daß Gott, der seine Sonne aufgehn läßt über Böse und Gute, den Heidenvölkern gänzlich das Licht seiner geistigen Sonne entzogen habe? Freilich hatten dämonische Mächte dieses Licht getrübt durch die schreckliche Finsterniß die sie verbreiteten! Aber wenn ich einen Heiden sehe der diese Macht der Finsterniß in einzelnen Augenblicken zu überwältigen, und einzelne Strahlen dieses Lichtes aufzufassen und auszustrahlen versteht — wie sollte das mich nicht entzücken? Ja, wie sollte es nicht mich, und manche meiner christlichen Brüder beschämen, die wir im vollen Lichte wandeln, und so begierig nach der Finsterniß greifen!

Sie wollen Beispiele? Wohl; ich freue mich Ihnen eines anzuführen. Hippolytus, im Stücke gleichen Namens, tritt auf, und bekränzt eine Statue der Artemis mit folgenden Worten:

„Dir bringe ich, o Herrin, diesen Kranz, den ich gepflückt habe auf unentweihter Au, wohin kein Hirt die Heerde zu treiben wagt, die keine Sichel berührt hat, wo nur die Biene umherschwärmt, und auf welche die Unschuld ihren erquickenden Thau ergießt. Wer die Tugend in sich trägt von Natur, und nicht zu

ihr durch Lehre gebildet ward, der nur darf diese Blumen pflücken; dem Schlechten ist es nicht vergönnt. So nimm, geliebte Herrscherin, diesen Schmuck deines goldenen Haares, den eine fromme Hand Dir bietet. Mir allein unter den Sterblichen hast Du das schönste Vorrecht gewährt. Mit Dir stehe ich in Gemeinschaft; mit Dir führe ich Gespräche; und ohne Dein Antlitz zu sehn, vernehme ich doch Deine Stimme. O möchte ich so meinen Lauf vollenden, wie ich ihn begonnen habe!"

Was sagen Sie zu diesem Mystizismus? Ist hier nicht Alles mystisch? Ist das nicht eine mystische Wiese, wo nur Der Blumen pflücken darf, dem die Tugend inwohnt von Natur, und der sie nicht von Menschen gelernt hat? O großer Valkenaer! Breiter und weitschweifiger Commentator des Euripideischen Hippolytus! Ich bewundere deine Gelehrsamkeit, die bei diesem Stücke alle ihre Schätze auskramt, und vornehmlich dasjenige was nicht zur Sache gehört! Aber daß ich Dir den Mystizismus abspreche, großer Mann, das mußt Du mir verzeihen. Wie hättest Du sonst behaupten können, Euripides habe gesagt, die Morgenröthe, aber nicht die Unschuld ergieße ihren Thau auf jene Wiese? Wie hätte sonst die Lesart Dich anlächeln können, vermöge welcher nicht die Sichel jenes Gefilde verschont habe, sondern die wilde Sau nicht in dasselbe eingedrungen sei*)! Doch ich fahre fort: Ist es nicht eine mystische Ansicht von der Tugend, nach welcher sie nicht erlernt wird, sondern dem Gemüthe inwohnt von Natur? Und wenn wir dies ein wenig rectifiziren, kommt nicht heraus, daß sie eine Gabe von Oben ist! Endlich was ist mystischer als dieser Umgang mit der unsichtbaren, doch stets nahen Diana; als diese Gespräche, die ihr Freund mit ihr führt, und wobei er ihre Antwort vernimmt! Wie hat hier der fromme Sinn die Diana von dem Dämonischen entkleidet, so daß ihre Gestalt ihm nur eine Stufe geworden ist, sich zur Gottheit zu erheben! O wie muß ich seufzen, daß ich die Nähe des wahren Gottes, der in seinem Sohne zu mir herabge-

---

*) Dem Valkenaer mißfällt nicht die Lesart σύαγρος statt σίδηρος und er hat ἕως für αἰδὼς in den Text aufgenommen.

kommen ist, nicht immer fühle, nicht immer zu ihm rede, nicht immer seine Antwort vernehme!

Solche Stellen wie diese, die so modern sind, die muß man vollends modernisiren, will man sie recht verstehn; die muß man in gereimte Verse, die muß man in das Christliche übersetzen. Ich habe es versucht! Lachen Sie nicht, und finden Sie es nicht ungereimt, wenn ich einen Alten, der bisher auch im Deutschen nur reimlos gesprochen hat, reimweis sprechen lasse:

Nur eitle Weisheit fließt von Menschenzungen;
Was ich empfinde, das wird nicht gelehrt.
In seinen Tiefen wird das Herz durchdrungen
Von jenem Sinn, der Dich erkennt und ehrt.

Ich fühle selig Deiner Gottheit Nähe;
Des Herzens Unterredung stocket nicht;
Und ob ich gleich Dein Antlitz niemals sehe,
So hör' ich doch was Deine Zunge spricht.

So führ' ich jetzt ein hochbeglücktes Leben;
Und keinen Wunsch als diesen hegt mein Geist:
Wenn meinem Leib die Seele wird entschweben,
Daß Du alsdann mir gnädig nahe seyst!

Der Wunsch des Hippolytus wird erfüllt; Artemis ist auch im Sterben ihm nahe. Als er mit zerschmetterten Gliedern zu seinem Vater zurückgetragen wird, findet er dort die Artemis, die denselben schon von der Leidenschaft der Phädra, und von der Unschuld seines Sohnes unterrichtet hat. Nun beginnt ein Gespräch, das ich Ihnen zwar nicht in gereimten, aber in fünffüßigen Jamben übersetzen muß; denn in den sechsfüßigen Jamben ist es ganz unmöglich einem deutschen Ohre und Herzen die Sprache des Gefühles zu reden.

Artemis.

Du Armer! Ach! Wie schrecklich ist dein Loos!
Du stirbst, ein Opfer deines Edelmuths!

Hippolytus.

O göttlich süßer Hauch! Ich fühle dich
In meinen Qualen, und Du stillst sie mir.
Ganz nah ist uns die Göttin Artemis.

Artemis.

Sie ist's, Du Armer, die Du so geliebt.

Hippolytus.

Siehst Du, o Herrin, wie ich elend bin!

Artemis.

Ich seh's; doch Weinen ist mir untersagt.

Hippolytus.

Dein Jagdgefährt, dein Diener ist nicht mehr!

Artemis.

So ist's! Du stirbst, und warst so theuer mir.

Hippolytus.

Es stirbt Dein Rosselenker, der Dein Bild
Geschmückt.

Artemis.

Dies Alles ist der Kypris Werk.

Hippolytus.

Nun weiß ich, welche Göttin mich verderbt.

Artemis.

Den Reinen haßte sie, der sie verschmäht.

Hippolytus.

Uns drei hat in's Verderben sie gestürzt.

Artemis.

Dich, deinen Vater, und sein Ehgemahl.

Hippolytus.

Auch meines Vaters Elend rührt mein Herz.

Artemis.

Getäuscht ward er durch einer Göttin Rath.

Hippolytus.

Wie bist du unglückselig, o mein Vater!

Theseus.

Ich sterbe, Sohn, verhaßt ist mir das Leben!

Hippolytus.

Du irrtest; mehr beklag' ich Dich, als mich.

Theseus.

O könnt' ich doch, mein Sohn, Statt Deiner, sterben!

. . . .

Artemis.

Den Vater hasse nicht, o Hippolyt!
Nur dein Verhängniß ward' an Dir erfüllt.

(Sie entfernt sich.)

Hippolytus.

Versöhnt bin ich dem Vater, weil Du's willst;
Denn immer ja gehorcht ich Deinem Wort. —
Ach, schon bedeckt mir finstre Nacht die Augen;
Nimm in den Arm mich, Vater, halte mich!

Theseus.

Um Deinetwillen bricht mein Herz, o Sohn!

Hippolytus.

Ich scheide; schon seh' ich des Orkus Thor.

Theseus.

Und schuldbeladen bleibet meine Seele?

Hippolytus.

Nein, ich erlasse Dir des Mordes Schuld.

Theseus.

Wie? Von der Blutschuld willst Du mich befrein?

Hippolytus.

Ich will's; und Zeuge sei mir Artemis!

Theseus.

Großmüthig zeigst Du deinem Vater Dich.

Hippolytus.

Leb wohl denn, Vater, lebe vielmal wohl:

Theseus.

O Du geliebte, treu' und fromme Seele!

Hippolytus.

Es mög' ein Gott Dir solche Söhne schenken!

Theseus.

Verlaß mich nicht, mein Sohn, ermanne Dich!

Hippolytus.

Dahin ist meine Kraft; ich sterbe, Vater.

Ein Sohn, der mit dem Vater der ihn gemordet hat, durch eine Göttin versöhnt wird; der ihm vergiebt, der in seinen Armen

stirbt; hierin erkenne ich eine Wirkung des göttlichen Geistes, der mitten im Heidenthum sporadisch christliche Lichtblicke und Funken aufgehen läßt!

IX.

Mein Vater.

Ich möchte gern von meinem Vater reden, denn Morgen ist sein Sterbetag; und da er schon seit sechzehn Jahren todt ist, zu wem, wenn ich meine Geschwister ausnehme, zu wem könnte ich wohl von ihm reden, als zu Ihnen?

Soll ich meinen Vater schildern, wie er mir, seinem Sohne, vorschwebt, so muß ich sagen, daß er nur wenige Schwächen und Mängel, aber keine, mir wenigstens bekannte, Fehler hatte; daß er in einer beständigen Arbeit an sich selber begriffen war, und jede ihm zu Theil gewordene Einsicht sogleich auf sich selbst anwendete, und zu seinem eigenen geistigen Fortschreiten benutzte; daß er treu war gegen seine Gemeine, gegen seine Kinder, gegen die vielen Zöglinge, die er in sein Haus aufnahm und unterrichtete; daß er keine Arbeit scheute, und für sich selbst keine Schonung kannte; daß er bei wenigen glücklichen und vielen unglücklichen Tagen, unter Verhältnissen, die bis an das Ende seines Lebens immer drückend blieben, stets zufrieden war; und daß in seinem ganzen Wesen ein gewisser edler Ausdruck lag, welcher verkündete: Der Mann sey noch mehr und noch besser als sein Werk.

Nur bis zu meinem zehnten Jahre bin ich so glücklich gewesen unter seiner väterlichen Erziehung, Pflege und Unterweisung aufzuwachsen; aber ich habe, in späteren Zeiten, ihn oft auf seinem Dorfe besucht; und wenn ich Ihnen etwas vor die Augen führen möchte, so ist es das Bild der Sonntage, die wir dort verlebten. Am Morgen wurden wir durch das Geläut der sehr erbaulich klingenden Dorfglocken geweckt. Wir gingen in die Kirche. Wenn mein Vater vor den Altar trat, und die ersten Worte des Gebetes sprach, so strömten mir immer Thränen aus den Augen. Sie hätten ihn auch

nur sehen sollen — das theure, würdige Angesicht, es wäre Ihnen eben so ergangen wie mir. Da er nach dem Gottesdienste noch immer einige Geschäfte in der Kirche hatte, so waren wir früher nach Hause gegangen als er, und erwarteten ihn vor der Thüre. Wir sahen ihn auf dem freien, von keinen Häusern umgebenen Wege zu der Anhöhe, wo unser Haus lag, heraufkommen. Wir gingen ihm entgegen; o mit welchem freundlichen, ich möchte fast sagen seligen Lächeln begrüßte er uns! Dann mußte er nach einem Filiale fahren, um auch dort zu predigen. Wenn er auch von dort zurückgekehrt war, setzte er sich mit uns zu Tische, den Frieden Gottes in seinem Angesichte, froh sich in dem Kreise der Seinigen zu befinden, und nach der Arbeit auszuruhn.

Die Kirche, wo er predigte, ist ein sehr altes Gebäude. Die Kanzel war mit vielen Zierrathen und bildlichen Darstellungen geschmückt. Auch in der Einrichtung der Kirchenstühle, in den darüber angebrachten Sprüchen, zeigte sich der fromme Sinn einer früheren Zeit. An den Wänden der Kirche hingen viele Blumenkronen mit langen Bändern, zum Andenken an die Verstorbenen. Jetzt ist die Kirche im Innern neu ausgebaut. Mit der alten Einrichtung hörte auch das Leben meines Vaters auf. Er hat die neue Kanzel nicht mehr betreten.

X.

Die Denkmäler.

Wenn ich reich wäre, möchte ich meinem Vater wohl ein Denkmal errichten lassen. Am meisten gefallen mir die Denkmäler in den Kirchen selbst; aber um sie darin zu errichten, müssen die Kirchen große Seitenschiffe haben. Hier ruhen nun in einem durch Eisengitter verschlossenen Raume die Gestalten der Verstorbenen, in der Kleidung, die sie während ihres Lebens trugen; sie scheinen, wie aus einer Neben-Capelle, noch dem Gottesdienste beizuwohnen, und ihre Angehörigen, wenn diese die Kirche besuchen, zur Andacht zu ermahnen. Wie wohl man sich doch in einer Kirche fühlt, wo die

früheren Geschlechter so viele Spuren ihres Daseyns zurückgelassen haben, daß man sie noch für gegenwärtig halten möchte! In unsern jetzigen nackten Kirchen giebt es keine Vergangenheit. — Auch eine Begräbnißkapelle ließe ich gern meinem Vater aufführen. Der Sarg stände unter der Erde in einer gemauerten Gruft. Die Capelle oberhalb würde ich, auch bei dem größten Reichthum, nicht kostbar ausstatten; ich würde nur danach trachten, daß sie einen jeden Hereintretenden in die Stimmung des Gebetes versetzte. Sie sollte, gegen die großen Kirchen gehalten, nur ein Kämmerlein vorstellen; und in das Kämmerlein soll man sich ja begeben, um zu beten. — Zum Gebet wird Erhebung erfordert, aber dann auch Einkehr bei uns selbst; die gewaltigen großen Kirchen sind der Erhebung, aber nicht in eben dem Maße, der Einkehr günstig. — Recht passend als Denkmal für meinen Vater würde mir auch in der Kirche, wo er sonst predigte, die Unterhaltung einer immer brennenden Lampe scheinen. Sie würde noch nach Jahrhunderten an das milde Licht erinnern, das von seinen Predigten ausstrahlte, an das himmlische Licht, in welches er eingegangen ist; sie würde die Gemeine ermahnen, das Licht des göttlichen Wortes in sich aufzunehmen. — Doch dies Alles sind Gedanken, die man denkt, aber nicht ausführt. Das schönste Denkmal ist das Denkmal in den Herzen; aber keines ist vergänglicher. Zehn Jahre nach dem Tode eines Hirten, der sie funfzig Jahre mit Treue geleitet hat, wie wenige Mitglieder der Gemeine werden sich noch seiner erinnern? „Mein ist vergessen, wie eines Todten;" sagt der Psalmdichter, und er spricht dadurch die traurige Wahrheit aus, daß nichts so schnell verschwindet als das Andenken eines Verstorbenen.

Sie wissen, mein Theuerster, daß, seitdem ich angefangen habe an Sie zu schreiben als an einen Nicht-Existirenden, sich die Muthmaßung ihrer Existenz mir unaufhörlich darbietet. Dies und die Stimmung, worein mich der Todestag meines Vaters versetzte, hat einen seltsamen Traum veranlaßt. Ich sahe Sie in einem prachtvollen, hellerleuchteten Zimmer umhergehn; sie schienen ein vornehmer Mann, der die Last eines wichtigen Amtes und aller damit verbundenen Sorgen zu tragen hat. Sie waren von einer großen Menge Menschen umgeben, und Sie unterhielten sich mit

einem Jeden so freundlich, würdevoll, angemessen, wie nur Der es vermag, der lange in den höchsten Kreisen der menschlichen Gesellschaft gelebt hat, wenn er zugleich den Schatz der reinsten Gesinnung und der wahrsten Frömmigkeit im Herzen trägt. Außer diesem sichtbaren Kreise waren sie aber noch von einem Kreise geistiger Gestalten umgeben, die wie aus einem hellen, glänzenden Nebel hervorblickten. Diese hatten liebreich die Augen auf Sie gerichtet; auch Sie schauten zuweilen über die sichtbaren Personen hinweg, um jenen Andern, die schon einer geistigen Welt angehörten, freundlich und vertraut zuzunicken. — Bald darauf sahe ich Sie auf dem Krankenbette; Sie schienen heftige Schmerzen zu leiden. Ich saß vor Ihnen, und sprach Ihnen von meiner Freude, einen Mann nach meinem Herzen, den ich so ganz lieben und verehren könnte, in Ihnen gefunden zu haben. Da sahen Sie mich freundlich an — drückten mir die Hand — und Sie starben. Also hätten Sie, wenn ich diesem Traume Glauben schenken darf, doch einmal gelebt, und mich könnte nichts hindern, Sie als einen stets Lebenden zu betrachten, und meinen Briefwechsel mit Ihnen fortzusetzen.

XI.

Predigen ist schwer. Ancillon.

Sie sind, wie ich höre, ein eifriger Anhänger von meiner Theorie der Beredsamkeit, und von dem obersten Grundsatz derselben: Die Beredsamkeit eine Tugend; und sie sind ungemein lüstern zu erfahren, wie diese Theorie sich in mir entwickelt hat, und wie ich auf diesen Grundsatz gekommen bin. — Sollte ein Gegner meiner Theorie das lesen, was ich so eben geschrieben habe, so wird er vielleicht sagen: Diese Theorie zähle überhaupt keine Anhänger, und es kümmre sich Niemand um ihre Entstehung. Diesen wollen wir aber sogleich durch die Erinnerung beschwichtigen, daß Sie ja eben der große Niemand sind, und daß Ihr Interesse für meine Grundsätze Niemandes Interesse ist. — Wie Sie also lüstern sind etwas über die Bildung meines Systems zu erfahren, so brenne ich

vor Verlangen, etwas davon zu erzählen; und Sie werden es schon gemerkt haben, daß ich nicht minder listig bin, als andre Verfasser von Selbstbiographieen, die durch ihre Freunde dringend zu einem solchen Werke aufgefordert werden, und als die Herausgeber von Predigten, welche sie nur auf vielfältiges Verlangen dem Druck überlassen. So freue ich mich denn, daß ich durch Ihre gütige Aufforderung die Gelegenheit erhalten habe, von mir selbst zu reden, und ich will mich derselben ohne alle Rücksicht bedienen; weiß ich doch, daß Sie, wenn auch sonst Keiner, mich mit immer gleicher Theilnahme hören werden. Was ich hier schreibe, soll ja auch gedruckt werden, und mit einer gedruckten Erzählung verhält es sich anders als mit einer mündlichen. Ich hörte einmal Jemanden acht Stunden lang von einer Reise erzählen; das schien mir zuviel, und ich ward sehr unruhig auf meinem Sessel. Aber eine gedruckte Selbstbiographie wird immer gern gelesen, vermuthlich aus dem Grunde, weil man sie, sobald sie langweilt, wegwerfen kann.

Sie wissen, es ist Pflicht eines gründlichen Selbstbiographen, bis in seine frühste Kindheit zurückzugehn, und schon in seinem Lallen an Mutterbrust den Keim der großen Dinge nachzuweisen, die er späterhin vollbracht hat. So bin ich denn auch bemüht gewesen, den allerersten rhetorischen Gedanken, der mir jemals durch den Kopf gegangen ist, aufzufinden, und ihn zum Besten meiner Leser ans Licht zu bringen. Es war folgender. Ich mochte etwa acht Jahre alt seyn, da gab ich einen schweigenden Zuhörer ab bei einem Gespräch, das mein Vater — er war Landprediger, wie Sie wissen — mit einem Amtsbruder über ihre respectiven Predigten führte. Dann trat ich vor sie beide hin, und sagte: Das Predigen sey wohl recht schwer! Mein Vater schwieg; der Amtsbruder lächelte und sagte: Das verstände ich jetzt noch nicht; künftig würde ich wohl einsehn, nichts sey leichter als Predigen. In diesem Vorgang ist mein ganzes Leben symbolisirt, wo man mir immer gesagt hat, es sey sehr leicht zu predigen, und ich immer gefunden habe, es sey sehr schwer.

Nur als einen großen Vortheil kann ich es betrachten, daß sich mir, als ich in meinem zehnten Jahre nach Berlin gekommen war, eine sehr bedeutende rhetorische Persönlichkeit darbot; es war An-

cillon. Meine letzten Eindrücke von ihm als Redner sind aus meinem dreißigsten Jahre; und wenn ich die früheren und die späteren zusammenfasse, so entsteht daraus ungefähr folgendes Bild. Ancillon war ein Mann von hoher, kräftiger Statur, von pockennarbigem und nicht schönen, aber geistreichen und edlen Angesichte. Sein Anstand im Leben war nicht der eines Geistlichen, sondern der eines Gelehrten und Weltmanns. Die Gaben, die den Redner machen, besaß er fast alle. Ein ungeheures Gedächtniß, eine große eigene Produktivität, wobei es ihm also an Stoff und Gedanken niemals fehlen konnte. Eben so wenig fehlten ihm die Worte; seine Darstellung war immer reich und glänzend; seine Stimme kräftig und wohlklingend. Dialectische Gewandtheit zeigte sich in der Anordnung seiner Gedanken; da er selbst Gemüth und Einbildungskraft hatte, so konnte er leicht auf das Herz wirken, und die Phantasie erregen. Er war in hohem Grade ein edler Mensch. Ich will nur den einen Zug anführen: man mochte ihn beleidigen wie man wollte, er hatte es immer sogleich vergessen; und wenn man ihn wiedersah, so war von dem Allen nicht mehr die Rede. Unerschrockenheit hatte er in hohem Maße; was Noth zu sagen war, das sagte er mit dem größten Muthe; aber freilich auch mit der größten Angemessenheit. In diesen sittlichen Eigenschaften lag das Geheimniß der Gewalt, die er über die Gemüther ausübte; ohne sie würden alle seine übrigen glänzenden Fähigkeiten ihm diesen Einfluß nicht verliehen haben. Wenn ich nun über eine solche bedeutende Persönlichkeit nachdenke, und mich erinnere, wie so oft ich den Redner bewundert, ja daß ich den Menschen geliebt und verehrt habe: so kommt es mir seltsam vor, daß ich nie, weder in früheren noch in späteren Zeiten, versucht worden bin, ihn als Redner nachzuahmen. Es war immer als ob eine Stimme mir sagte: Dies ist vortrefflich, aber es ist nichts für dich. Der Grund lag vielleicht darin: In Ancillon war immer etwas zu viel; bald zu viel Begriffs-Entwickelung, bald zu viel Gefühl, bald zu viel Phantasie, bald zu viel Worte, bald zu viel Schmuck in den Worten. Der Redner und die ganze Person drückte mit einer gewissen Breite und Beschwerlichkeit auf den Zuhörer. Er ritt in blankem Harnisch und Helmschmuck ein wohl gepanzertes, stattliches Roß;

die schlanke, nackte, athletische Kraft und Grazie hatte er nicht. Diese muß ich wohl damals als unbewußtes Ideal in mir getragen haben; als ich sie später an andern Rednern fand, erkannte ich sie sogleich für das Wahre.

Doch dies wäre genug für den ersten Brief. Sie sehen, ich vertiefe mich nicht dergestalt in mich selbst, daß ich nicht auch anderer Menschen, die besser sind als ich, gedenken sollte. Vielleicht werden Sie deshalb um so eher mir erlauben, diese Mittheilungen fortzusetzen. Dies wird zum großen Vergnügen gereichen, wo nicht Ihnen, doch Ihrem

ganz gehorsamsten
N. N.

XII.

Prosa und Poesie.

Den ersten Eindruck von schöner Prosa verdanke ich nicht einem deutschen, nicht einmal einem französischen Schriftsteller, sondern einem lateinischen. Nicht dem Cicero; wenn ich ihn las, habe ich immer das Gefühl gehabt, dies soll schöne Prosa werden; es ist darauf angelegt; es wird aber keine, weil es darüber hinausgeht. Der Schriftsteller, dem ich diesen ersten Eindruck verdanke, ist Sallust.

Wir lasen — ich mochte vierzehn Jahre alt seyn — des Nachmittags, in schwerer Sommerhitze, den Catilinarischen Krieg. Der Lehrer legte es nicht darauf an, war vielleicht auch nicht fähig, uns den Sinn für die Vortrefflichkeit der Darstellung zu öffnen. Er gab Uebersetzungen auf, und war nicht schwer zu befriedigen. Bei dieser Arbeit empfand ich nun ganz unbewußt und unvermittelt die Wirkung der Sallustischen Prosa, und zwar durch die Lust, die in mir entstand, alle Mittel, die meine geringe Kenntniß der französischen Sprache mir darbot, anzuwenden; um etwas dem Original möglichst Aehnliches hervorzubringen. Jeder Satz ward niedergeschrieben, durchstrichen, aufs Neue geschrieben; unpassende Worte wurden durch passende, schwache, gewöhnliche Wendungen durch

kraftvolle, seltene, zierliche ersetzt; ganze Foliobogen wurden mit solchen zuerst ganz mißlungenen, dann, wie es mir schien, immer besser und besser gelingenden Versuchen angefüllt, bis endlich das nicht lange Pensum ins Reine geschrieben werden konnte.

Während nun meine Mitschüler diese Uebersetzungen, wenn ich sie vorlas, anerkannten und lobten, gingen sie an dem Lehrer durchaus unbeachtet vorüber. Endlich fragte er einmal mit einem gleichgültigen, ironischen Tone: Machen Sie selbst diese Uebersetzungen? Ich verantwortete mich sehr heftig, sehr ungeschickt, und obenein stotternd; denn ich stotterte damals; meine Mitschüler meinten, daß ich mich für kärgliches Frühstück und Mittagsessen durch Sylbenverschlucken zu entschädigen suchte. Der Lehrer gab mir eine Ohrfeige und nannte mich einen dummen Pinsel. Empört kam ich nach Hause, und bat — und zwar vergeblich, meine Angehörigen, sie möchten Genugthuung von dem Lehrer fordern. In meiner Liebe für den Sallust aber hatte sich nichts verändert, und ich fuhr fort ihn mit derselben unsäglichen Mühe wie bisher in das Französische zu übertragen.

In eben diese Zeit fällt der erste tiefe Eindruck, den die Poesie — und zwar die deutsche, die von Klopstock — auf mich hervorbrachte. Ich wohnte am Gendarmenmarkt, zwei Treppen hoch, in der zur Charlottenstraße gehörenden Häuserreihe, die ihn von der Westseite einschließt. Eines Nachmittags befand ich mich allein in meinem Zimmer. Es war Sommer; ein Gewitter mit feinem Regen war vorübergegangen; an dem offenen Fenster stehend überblickte ich den stattlichen Platz, sog die kühle Luft ein, sah mir gegenüber einen Regenbogen. Ich fing an zu weinen, ich wußte nicht warum, nicht aus Schmerz, denn ich war selig. Bald verließ ich das Fenster, und ging mit großen Schritten im Zimmer umher, indem ich mir Klopstocks Gedicht, der Jüngling, recitirte.

> Schweigend sahe der Mai die bekränzte
> Leicht wehende Lock' im Silberbach;
> Röthlich war sein Kranz, wie des Aufgangs,
> Er sah sich, und lächelte sanft.

Wüthend kam ein Orkan vom Gebirg her!
Die Esche, die Tann' und die Eiche brach,
Und mit Felsen stürzte der Ahorn
Vom bebenden Haupt des Gebirgs.

Ruhig schlummert am Bach der Mai ein,
Ließ rasen den lauten Donnersturm!
Lauscht', und schlief, beweht von der Blüthe,
Und wachte mit Hesperus auf.

Jetzo fühlst Du noch nichts von dem Elend,
Wie Grazien lacht das Leben Dir.
Auf, und waffne Dich mit der Weisheit!
Denn, Jüngling, die Blume verblüht.

Ich verstand durchaus nichts von dem Gedicht, am allerwenigsten die Lehre, womit es schließt, und die ich gar wohl gethan hätte zu beherzigen. Aber ich war durch das Gedicht in eine höhere Welt hineingezogen, in welcher ich lange, es mir immer wiederholend, mit Entzücken verweilte, und in welcher ich Gewitter und Regenbogen, und die herrliche Aussicht über den Platz vergaß.

In diesen beiden Erinnerungen lerne ich mich und meine Begabung kennen. Die schöne Prosa regte mich zur Thätigkeit auf. Der Poesie verdankte ich einen Genuß, bei dem ich mich ganz leidend verhielt. Das Bedürfniß poetischer Hervorbringung hat sich bei mir erst später, und niemals anhaltend, sondern stets nur von Zeit zu Zeit eingefunden. Die Fähigkeit zeigt sich aber nicht in der Empfänglichkeit für den Genuß, sondern in dem Triebe zur Thätigkeit. War in mir also überhaupt eine Anlage, so war sie mehr für die Prosa, als für die Poesie, in andern Worten: Ich bin nicht eine poetische, sondern eine prosaische Natur. Als solche empfehle ich mich Ihrer Gewogenheit, und bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer ꝛc.

ganz gehorsamster

N. N.

XIII.

Friedrich August Wolf. Demosthenes.

Während meines Verweilens auf der Universität zu Halle hatte ich mich, zum großen Nachtheil meines theologischen Studiums, in Friedrich August Wolfs Zauberkreis hereinziehen lassen. Ich hörte alle seine Collegia, es gelang mir unter die Mitglieder seines Seminars aufgenommen zu werden. Daß mich äußere Umstände verhinderten die philologische Laufbahn, für welche ich nicht begabt war, weiter zu verfolgen, muß ich als eine gnädige Fügung der Vorsehung betrachten; überhaupt hätte ich gewiß meine Zeit auf der Universität besser anwenden können; indessen läßt es sich nicht leugnen, daß um den Sinn für Beredsamkeit zu erwecken und auszubilden, Vieles damals auf das Günstigste zusammentraf.

Ob Friedrich August Wolf das Alterthum von seiner poetischen Seite tief und vollständig genug aufgefaßt habe — darüber geziemt mir kein Urtheil; ich gestehe jedoch, daß ich es bezweifle, und daß seine Behandlung des Homer mir oft wie ein Uebersetzen der Poesie in Prosa vorgekommen ist. Aber er besaß, wie es mir scheint, in dem höchsten Maße den Sinn für antike Prosa, die Kenntniß aller ihrer Feinheiten und Geheimnisse, und er verstand es die Begeisterung, die er selber für sie hegte, Anderen mitzutheilen.

Er beschäftigte sich damals mit der Herausgabe der von ihm für unecht erklärten Ciceronianischen Reden. Die Beredsamkeit war also der Gegenstand, auf den sich zu dieser Zeit bei ihm Alles bezog; und ich muß mir daraus die damalige, mir so ungemein vortheilhafte Auswahl der Beschäftigungen für die Mitglieder seines Seminars erklären. Sie bestanden in einer Interpretation des Platonischen Gorgias, der Rede des Demosthenes gegen den Leptines, und in einer Kritik jener Ciceronianischen Reden, wobei es darauf ankam, zum Theil aus rhetorischen Gründen ihre Unechtheit zu erweisen.

Welch ein fester Besitz für das ganze Leben bleibt doch das-

jenige, was man sich während der Jünglingsjahre mit Liebe angeeignet hat! Dieser Gorgias, diese Rede gegen den Leptines, die man, um vor dem gewaltigen Meister nur einigermaßen zu bestehn, sehr gründlich durchgearbeitet haben mußte, sie sind mir jetzt, nach vierzig Jahren, wenn ich sie wieder lese, eben so bekannt, so vertraut wie damals; es ist mir, als hätte ich sie eben gestern unter Wolfs Anleitung gelesen! In dem Gorgias erquickte mich die Platonische Anmuth, die attische Grazie, die dialectische Virtuosität, die Macht der Wahrheit, wodurch Socrates über den Polus und den Gorgias den Sieg erringt. Die große Wahrheit, die auch in diesem Gespräche niedergelegt ist, der Redner müsse wissen was gerecht ist, er müsse gerecht seyn, blieb damals von mir noch unbeachtet.

Sobald ich den Demosthenes kennen lernte, war es für mich entschieden, daß die höchste Beredsamkeit nirgend anders als bei ihm zu suchen sey. Was ich dunkel geahndet hatte, trat mir hier in der Wirklichkeit, in der Vollendung entgegen. Vielleicht befand sich Wolf bei der Beurtheilung des Demosthenes nicht auf dem richtigen Standpunkt. Er war geneigt, die Entdeckung, die Anwendung aller der gewaltigen Kräfte und Mittel, deren sich der Redner bedient, nur seiner Schlauheit zuzuschreiben. Ich hörte dergleichen Behauptungen, ohne jemals daran zu glauben. Dagegen erregte die Demosthenische Periode, wenn ich, nach Wolfs Anleitung, sie mir zuerst in ihre Theile auseinandergelegt, dann sie wieder als gegliedertes, lebendiges, organisches Ganze zusammengefaßt hatte, mir ein Entzücken, einen Genuß, wie nur die höchsten Leistungen der Musik sie dem Kenner verschaffen mögen. Ich erinnere mich, daß Wolf seiner Bewunderung des Demosthenischen Styls einmal folgenden Ausdruck gab: Das ist dieselbe Klarheit, Einfachheit, Rundung, Nettigkeit, welche sich in der guten französischen Prosa findet! Wie hätte auch ein solcher Kenner der Prosa, wie Wolf, die Vorzüge der französischen Prosa verkennen sollen?

Von dem eigentlichen Wesen der Beredsamkeit verstand ich damals noch wenig. Ich hatte ihr etwas abgelauscht, das richtig, aber weil einseitig, nicht ganz richtig war. Ich drückte es einmal

gegen einen Candidaten des Predigtamtes aus, indem ich behauptete: Der Redner, auch der geistliche, habe die Aufgabe, sich seinen Zuhörer als einen Gegner zu denken, und ihn als solchen zu bekämpfen und zu überwinden. Der Candidat des Predigtamts erwiederte: Das sey eine der allerseltsamsten Behauptungen, die er jemals gehört habe!

XIV.

Der Anfang des 19ten Jahrhunderts.

Hatten Sie vielleicht schon im Anfang dieses Jahrhunderts die Kinderschuhe ausgetreten; und haben Sie etwas empfunden von den geistigen Einflüssen, welche damals die Welt bewegten? Studirten Sie vielleicht damals auf der Universität Halle; ritten Sie nach Lauchstadt, wo Wallenstein, Maria Stuart damals in ihrer Neuheit aufgeführt wurden, und kamen Sie des Nachts, beim Mondenschein, durch die grünen Felder zurück, mit poetischer Entzückung im Herzen? Wandelten Sie vielleicht des Nachts am Ufer der Saale, und recitirten Sie dort Wallensteins Traum, ohne andere Zuhörer als die Nixe des Stroms und die Weiden an dem Ufer? Kamen Sie, bei der Vergleichung zwischen Göthe und Schiller, mit Ihren Freunden darin überein, daß doch Göthe das menschliche Leben mit größerer Wahrheit aufgefaßt und auch wohl mit größerer Vollendung dargestellt habe? Ward der von Schlegel behauptete Unterschied zwischen klassischer und romantischer Poesie von Ihnen anerkannt und angenommen? Erklärten Sie Shakspear für den ersten Dramatiker der neueren Zeit? Schrieben Sie Abhandlungen über den Hamlet, ohne die Idee des Stückes weder sich selbst noch ihren Freunden klar machen zu können? Lernten Sie Italienisch und berauschten Sie sich in Tasso und Petrarca wie in glühendem toskanischen Wein? Kam zu Ihnen ein Hauch herüber, der Ihnen in Romanzen von Granada und von der Vega redete? Irrten Sie in den Olivenwäldern am Ufer des Betis?

Ward Calderon, sein standhafter Prinz und seine Andacht zum Kreuz Ihnen so theuer, daß Sie darüber Schiller, Göthe, Shakspear und die ganze Welt vergessen konnten? Wurden dazwischen von Ihnen Versuche angestellt in Fichtesche und Schellingsche Philosophie einzudringen? Entschieden Sie Sich für das Ich, welches das Nicht-Ich setzt; oder für die Identität des Objectiven und Subjectiven? Ward Ihnen eines Tages erzählt, es sey ein Buch erschienen von einem jungen Prediger, Namens Schleiermacher; und dieses Buch wolle darthun, es sey doch etwas mit der Religion, und zwar sey die Religion eine Anschauung des Universums?

Ach! Wie mannigfaltig, verschiedenartig, widerstrebend sind nicht die Elemente, die ein armer deutscher Jüngling in sich aufnehmen muß! Wie sie in ihm gähren, in ihm toben; wie sie es ihm so schwer, oft ganz unmöglich machen, sie zu verarbeiten, und Klarheit in dieses Chaos zu bringen! Und wenn solch ein Jüngling nun, wie ich damals, ein Candidat des Predigtamtes ist, wie wird es sich dann mit seinen ersten Predigten verhalten? Mit den meinigen verhielt es sich seltsam, oder vielmehr unter solchen Umständen natürlich genug: ich folgte nämlich abwechselnd zwei ganz widerstrebenden Principien, die beide in mir lagen, und deren Kampf noch nicht ausgefochten war. Das eine war das praktisch nach Außen hin wirkende, das andere war das dialektisch und poetisch darstellende. Wenn ich dem ersteren folgte, so schwebte mir das vor der Seele, was ich schon früher von einem Gegensatz zwischen dem Redner und seinem Auditorium behauptet hatte. Ich wollte eine Wirkung hervorbringen, ich wollte die Menschen zu einem Ziele führen, das vielleicht auf ihrem Wege, aber noch weit entfernt lag, oder von welchem die Richtung, die sie bisher verfolgten, sie für immer entfernen konnte. Dazu bedurfte es der Antriebe; und hier mußte nun das Wichtigste, was das innere und äußere Leben, was Gegenwart und Zukunft, was Vernunft und Glauben darboten, benutzt werden. Dies war meine Richtung bei meiner ersten Predigt, die zum Text die Erzählung von dem Jüngling hatte, der den Herrn fragt, was er thun soll, um zum ewigen Leben zu gelangen; und ich darf sagen, daß ich

mich noch jetzt dieser Predigt, ohne mich ihrer zu schämen, erinnern kann.

Aber schon bei meiner zweiten Predigt rächte sich das deutsch-poetisch-philosophisch-romantische Element, dem ich bisher widerstanden hatte, und ließ mich seine Macht fühlen, indem es mich zur Ausarbeitung einer der wunderlichsten Predigten verleitete, die jemals von einem Candidaten sind gehalten worden. Hier war eine philosophisch-religiöse Wahrheit — ich weiß nicht welche — aufgestellt; die praktischen Momente waren ganz übergangen; und das Streben war allein dahin gewendet, sie dialektisch kunstreich zu entfalten, und die Phantasie so viel als möglich durch poetisches Ausmalen zu beschäftigen. Bei der dritten Predigt kehrte ich zur ersten Manier zurück; bei der vierten versank ich wieder in die zweite. Nun aber gingen mir allmählig die Augen auf. Diese dialektisch-poetischen Darstellungen philosophisch-religiöser Wahrheiten, ich fühlte es, sie konnten nicht für christlich und biblisch, nicht für erbaulich, sie konnten nicht einmal für französisch gelten. Diese Sprache nämlich, in welcher ich damals predigte, besitzt etwas eigenthümlich Vernünftiges; sie kann das, was unangemessen und widersinnig ist, nicht ertragen; sie sträubt sich auf das Aeußerste, wenn man es in ihr ausdrücken will; und man muß entweder ihren ganzen Charakter, oder ein solches Vorhaben aufgeben. Aus dieser Bemerkung ist in mir die Gewohnheit entstanden, einen Gedanken, über dessen Vernunftmäßigkeit ich zweifelhaft bin, ins Französische zu übersetzen. Gelingt dies, so kann ich fast gewiß seyn, daß er nicht ganz unsinnig ist.

XV.

Massillon.

Doch ich darf nicht länger zögern, Ihnen den Redner zu nennen, den ich schon seit langer Zeit gelesen hatte, den ich jetzt immer fleißiger las, und dem ich in der geistlichen Beredsamkeit, wie dem Demosthenes in der politischen, die Meisterschaft zuerkannte. Doch

nein, ich will ihn nicht nennen; Sie sollen ihn errathen. Ist es ein Deutscher? Ach nein! Ist es ein Engländer? Nein! Also ein Franzose. Vielleicht der Reformirte Saurin? Bewahre! Also ein Katholik? Vielleicht Bossüet? Der ist groß als Leichenredner; aber wenn seine Predigten nicht besser waren, als die Entwürfe, die man jetzt davon besitzt, so sind sie ein ziemlich unerbauliches Geschwätz gewesen. Vielleicht Bourdaloue? Ein grundredlicher Mann, und ein trefflicher Prediger, der aber immer belehrend spricht, und dessen Donner selbst noch didaktisch sind. Nun bleibt freilich nur noch Einer übrig, der Ihnen, wenn Sie ein Franzose sind, nicht länger entgehen kann — es ist Massillon! Ich sage, wenn Sie ein Franzose sind. Denn sind Sie ein Deutscher, so werden Sie kaum auf ihn fallen. Man kennt ihn nicht in Deutschland; man führt höchstens seine Synodal- und Conferenz-Predigten an, die doch nicht das Beste von ihm sind, und die sogenannten kleinen Fasten-Predigten, die er vor dem minorennen Ludwig XV. gehalten hat, und die nur als eine Ausartung seiner Beredsamkeit sollten angeführt werden. Aber die anderen wahrhaft großen Fastenpredigten, aber die herrlichen Adventspredigten — von denen weiß Niemand etwas in Deutschland, wenigstens in unserer evangelischen Kirche. Vielleicht weil er Katholik ist? Aber darum sind wir ja evangelisch, um alles Treffliche, wo es auch gefunden werden mag, schätzen zu können. Ach, daß man in Deutschland durchaus keinen Sinn hat für so Manches, das mir unbeschreiblich theuer ist; und daß auch ich für so Manches, das man in Deutschland unbeschreiblich hoch stellt, durchaus keinen Sinn haben kann!

Und worin besteht denn nun, nach meinem Urtheile, Massillons eigenthümliche rhetorische Größe? Darin, daß er immer die Predigt als einen Kampf begreift, und daß er diesen Kampf mit den trefflichsten Waffen, mit eben so großer Kraft als Geschicklichkeit führt. Dieser Begriff ist sehr unrichtig, werden, nicht Sie, aber deutsche Homileten einwenden; denn die Predigt ist nichts anderes als eine Darstellung des religiösen Bewußtseins der Gemeine, zu ihrer Erweckung und zu ihrem Genuß. Zum Genuß? Ich frage Sie, wann haben wir Beide wohl Genuß bei einer

Predigt gefunden, als wenn der Redner uns niedergeworfen, zerschmettert, verwundet, und dann wieder geheilt, erhoben und aufgerichtet hatte? Und kann er das anders vollbringen, als indem er mit uns kämpft? Wer mir einen andern Genuß und auf eine andere Weise bereiten will, dessen Predigten sind wenigstens für mich ungenießbar.

Kaum hat Massillon zu reden angefangen, so verläßt er auch die lehrende Stellung; denn er entwickelt nicht eine Wahrheit, er zeigt nicht die Anwendung eines Gebotes, sondern er forscht lieber nach den Hindernissen, welche der Annahme dieser Wahrheit, der Befolgung dieses Gebotes im Wege stehn. Er findet sie in dem Verderben der Menschen, in ihren Leidenschaften, in den unzähligen bewußten Täuschungen, in den Scheingründen, welche sie sich bilden, und wodurch sie sich selber belügen und hintergehn. O, wie müssen ihm hier die Herzen ihre verborgensten Geheimnisse kund geben! Mit welcher sichern schonungslosen Hand wühlt er in den Eingeweiden des Menschen! Wie weiß er ihn zu treiben, zu stacheln; Furcht, Mitleid, Schrecken und Entsetzen in ihm zu erregen! Und dabei ist er keinesweges hart; er ist zartfühlend, ja er ist weich; alle die unglückseligen Schwächen des menschlichen Herzens, er kennt sie nur deshalb so gut, weil er sie in seinem eigenen Herzen findet, oder gefunden hat, und dessen scheint er sich immer bewußt zu seyn. Bald möchte man durch dieses Bohren und Andringen außer sich gerathen; bald muß man vor dieser hinrollenden und zermalmenden Kraft sich beugen; bald muß man vor dieser schmelzenden Milde und Zärtlichkeit selbst in Rührung zerschmelzen. Glaubt nicht, wenn er so steht und redet, daß es irgend etwas gebe auf Erden, das ihm Furcht einflößen könnte. Er redet vor Königen, vor Fürsten, vor den Großen der Welt; aber eben weil er vor Solchen redet, so ist es auch ihr Verderben und die Tiefe desselben, die er ihnen enthüllt. Er dringt auf sie ein; er donnert sie an; der Boden bebet unter ihnen; und sein Auditorium in der Capelle zu Versailles wird aus seinen Sitzen gehoben und emporgeschleudert durch die Schrecken des Gerichts. Er ist nur das Mitglied einer Congregation, nur ein einfacher Priester des Oratoriums; noch haben keine hohen geistlichen Wür-

den ihn in die Welt und in den Umgang mit ihren Großen eingeführt. Aber wenn die Großen des damaligen französischen Hofes auch durch die Reize der feinsten Bildung groß waren; wenn ihre schöne Sprache mit unwiderstehlicher Anmuth von ihren Lippen floß: so sind dies Eigenschaften, in denen der Priester des Oratoriums ihnen gleich steht, oder sie überbietet; und in dem Manne, der ihnen die Geheimnisse der unsichtbaren Welt enthüllt, müssen sie die Vorzüge ihrer eigenen Welt, auf die er selbst übrigens keinen Werth zu legen scheint, bewundern. Ach! daß er — was er als Katholik seyn mußte — größtentheils ein Gesetzesprediger ist! Daß der Stellen so wenige sind, wo er mit der Innigkeit seines tiefen, frommen Gefühls von der Gnade in Christo spricht! Hätte er immer das süße Evangelium von der Gnade in Christo gepredigt, hätte er die Liebe auf den Glauben gegründet, so hätte ihm wenig oder nichts zur Vollkommenheit gefehlt.

Bitte diesen Brief sorgfältig zu sekretiren; er könnte bei manchen meiner Amtsbrüder mir Schaden thun. Ihr Urtheil fürchte ich nicht; Sie werden, wenn auch sonst Keiner, mit mir übereinstimmen.

XVI.

Genf.

Meine Uebungen im Predigen setzte ich fort in Genf, wo ich auch zum geistlichen Amte ordinirt ward. Genf! Sie, die Sie überall und nirgends sind, Sie kennen es gewiß. Einer Beschreibung bedarf es also nicht für Sie; aber Sie werden es gewiß nicht ungern sehn, wenn ich die Gefühle gerührter Dankbarkeit, die ich nun schon fast vierzig Jahre lang für diese Stadt und ihre damaligen Bewohner im Herzen trage, in Ihr Herz ausschütte! So will ich denn meine rhetorischen Ansichten einen Augenblick vergessen, und will es meinen Gedanken, die von so vielen Stellen meiner Vergangenheit zurückgestoßen werden, vergönnen, bei meinem Aufenthalte in Genf, wie bei einer grünen Oasis des Andenkens, zu verweilen.

Ich kam an, arm, unbekannt, durch Niemand, auch durch mich selbst nicht, besonders empfohlen. Um die Absichten, die mich dort hingeführt hatten, zu erreichen, mußte ich versuchen mich mehreren Männern zu nahen, die durch ihren Wandel, ihre Kenntnisse, ihre ausgezeichnete Wirksamkeit in großem und verdientem Ansehn standen. Glauben Sie daß auch nur Einer mir den Zutritt erschwert, mich kalt empfangen, gleichgültig behandelt hätte? Kein Einziger! Jeder, indem er meine Schritte mit der größten Einsicht leitete, war auch bereit seinen Einfluß zu ihrem Gelingen anzuwenden. Und dabei war dies das Außerordentlichste, daß Keiner ein solches Bezeigen als einen besondern Act der Herablassung behandelte. Sie thaten, als verstände sich das Alles von selbst; als wäre überhaupt zwischen mir und ihnen kein so großer Unterschied; sie wollten keinen Schein, nicht einmal den der Gemüthlichkeit und Biederherzigkeit; sie waren aber, was sich unter jenem Schein nicht immer findet, liebreich, treu im höchsten Grade. In Einem von den jüngeren Geistlichen fand ich einen wahrhaften Freund. Meine Angelegenheiten behandelte er als die seinigen; meine geringen Erfolge waren für ihn ein Triumph; und wenn mir nicht alles nach Wunsche ging, so trug er es schwerer als ich. Die Freundschaft und das Wohlwollen, wie man sie dort begriff, war kein Uebersehn der Fehler, kein Tauschhandel von Schmeichelei und Lobeserhebungen; der Sinn der Genfer neigt sich überhaupt zur scharfen Kritik, und diese wird auch an dem Freunde geübt. Hatte man Freunde, so hatte man auch Gegner. Diese verhehlten keinesweges ihre nachtheilige Meinung, ihre widerstrebende Gesinnung; sie traten damit hervor; sie erklärten sich öffentlich; man wußte was man von ihnen zu erwarten hatte; aber abgesehen von dem was sie glaubten bekämpfen zu müssen, meinten auch sie es gut und waren zu jedem Dienste bereit.

In den zahlreichen geselligen Kreisen, wozu es nicht schwer hielt Zutritt zu erlangen, herrschte jene harmlose gebildete Fröhlichkeit, die sich nur da entwickeln kann, wo der Wandel unbefleckt, das Herz unbefangen, und die Verhältnisse rein geblieben sind. Und diese geselligen Zusammenkünfte, diese harmlosen Scherze, welche

Scene und Umgebung muß man sich dazu denken? Einen jener Spaziergänge, eines jener Landhäuser, von wo man den See, mit seiner blauen Fluth, mit seinen durch Häuser, Dörfer, Städte, Bäume, Felder, Weinberge geschmückten Ufern überblickte; von wo man, wenn die Sonne unterging, die majestätischen Kuppeln der Alpen im Rosenglanze schimmern sah! Da schlich sich denn wohl hin und wieder Einer fort aus dem fröhlichen Kreise, um dieses wunderbare Schauspiel der Natur recht in sein Herz aufzunehmen, und sich einem Entzücken hinzugeben, das sich nicht anders als durch schweigende Thränen ausdrücken kann.

Ein Jahr hatte ich in Genf zugebracht. Ich verließ es um mich nach Paris zu begeben. Der Weg führte über den Jura. Als ich auf der Höhe angelangt war, wandte ich mich, und warf einen Scheideblick auf den See und auf das Thal, das so viel Schönheiten der Natur, und so viel gebildete, treffliche Menschen in sich faßt. Mir war sehr schwer ums Herz, und ich wünschte bald zurückzukehren! Es ist nicht geschehn; gewiß zu meinem Besten! Jetzt aber versetze ich mich noch einmal auf jene Stelle, und dies ist jetzt mein Wunsch: Alle, die ich damals kannte und verehrte, alle die mir Freundschaft und Liebe erwiesen, wenn sie noch leben, so möge der Segen des Herrn in irdischen und geistigen Gütern auf ihnen ruhn; und wenn der Tod sie schon ihrem schönen Vaterlande entrückt hat, mögen sie durch die Gnade des Herrn in den viel schöneren Aufenthalt seines Paradieses eingegangen seyn!

XVII.

Zwischen Genf und Paris.

In Frankreich begab ich mich zu meinem Oheim, der die Güte haben wollte mich nach Paris zu führen. Er war französischer Abkunft wie ich, hatte in Berlin und Petersburg sich Vermögen erworben, und hatte sich in Frankreich Ländereien gekauft. Sie lagen im Departement des Loiret, am Canal de Briare, nicht weit von der kleinen Stadt Chatillon. Die Gegend war nicht schön; auch

der Ackerbau schien vernachlässigt; es war im Jahre 1805, unter Napoleons Herrschaft, wo es dazu an Kräften und Mitteln fehlte. Dörfer gab es wenige; hin und wieder sah man einzeln liegende Gebäude von geringem Umfange, mit dicken Mauern, mit kleinen Thürmchen; in früher Zeit hausten dort die Adligen; jetzt waren sie von bürgerlichen Gutsbesitzern bewohnt. Mein Oheim konnte die Reise nach Paris nicht sogleich antreten; deshalb verweilte ich mehrere Wochen bei ihm. Er lebte ohne Familie, und war ganz durch eine neu eingerichtete Landwirthschaft in Anspruch genommen. Geselligen Verkehr gab es wenig in der Nachbarschaft; so war ich denn größtentheils mir und meinen Gedanken überlassen.

Diese richteten sich nun auf das was mich in Genf vornehmlich beschäftigt hatte, was mich auch noch in Paris beschäftigen sollte: auf die Kanzelberedsamkeit. Ich habe noch anzuführen, daß Genf damals manche ausgezeichnete Redner besaß. Unter ihnen nenne ich Cellerier, den ich leider nicht oft hören konnte, denn er war Pfarrer in einem Dorfe, und predigte nur selten in der Stadt. Er mochte damals zwischen vierzig und funfzig Jahre alt seyn; er schien körperlich leidend, vornehmlich an der Brust; seine schöne, klangvolle Stimme hatte einen ungemein rührenden Ausdruck. Die Predigten, die ich von ihm hörte, hatten zwar überwiegend moralische Beziehungen; doch war sein tiefer christlicher Sinn nicht zu verkennen. Seinen praktischen Zweck verfolgte er ohne Abschweifung, mit großer Lebendigkeit, und mit fast gänzlichem Versinken in den Gegenstand. Im Allgemeinen hatten die Prediger in Genf manche Verwandtschaft mit Ancillon, der sich auch in derselben Schule gebildet hatte. Freilich gab es auch manche Verschiedenheiten; er hatte mehr Glanz und Schwung; sie waren in höherem Grade praktisch, biblisch, französisch. Durch meinen Aufenthalt in Genf war ich reicher an Erfahrungen; aber an Einsicht, was das Wesen der Beredsamkeit anlangt, hatte ich nicht gewonnen. Mir waren manche Winke und Belehrungen ertheilt worden, deren Richtigkeit ich anerkannte, zu denen aber immer noch die tiefere Begründung fehlte.

Ich kann es mir nun leicht erklären wie es zuging, daß ich auf dem Landgute meines Oheims, in dieser Einsamkeit, zwischen

Genf und Paris, bei dem was hinter mir lag, und dem was mir zunächst bevorstand, mich mit nichts anderm beschäftigen konnte, als mit der Kanzelberedsamkeit, und daß ich in Nachdenken über ihr Wesen, und über ihre höchsten Grundsätze versank. So viel stand in mir fest: Der Redner müsse einen Zweck haben; er müsse suchen eine Wirkung hervorzubringen. Aber ich wußte nicht, ob er nur auf die Vernunft einwirken solle, um sie zu überzeugen, oder auch auf das Herz um es zu rühren? Ward dies letztere zugegeben, so entstanden viele andere Fragen: Wodurch wird solche Rührung bewirkt? Welcher Mittel hat man sich dazu bedient? Giebt es solche deren Anwendung dem rechtschaffenen Manne, und namentlich dem geistlichen Redner zusteht? Diese Fragen erhielten mich in unaufhörlicher Spannung. Ich grübelte darüber nach, wenn ich an dem Canal de Briare einherging, wenn ich auf dem Reitpferde meines Oheims an jenen kleinen adligen Castellen vorüberstreifte. Was ich am Tage gedacht hatte, das schrieb ich des Abends auf; zuweilen schien es mir, ich hätte einen sichern Grund gefunden; wenn ich es aber am Morgen wieder las, dann fand ich es ungenügend; es enthielt keine durchgreifende Lösung aller der Zweifel und Schwierigkeiten, die mich quälten, und die Arbeit mußte von Neuem beginnen.

Nun geschah es eines Morgens, als ich mich auf meinem Zimmer befand, in welches die helle Sonne hereinschien, daß der Gedanke auf einmal klar vor meinem Geiste stand: Die Beredsamkeit ist ein Handeln; sie kann daher nur durch sittliche Grundsätze geleitet werden. Dieser Gedanke war mir selber ganz neu; ich wußte mir von seinem Entstehen nicht Rechenschaft zu geben, denn mein eigenes Sinnen hatte mich auch nicht bis an die Grenze desselben geführt; daß Quintilian und Andere ihn bereits ausgesprochen hatten, war mir unbekannt. Ich ergriff ihn aber sogleich, und ich hielt ihn fest, mit der frohen Ahndung, daß ich in ihm Alles was ich suchte, gefunden hätte. Mit Schnelligkeit durchlief ich alle Folgerungen, die sich daraus ergaben. Ist das Reden ein Handeln, so hat es, wie jedes andere, einen Zweck. Dieser Zweck ist, Menschen zu einem gewissen Ziele zu führen. Verfährt man dabei nach sittlichen Grundsätzen, so kann dies Ziel kein anderes seyn, als

dasjenige, wohin ihre eigene sittliche Natur sie führen muß: Glückseligkeit, Heiligung, Pflichterfüllung. Dahin gelangt man nicht durch Erkenntniß allein, sondern durch Entschließungen, bei denen alle Gemüthskräfte mitwirken. Der Redner muß also im Stande seyn, nicht nur die Vernunft zu überzeugen, sondern auch das Herz zu bewegen. Und er vermag es nur dann, wenn er selber besitzt, was er seinen Zuhörern mittheilen will, sittliche Gesinnung. Die Beredsamkeit eine Tugend!

Dieser Grundsatz schien mir gleich anwendbar auf die politische wie auf die geistliche Beredsamkeit; gleich bewährt durch das Beispiel der großen Redner in dem einen wie in dem andern Verhältnisse. Ich habe gesucht ihn nach beiden Richtungen, aber vornehmlich für mich selbst, und für die geistliche Beredsamkeit auszubilden, und zu entwickeln. Wie es sich mit demselben auch verhalten mag, ich habe durch ihn erreicht, was ich mir so sehnlich wünschte — Selbstständigkeit; und bin von der peinlichen Verlegenheit befreit worden, ein Geschäft, über dessen Wesen ich mit mir selbst nicht einig wäre, treiben zu müssen.

XVIII.

Abschied.

Sie bezeigen sich höchst dankbar für das, was ich Ihnen in meinen letzten Briefen mitgetheilt habe; Sie bemerken jedoch, das Entstehen eines rhetorischen Systems sey eben nicht eine Sache von großem Belang; und Sie wünschen mein inneres Leben und dessen Entwickelung von anderen wichtigeren Seiten kennen zu lernen.

Verehrtester, daraus wird nichts! Meine Stahlfeder ist stumpf geschrieben; mein Vorrath Briefpapier ist verbraucht; die Korrespondenz mit Ihnen hat mir schon unverhältnißmäßig viel Zeit gekostet; und ich muß also Ihre Neugier unbefriedigt lassen — für dies Mal!

Wissen Sie aber, wie es mir ergangen ist? Ich habe mich, während ich an Sie schrieb, immer mehr davon überzeugt, daß Sie leben. Zuweilen war es mir, Sie würden plötzlich in mein Zimmer treten, mir das Papier von dem Pulte wegnehmen und sprechen: Geben Sie her; dieser Brief ist ja an mich gerichtet. Dies ist nun zwar nicht geschehn; aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß ich Ihnen noch einmal hier auf Erden begegnen werde. Sollte diese Hoffnung mich täuschen, ich weiß einen Ort, wo sie gewiß in Erfüllung gehen wird — das ist der Himmel! Dort treffe ich Sie gewiß; und dort, wenn es früher nicht geschehen ist, dort ein Mehreres! Leben Sie wohl!

Fragmente.

Wissen Sie aber, wie es mir ergangen ist? Ich habe mich, während ich an Sie schrieb, [illegible], bis ich [illegible]. Indessen war es mir, Sie würden plötzlich in mein Zimmer treten, mir das Papier von dem Pulte wegnehmen und [illegible]: [illegible] Sie [illegible] dieser Brief ist ja an mich gerichtet. Das ist nun zwar nicht geschehen; aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß ich Ihnen noch einmal hier auf Erden begegnen werde. Sollte diese Hoffnung auch täuschen, ich weiß einen Ort, wo [illegible] werd — das ist der Himmel! Dort werde ich Sie grüßen, [illegible], wenn es früher nicht geschehen ist, [illegible] Leben Sie wohl!

Kunst und Litteratur.

Die Kunst kann dem Reiche Gottes dienen; und wenn sie sich ihm widmet, und ihm Eingang in die Gemüther verschafft, so ist sie eine Art populärer Theologie. Sie kann sich aber auch dem Reiche der Finsterniß dienstbar machen, und das was Satan den Menschen zu sagen hat, ihnen in süßen Worten, Klängen und Gestalten an's Herz legen.

Es ist als ob ganz Deutschland jetzt der Erweckung eines Dichters entgegensähe, dem es gegeben seyn wird, einen großen Gedanken, oder mehrere große Gedanken auszusprechen, die Allen Noth thun, welche dunkel in der Masse gähren, obgleich Keiner sich recht darauf besinnen, und noch weniger sie in Worte fassen kann. Die vielen Stimmen, welche die jetzigen Dichter erheben, scheinen nur ein schwaches und ziemlich verworrenes Vorspiel zu dem Gesang, welchen jener erwartete Dichter anstimmen wird.

Könnte man doch für sein Zeitalter schreiben! Aber man kann es nicht; das Zeitalter ist gar zu unreif. Nicht mit dem Zeitalter, sondern im Rücken desselben gehen, ist auch schlimm; ein Werk das nicht die Farbe des Zeitalters trägt, hat eigentlich keine Farbe. Glücklich Göthe, der, ohne es zu beabsichtigen, in einigen seiner Werke das Zeitalter darstellte! Noch glücklicher Schiller, dem es gelang das Zeitalter mit dem Ideal zu versöhnen!

Wir sind am Ende blasirt über die schönen Formen in der

Poesie; wir wollen auch Gedanken. Von welcher Art? Witzige, frappante, seltsame, unerhörte? Nein, wahre, tiefe und erhabene.

Ein Schriftsteller kann doch am Ende nichts Anderes geben, als sich selbst. Will er Vortreffliches geben, so muß es seine erste Sorge seyn, vortrefflich zu werden.

Die lyrische Poesie bedarf der Grundlage großer Gedanken und tiefer Gefühle, wenn auch die gleichen stets wiederkehren sollten, wie bei Petrarca. Die neue lyrische Poesie, selbst zum Theil die Göthesche, entbehrt dieser Grundlage; sie kann deshalb nur eine vorübergehende Erscheinung seyn.

Da in allen litterarischen Productionen Inhalt und Form einander entsprechen müssen; da die Poesie die würdigsten Formen hat: so muß sie auch den würdigsten Stoff haben. Dies können nur Ideen, und zwar christliche, oder den christlichen nah verwandte seyn. Wer christliche Ideen hat, der ist deshalb noch kein Dichter; aber wer keine christliche Ideen hat, der ist gewißlich auch kein Dichter.

Ob man nicht die Kunst als eine Tugend, und die Tugend als eine Kunst behandeln sollte?

Das höhere Alter, wenn es fromm und christlich, durch den Glauben mit der höhern Welt verbunden, und von den Leidenschaften der Jugend und der männlichen Jahre befreit ist, möchte vielleicht, unter allen Lebens-Epochen, der Poesie am günstigsten seyn. Homer wird nicht mit Unrecht als ein Greis dargestellt.

Um Verse zu machen, muß man entweder sehr krank, oder sehr gesund seyn.

Während Poesie und Rede im Gemüth nicht wohl eine höhere Stimmung hervorbringen können, ohne es zugleich zu erschüttern, ist das der Vorzug der echten geistlichen Musik, daß sie dem Gemüth ganz seine Ruhe läßt, und es dennoch zu Gott erhebt.

Man wird das von Andern Erlernte sich niemals ganz zu eigen machen können; und man beherrscht nur das, was man selbst erfunden hat, und worin man Original ist. Die Originalität in Sachen des Glaubens besteht nicht in der Erfindung, sondern in der Erfahrung.

Ist bei einem Menschen die beurtheilende Kraft stärker als die productive, so daß er sogleich alle Mängel bemerkt, dann wird die Arbeit für ihn höchst qualvoll seyn, und er wird nur wenig zu Stande bringen. Man möchte wünschen, daß sich diese Kräfte immer im Gleichgewicht befänden, und daß, wenn man wenig productive Kraft besitzt, man doch auch wenig beurtheilende Kraft haben möchte.

Weder der einfältige Mensch, noch der Mensch von Genie können von Andern etwas lernen; deshalb wird der Mensch von Genie, ehe er sich entwickelt, oft für einfältig gehalten. Aber der Mensch von Genie lernt durch sich selbst, was der Einfältige nicht kann.

Ein Mensch von geringen geistigen Fähigkeiten ist deshalb noch nicht ein dummer Mensch. Sollte ein dummer Mensch nicht auch immer ein schlechter Mensch seyn?

Es giebt Menschen, die in ihren Schriften und im Gespräch ungemein viel dadurch gelten, daß sie sagen, was sich von selbst versteht. Sie haben einen Jeden unterhalten, und ein Jeder ist mit ihnen zufrieden, weil er gerade das was er dachte von ihnen vernommen hat. In einer Rücksicht mögen dies flache und geistlose Menschen seyn. In einer andern Beziehung haben sie aber wieder ein bedeutendes Talent; denn es ist etwas sehr Großes, Dinge zu sagen, die einem Jeden so vorkommen, als hätte er sie auch sagen können.

Bei vielen Dichtern ist die Poesie das Mittel durch Reim und Sylbenmaaß — den Inhalt; und bei vielen Philosophen ist die

Philosophie das Mittel durch die formalen Gesetze der Speculation — die Vernunft entbehrlich zu machen.

Ein berüchtigter Staatsmann hat gesagt, die Sprache sei ein gutes Mittel um die Gedanken zu verbergen. Sollte sie von manchen deutschen Schriftstellern — ohne maliciöse Absicht — nicht in demselben Sinne gebraucht werden?

Es giebt so außerordentliche Geisteswerke, daß sie den, welcher sie recht lieset, umwandeln und einen neuen Menschen aus ihm machen. Das kann man erfahren, wenn man Shakspear und Cervantes lieset; sie dringen in Saft und Blut, und man wird, ohne es zu wissen und zu wollen, witzig und grandios. Jetzt hat ein junger Mann die Hegelsche Philosophie verschlungen, dazu die ganze neue deutsche und französische Litteratur, und er ist immer ein ganz trockener und geistloser Mensch geblieben. Wie mag das zugehn?

Klopstock hörte von fern Orgel- und Glockentöne, und es gelang ihm sie in Worte umzusetzen. Göthe hatte einen Genius, der ihm einige seiner Gedichte in die Feder dictirte, alle nicht, zum Beispiel nicht den zweiten Theil vom Faust, den hat er selbst gemacht. Schiller machte seine Verse auch selbst, aber mit großer Anstrengung und edler Begeisterung. Die jetzigen Dichter halten sich eine Dampfmaschine, die ihnen die Verse macht; und da die Dampfmaschinen viel leisten können, so sind die Verse auch zuweilen sehr schön.

In den früheren Perioden der Litteratur gab es Einen oder einige Machthaber, die Allen Gesetze vorschrieben, auch wohl Manchen, der weiter gekonnt hätte, zurück hielten. Jetzt giebt es keinen Machthaber mehr, die Schranken sind Allen geöffnet; der Eine hat gerade eben so viel Recht als der Andere. Auch der Unterschied zwischen Talent und Nicht-Talent, der überhaupt in Frage gestellt werden kann, ist verschwunden. Jetzt hat ein Jeder Talent, und um ein großer Dichter zu werden, braucht man es nur zu wollen,

und das nächste Geschlecht abzuwarten, um dafür anerkannt zu werden.

Lessings Prosa ist klar, scharf, lebendig, beweglich; verbindet die beiden sich gewöhnlich ausschließenden Vorzüge der Leichtigkeit und eines vollen, runden Periodenbau's; vermeidet die Einförmigkeit durch die witzige, zierliche, überraschende Wendung, die einem jeden Gedanken gegeben wird. Doch diese Wendungen haben etwas Manierirtes, und eben deshalb auch wieder Einförmiges, weil sie mehr aus der Persönlichkeit des Verfassers, als aus dem Gehalt und der Bewegung des Gedankens entsprungen sind.

Rousseau vertieft sich mit Verliebtheit in jeden seiner Gedanken, und wendet ihn so lange bis er die glühendste Seite herausgekehrt hat. Er schreibt seine Perioden wie ein Maestro seine Partitur; eine jede ist Musik durch den Wechsel der Längen und Kürzen, durch die Zahl und die Länge der einzelnen Sätze, durch die steigende Kraft, durch den bewundernswürdigen Fall. Man kann nicht umhin sie innerlich zu singen. Uebrigens weiß ich nicht was mir aus allen diesen Perioden Rousseau's immer für ein gemeines, philisterhaftes Gesicht entgegen kuckt.

Es ist ein großer Vorzug des Styls, wenn er so originell ist, daß man in jedem Augenblick denken sollte, er werde über die Grenzen alles dessen was erlaubt ist, hinausgehn, während er doch niemals darüber hinausgeht. Es ist aber ein eben so großer Vorzug, wenn in bekannten Worten und Wendungen die eigenthümlichsten, edelsten und erhabensten Gedanken ausgedrückt werden.

Die Büchersprache soll immer dadurch mit der Sprache des Lebens zusammenhangen, daß sie die besten Elemente aus der letzteren sich aneignet, obgleich sie sich stets von ihr dadurch unterscheiden muß, daß sie diese Elemente nach höheren Regeln der Schönheit und Zweckmäßigkeit verbindet und anwendet. Was man Büchersprache im nachtheiligen Sinne nennt, sind gewisse conventionelle Redensarten und Periodenformen, die aus der natürlichen Mitthei-

lung der Menschen durch die Sprache durchaus nicht hervorgewachsen sind, sondern die eine gewisse Klasse von Menschen für ihren Privatgebrauch nach Gutdünken eingeführt hat, und die nun den Andern als preiswürdig aufgedrungen werden. Diese Büchersprache herrscht besonders in den Rezensionen, und es ist merkwürdig, daß sie alle persönlichen Unterschiede aufhebt, und daß in demselben Journal durchaus ein Rezensent wie der andere schreibt. Der Geschäftsstyl geht noch weiter; er hat möglich gemacht, was kaum zu erreichen schien: die edle deutsche Sprache in eine der allerwidrigsten und lächerlichsten umzuwandeln. — „Selbstredend!“

Mancher Philosoph ist ein Sisyphus, der den Stein seines Systems mit großer Anstrengung zur Höhe eines Berges hinanwälzt. Schade nur, um dies im Vorbeigehen zu bemerken, daß wenn er ihn dort als ein ewiges Denkmal von den Siegen des menschlichen Geistes aufstellen will, der maliciöse Stein von der andern Seite hinunter läuft. Wie nun Homer die Anstrengung und das Aechzen des Sisyphus durch eine Reihe schwerfälliger Sylben ausdrückt, so ist er hierin mit Glück von manchen neueren Philosophen nachgeahmt worden. Es gelingt ihnen durch einen ungemein harten, holprigen, schwerfälligen Styl, die Anstrengung, das innere Aechzen und Stöhnen, womit sie den Stein des Systemes wälzen, anschaulich zu machen. Man könnte auch die Wirkung dieses Styls auf das Ohr mit dem fürchterlichen Knarren der Räder an den Ochsenwagen vergleichen, welche im Don Quixote, beim Aufzuge des Merlin, beschrieben werden; ein Geräusch, vor welchem, wie Cervantes bemerkt, selbst Bären und Wölfe entfliehen. Plato's Gedanken, in ihrem ätherischen Gewande, schweben in der Luft, wie ein leichtes, duftiges Rosengewölk. Aber ist das ein passender Styl für einen Philosophen? Manche der Neueren sind viel kunstreicher als er.

Die Deutschen können wohl Reden halten, und Erzählungen vortragen, wobei ein Einzelner sich mit seiner Persönlichkeit breit macht, und sich den Anderen aufdringt; aber sie haben nur selten die Gabe, ein Gespräch zu führen, bei welchem Einer sich dem

Anderen gleichstellt, nicht nur auf ihn wirkt, sondern auch seine Einwirkung empfängt, und nur in so fern etwas gelten will, als er ihn etwas gelten läßt. Und eben deshalb, weil die Deutschen so gern Reden halten, anstatt sich zu unterreden, so sind sie auch wiederum keine besonderen Redner; denn die Grundform der Rede ist das Gespräch.

„Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen." Eine wichtige Entdeckung, die eines Deutschen würdig gewesen wäre, die aber nicht ein Deutscher, sondern ein junger, kränklicher französischer Offizier — er hieß Vauvenargues — gemacht hat.

Um die Geistes- und Charakter-Größe der Athenienser selbst in den Zeiten ihres Verfalls zu erkennen, braucht man sich nur zu erinnern, daß sie den Demosthenes ertragen konnten, ja daß sie ihn bewunderten, und ihm die erste Stelle unter allen, die sich jemals des Wortes bedienten, angewiesen haben. Wenn Demosthenes wieder aufstände, um unter uns zu reden, würden wir ihn bewundern; würden wie ihn auch nur ertragen?

An allem Theil nehmen, aber nichts verstehn; etwas Gefühl und Phantasie, aber keinen Geschmack und kein Urtheil haben; das Echte und Wahre höchstens dulden und ertragen, aber sich nur für das Unechte und Falsche begeistern — das ist das Wesen des Abderitenthums. Ein Athen hat es nur Einmal gegeben, wo das Echte und Wahre sich nur zu zeigen brauchte, um anerkannt zu werden; und Athen ist längst nicht mehr. Abdera dagegen ist ewig, wie das ewige Rom; und viele kleinere und größere Städte sind seine Colonien, in denen es fortblüht.

Wo die Kraft in der neueren Litteratur erscheint, da ist gewöhnlich die Schönheit aufgeopfert. Denn man hat sich gewöhnt, die Kraft nicht in den Totaleindruck eines Gedichts und einer Rede, sondern in einzelnen, von den übrigen abgesonderten, und stark hervortretenden Gedanken zu suchen. Damit kann denn freilich keine Schönheit bestehen, die eine harmonische Bildung des Ganzen ver-

langt. Auch der Sinn der Beurtheiler hat sich so verwöhnt, daß er da, wo er künstliche Vollendung findet, den Mangel der Kraft voraussetzt, ohne auch nur zu ahnden, daß gerade diese Vollendung, die nie ohne große geistige Kraft und Anstrengung erreicht werden kann, das sprechendste Zeugniß derselben ist. Dagegen ist man immer geneigt, einzelne Schläge und Blitze, die aus einer rohen, unförmigen Gedankenmasse hervortreten, für Kraft gelten zu lassen. Die Alten mußten in Beziehung auf diesen Gegenstand einen andern Sinn, und ein anderes Bestreben haben. Sie nahmen lieber einem Gedanken etwas von der vermeinten Kraft, die er durch einseitige Entwickelung erhalten konnte, um ihn mit den übrigen in das rechte Verhältniß zu bringen, und ihm dadurch eine größere, wahrhafte, wenn auch weniger scheinbare Kraft zu geben. Die Herrschaft dieses Princips zeigt sich besonders anschaulich in den antiken Bildwerken. Auf der verstümmelten Statue des Hercules, die der Torso genannt wird, treten die Muskeln auf das kräftigste hervor; aber da eine jede, und da der Uebergang von der einen zur anderen mit gleicher Sorgfalt ausgearbeitet ist, so bilden sie zusammen nur ein sanftes Wellenspiel, in welchem die Kraft mit der Schönheit auf's innigste verbunden erscheint. Auch in der späteren Zeit haben große Baukünstler, wenn sie kolossale Massen aufthürmten, doch den Eindruck des Kolossalen zu vermeiden, und ihn durch die wohlthuendsten Verhältnisse zu mildern gesucht.

Das Tragische und das Komische sind zwar einander entgegengesetzt, aber sie sind weit entfernt, sich gegenseitig auszuschließen, und das Tragische namentlich, wenn es seinen Vortheil versteht, wird nie das Komische von sich entfernt halten, sondern es wird sich damit verbinden, und wird dadurch noch tragischer erscheinen. Die Leidenschaft, die sich zwischen Romeo und Julie bildet, erfüllt um so mehr das Gemüth mit den schmerzlichen Ahndungen alles des Unglücks, das sie bereiten wird, weil in den komischen Scenen des Stückes das gewöhnliche Leben mit seinen Lächerlichkeiten und Possen sie umspielt. Dieselben Personen, mit derselben Leidenschaft, aber auf einen ganz ernsten Hintergrund versetzt, hätten beinahe aufgehört tragisch zu seyn. Man denke sich den wahnsinnigen Lear, nur von

seiner edlen Tochter Cordelia begleitet: dies würde allerdings etwas sehr Pathetisches haben. Aber das Tragische wird in's Unermeßliche dadurch gesteigert, daß neben dem wahnsinnigen König der Narr erscheint. Shakspear, dem man die Verbindung solcher Kontraste vorwirft, hat darin noch bei weitem nicht genug gethan; und wenn die Kunst auf diesem Wege fortginge, so würde sie ein weites Gebiet voll großer Reichthümer erobern.

Ein Vater, der seinen Sohn im Duell verloren hat, befindet sich gewiß in einer höchst tragischen Lage; aber nun dichte man hinzu, daß ein Betrunkener, entweder ihm diese Nachricht bringt, oder sich aufgefordert fühlt, ihm Trost zu spenden; so wird sich die Tiefe seines Unglücks und seiner Schmerzen erst vollkommen enthüllen. Ein reicher, vornehmer und gebildeter Mann hat in seinen früheren Jahren von einer Person geringen Standes einen Sohn gehabt, der den Verhältnissen der Mutter gemäß ist erzogen worden. Dieser gutmüthige, dabei furchtsame, und etwas buckelige Knabe, soll nun zum ersten Male vor dem Vater erscheinen. Dieser, noch in seinem Alter ein schöner Mann, befindet sich in seinem reichen Zimmer, mit einem gestickten Kleide und einem Ordensbande angethan. Die Thür geht auf, und sein eigener Sohn stolpert herein, und macht ihm eine schüchterne, linkische Verbeugung, bei welcher er auf die Erde fällt. Es ist um heiße Thränen darüber zu weinen!

Ich kenne nur zwei Dichter, die mir dergestalt imponiren, daß sie keine Kritik in mir aufkommen lassen — Dante und Shakspear. Gegen das Seltsamste in ihren Werken darf ich mich nicht auflehnen, es nöthigt mir Anerkennung ab. Sollte dies nicht daher kommen, weil in ihnen die Darstellung immer der Idee vollkommen entspricht? Man fühlt, der Mann hat gemacht was er machen wollte: was ist dagegen zu sagen? Man kann es ungelesen lassen, wenn es nicht gefällt, aber man kann es nicht kritisiren. Die Kritik findet da nur Spielraum, wo die Ausführung hinter der Idee der Dichtung zurückgeblieben ist.

An Göthe's Gedichten kann man leicht manches im Einzelnen aussetzen; aber schwerlich wird man sich entschließen zu behaupten, daß ein anderer deutscher Dichter größer sei als Göthe. Was man gegen ihn hat, ist eigentlich nur ein dépit amoureux; man findet ihn so liebenswürdig, daß man gegen seine Fehler, die freilich auch sehr zahlreich sind, recht in Eifer gerathen kann.

Göthe's Iphigenia wird von Einigen ein kassisches — jetzt schon von sehr Vielen ein langweiliges Kunstwerk genannt; ich möchte sie ein christliches nennen. Was das sagen will, wird man einsehn, wenn man sie mit des Euripides Iphigenia in Tauris vergleicht. Hier tischt Iphigenia dem Thoas einen Haufen der unverschämtesten Lügen auf; dann geht sie weg, und kommt nicht wieder. Göthe's Iphigenia entschließt sich wahr zu sagen, und ihr wie ihres Bruders Schicksal, durch Enthüllung des ganzen Verhältnisses, dem Thoas in die Hand zu legen. Sie ist christianisirt. Dadurch ist sie nicht weniger menschlich, klassisch, antik; dies alles ist sie durch das christliche erst im höchsten Grade geworden.

Die klassische Litteratur hat auf die Bildung aller Völker einen so großen Einfluß ausgeübt, daß Gedichte mit griechischer und römischer Färbung eigentlich niemals unstatthaft erscheinen sollten; und dennoch sind wir davon zurückgekommen. Das Orientalische, mit alleiniger Ausnahme des rein Biblischen, liegt uns so fern, daß es sich nie frei, ungezwungen und fruchtbar mit unserer Nationalität wird verschmelzen lassen. Der Versuch einer solchen Verschmelzung, den Göthe zuerst in seinem Divan gewagt, und worin er so manche Nachfolger gehabt hat, kann deshalb auf den Gang unserer Litteratur nicht fördernd, sondern nur hindernd einwirken. Je mehr die Schranken zwischen den Völkern in andern Rücksichten aufgehoben werden, um so mehr müßte man suchen, sie in der Litteratur zu befestigen. Wenn man in Aufhebung derselben immer weiter geht, so möchte man am Ende dahin kommen, irokesische Gedanken in Sonett- und Terzinenform vorzutragen. Der deutsche Dichter wolle nicht ein Deutsch-Grieche, Römer, Engländer, Franzose, Italiener, Perser u. s. w., sondern ein Deutsch-Deutscher seyn. Am Weine

schätzt man besonders den goût du terroir; werden mehrere Weine zusammengegossen, so ist dies ein leicht berauschendes, aber niemals ein gesundes und wohlthuendes Getränk.

In allen gut eingerichteten Staaten sollte es Gesetze gegen Thierquälerei geben, welche auch das Martern der Krebse untersagten, die, in kaltem Wasser auf's Feuer gesetzt, allmählig zu Tode gesotten, und daher, wenn ich nicht irre, Marterkrebse genannt werden. Man müßte dann vielleicht noch weiter gehn, und von ästhetischer Polizei wegen verbieten, daß die Personen in Tragödien und Romanen nicht den Krebsen nachgestellt, und nicht, nachdem man sie ruhig und glücklich auftreten ließ, wie Ottilie in den Wahlverwandtschaften, und Gretchen im Faust, allmählig zu Tode gemartert werden dürften.

Als man mir zuerst sagte, der Bruder Martin, der im Götz von Berlichingen auftritt, solle kein anderer seyn, als der große Doctor Martin Luther — wollte ich es durchaus nicht glauben. Nichts ist so jammervoll und kümmerlich als dies Männlein, und die Reden, die er führt. „Essen und Trinken, mein' ich, ist des „Menschen Leben. Unsere schläfrige Verdauung stimmt den Kopf „nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe „erzeugen sich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf „wachsen." Unsinn! Begierden, die ihrer Mutter über den Kopf wachsen. Welcher Mutter? Der Schwäche oder der Ruhe? Und was soll das heißen? Und erkennt ihr in dem Weichling, der sich beklagt, daß die Eingezogenheit des Klosterlebens die Ueberfüllung mit Trank und Speise verbietet — den Martin Luther, der zu Worms vor dem Kaiser stand? „Vortrefflicher Salat, Kohl nach „Herzenslust, und besonders Blumenkohl und Artischocken, wie keine in Europa" — sind auch Worte, die man aus Luthers Munde nicht erwartet hätte. Recht widrig aber wird einem jener Götheſche Bruder Martin, wenn er Armuth, Keuschheit und Gehorsam „drei „Gelübde nennt, deren jedes, einzeln betrachtet — also auch die „Keuschheit — der Natur das Unausstehlichste scheine"; und wenn er, sich die Augen wischend, ausruft: „Und eure Weiber!"

Von Tasso kann man zwar nicht sagen, daß er ein großer, aber wohl, daß er ein kraftvoller und entschiedener Charakter gewesen sei. Nicht nur poetisches Genie, sondern auch Charakterkraft war erforderlich, um eine so mannigfaltige und doch so wohl geordnete Komposition, wie das Jerusalem, hervorzubringen. Ja, man möchte behaupten, daß der Dichter, welcher Helden und Staatsmännern so angemessene Worte in den Mund legt, und in alle weltlichen Verhältnisse eine so tiefe Einsicht beurkundet — eine seltene Reife des Verstandes besessen haben müsse. Der Tasso von Göthe hingegen ist ein flacher und sentimentaler Windbeutel. Es gährt in ihm, aber die gährenden Elemente haben keine Kraft, und der Kampf kommt nicht zur Entscheidung. Wie ein Dichter, der doch eine edle Natur seyn soll, einer Prinzessin, in die er noch obenein verliebt ist, etwas vortragen kann, wie die Beschreibung des goldenen Zeitalters — das begreift sich nicht; und noch weniger, wie diese Prinzessin, das Muster edler Frauen, es anhören kann.

Daß Göthe's Faust ein tiefsinniges Werk ist, läßt sich wohl nicht läugnen; doch ist es auch nicht schwer den Hauptgedanken zu fassen, und nach dem Maaßstab, den man durch diesen erhält, das Werk zu beurtheilen. Was Faust ist, das ist ein jeder an geistigen und Gemüths-Kräften reiche Mensch, ehe er Gott gefunden hat. Die Befriedigung, die ihm nur durch den Besitz des wahren und höchsten Gutes zu Theil werden kann, die sucht er, da ihm jenes unbekannt ist, in der Sünde, mit welcher er zuerst spielt, und deren Spielzeug er dann selber wird. Zuerst geräth der gelehrte Herr in schlechte Gesellschaft, mit welcher er, theils weil sie zu roh ist, theils weil sie in der Sünde noch keine Virtuosität erlangt hat, nicht sympathisiren kann. Sein Herz und seine Einbildungskraft verlangen andere Befriedigungen, die ihm dann auch durch die Verführung eines unschuldigen Mädchens zu Theil werden. Diese geht unter, aber einem hohen Geist geziemt es, sich über solche Folgen seiner Thaten hinwegzusetzen, und sich dadurch nicht in seinem stolzen, himmelanstrebenden Fluge hemmen zu lassen. Wie er seine Jugend in sinnlichen Leidenschaften verbrauset hat, so tritt er nun, in dem zweiten Stadium seines von dem Geiste der Welt beherrsch-

ten Lebens, durch Ehrgeiz getrieben, in die Verhältnisse des Hofes und der vornehmen Gesellschaft, und nimmt an Kriegesthaten und politischen Unterhandlungen Theil. Seine Sinnlichkeit ist nicht unterdrückt; doch wenn diese sonst durch ein einfaches Mädchen gereizt ward, so hat jetzt ein vornehmes Mischlingswesen, worin Antikes und Modernes sich gespenstisch paaren — ein treffendes Bild gemachter Schönheiten, wie sie an verderbten Höfen einhergehen mögen — einen allmächtigen Einfluß auf ihn gewonnen. Die Teufelskünste, wodurch Gretchen verführt ward, erneuen sich; sie sind noch satanischer und widriger geworden; und der Dämon, der zu jenen ersten die Anleitung gab, bekennt hier selber, daß er sich in einer fremden Welt befindet. Der Ertrag so vieler Frevelthaten, und eines so schrecklich vergeudeten Lebens, das ist nun eine wüste, unerfreuliche, dem Meere der irdischen Angelegenheiten abgerungene Scholle, auf welcher der alte blinde Mann, da er zuvor noch ein paar arme, alte Leute, die ihm im Wege standen, hingemordet hat, auch endlich von dem Tode getroffen wird.

Bis hieher ist Alles wahr; doch ist es eine Wahrheit, die Göthe selbst nicht erkannt hat, und nicht erkennen konnte, weil er keinen Standpunkt, der ihn über seinen Faust erhob, errungen hatte. Alles hat er aus sich selber heraus geschrieben, und unbewußt das Treiben seiner Jugend, die vornehmen Verhältnisse seiner männlichen Jahre und die Oede seines Greisenalters dargestellt. Nicht nur sich selbst, sondern auch den Lebensgang unzähliger Andern, die von heftigen Leidenschaften gequält werden, ohne seinen Edelmuth und seine natürliche Größe zu besitzen; hat er geschildert.

Es scheint jedoch, daß die Bewußtlosigkeit, mit welcher er den ersten Theil geschrieben, in dem letzten Theile abgenommen und daß der Gedanke, welchen er darstellte, mehr in seiner Abstraktheit ihm vorgeschwebt hat. Deshalb sind in dem ersten Theil durch die Lebendigkeit des subjectiven Gefühls, und durch die anschauliche Darstellung des Objectiven, so unbeschreibliche Schönheiten erreicht worden. Diese verschwinden im zweiten Theile; und man ist nicht wenig befremdet, daß Göthe, der immer verlangt, der Dichter solle nur darstellen, was er in sich erlebt und außer sich geschaut hat, sich in Darstellungen gefällt, von welchen weder Er, noch irgend

ein Anderer, weder in sich, noch außer sich, irgend etwas Aehnliches gesehen und erfahren haben kann. Es ist hier der Gedanke, der fast ohne Hülle hervortritt, oder dem allegorische Lappen, die fast an einige dramatische Figuren des redlichen und gutmeinenden Zacharias Werner erinnern, umgehängt werden. Es ist ein Gedanke, aber es fehlt auch bei diesem das volle Bewußtseyn, weil es kein vollständig durchdachter und richtig gewürdigter Gedanke ist, und weil Göthe sich immer noch schmeichelt, daß sein Faust, auf dem Wege, welchen er geht, zum Himmel gelangen könne, da er doch augenscheinlich sich mehr und mehr seinem Verderben naht.

Denn wenn Göthe ihn als einen immerfort Strebenden in den Himmel gelangen und selig werden läßt, so ist hier zweierlei unrichtig; erstlich, daß er überhaupt gestrebt hat, denn er wird nur von einer finstern Gewalt, welcher er sich hingegeben hat, fortgerissen; und zweitens, daß es bei dem Streben nur auf das Streben, und nicht auf die Richtung desselben ankomme, da doch nur die letztere über das Ziel, wohin man gelangt, entscheiden kann.

Es sind über Göthe's Faust manche tiefsinnige Bücher geschrieben worden, deren Verfasser gewiß vielen Dank verdienen, daß sie bei Gelegenheit dieses Gedichts so manche eigene Speculationen vorgetragen haben. Wenn man aber Göthen auf den Wegen, die er selber gewandelt ist, nachgehen will, so muß man nicht in das Abstruse hinabsteigen. Denn Göthe's Gedanken haben ihre Richtung mehr in die Breite als in die Tiefe; er hat eine bewundernswürdige Gabe, das Eigenthümliche der einzelnen Dinge zu finden und auszusprechen. Aber man sieht es wohl in den Erklärungen, die er über manche seiner Gedichte selbst gegeben hat, daß er sich immer an das Faßliche hält und nicht darüber hinausgeht; und faßlich würde auch Alles erscheinen, selbst im Faust, wenn er nicht eine gewisse Geheimnißkrämerei, die der einfachen Wahrheit einen mysteriösen Anstrich giebt, lieb gewonnen hätte.

Menschliches Leben.

Es ist nicht zu verwundern, daß Andere aus unseren kostspieligsten Erfahrungen keinen Nutzen ziehen, da wir selber nicht klüger dadurch werden.

Einige werden dadurch leicht mit den Menschen fertig, daß sie sich im Denken und Handeln immer ihrem Willen unterwerfen. Andere behaupten zwar ihre Selbstständigkeit, aber wenn sie eine Zumuthung zurückweisen, so thun sie es immer auf eine Art, die den Andern beleidigt, und die zu einem Bruche führt. Sollte es wohl Menschen geben, die immer nur das sagen, was sie für wahr, die immer nur das thun, was sie für Recht halten, und die doch dabei mit allen Andern in Frieden und Freundschaft leben könnten? Es wären beneidenswerthe Menschen!

Ein Mensch kann dichten ohne ein Dichter, reden ohne ein Redner, etwas Bedeutendes leisten ohne selbst bedeutend zu seyn. Die Welt ist voll von Menschen, die etwas leisten ohne etwas zu seyn; gewiß auch von solchen die etwas sind, ohne, wegen der Ungunst der Verhältnisse, etwas zu leisten.

Im Jahre 1341 ward Petrarca in Rom gekrönt. Er begab sich zu Pferde, entblößten Hauptes, nach dem Capitol; die Damen gossen aus den Fenstern wohlriechendes Wasser auf ihn herab. Eine Dame nahm aus Versehn, anstatt desselben, ein Gefäß mit Scheidewasser, dessen sie sich zur Bereitung ihrer Schminke bediente; dieses goß sie dem Petrarca auf den Kopf, dem davon die Haare ausgingen. Die Schmeichelei hat ähnliche Wirkungen; ihr Parfüm

ist oft Scheidewasser, das den Kopf versengt. Möchten doch Christen sich desselben nie Einer gegen den Andern bedienen!

Eine glückliche Unwissenheit, welche die Gefahren nicht kennt, läßt einen Menschen muthig in eine Lage treten, die er bei jener Kenntniß angstvoll vermieden haben würde. Die sich plötzlich zeigende Gefahr ruft nun alle Kräfte zum Widerstande auf, und wird glücklich besiegt. Für alle Verhältnisse des Lebens ist jene Unwissheit allerdings ein Gut, aber sie ist es nicht in Beziehung auf den Tod. Die sind sehr zu beklagen, die ihm entgegen gehn, ohne ihn zu kennen, so sehr sie auch von den Menschen wegen des Muthes, der aus ihrer Blindheit entsprang, gerühmt werden mögen. Wer den Tod kennt, der wird ihn auch fürchten, und er wird des ganzen Verdienstes Jesu Christi bedürfen, um dieser Furcht nicht zu erliegen.

Es ist sehr wohl möglich, daß unsere irdischen Leidenschaften, durch große Schmerzen, die wir erfuhren, und von denen sie eine Zeit lang ganz ertödtet schienen, nur stärker entflammt werden, und daß sie sich bald darauf um so furchtbarer erheben. Nichts verändert den Menschen, nicht Freude, nicht Schmerz, nicht Glück, nicht Unglück; sondern allein Deine Gnade, o Gott!

Ein Schwätzer verändert sich nicht. Er schwatzt wenn er Frau und Kind verloren hat; er schwatzt auf seinem eigenen Sterbelager. Es ist auch wohl eine sehr unschuldige Gewohnheit, dieses Schwatzen! Nur freilich für Den, der es hören muß, nicht leicht zu ertragen.

Man begegnet zuweilen einem Menschen, den man in früherer Zeit gekannt hat, und man muß sagen, daß er nur noch eine Karrikatur seiner selbst ist; so haben ihn Eitelkeit und Ehrgeiz oder andere Leidenschaften entstellt.

Was die Menschen in der Welt unter einander verbindet, das ist von der einen Seite, der Vortheil, wozu auch das Wohlbehagen zu rechnen ist, welches die Schmeichelei und Anbetung erregt; von

der andern Seite, ist es die Furcht vor dem Schaden, welchen ein kräftiger und einflußreicher Mensch, wenn man ihn nicht für sich gewinnt, zufügen könnte. Wenn man weder Vortheil von einem Menschen erwartet, noch Furcht vor ihm hegt, so haben alle feindseligen Leidenschaften gegen ihn freies Spiel; er wird verachtet, er wird mit Füßen getreten; er wird selbst ein Gegenstand des Hasses. Daß man Jemanden allein deshalb lieben sollte, weil er ein guter und ein ausgezeichneter Mensch ist, kommt selten vor.

Woher wohl das Lob, das die Welt so gern der unbeugsamen Rechtschaffenheit, der jeder Heuchelei unfähigen Wahrheitsliebe ertheilt? Vielleicht daher, weil Menschen, die sonst sehr gefährlich seyn könnten, durch solche Eigenschaften für den Egoismus aller Anderen fast unschädlich gemacht werden?

Schöne Frühlingslandschaft. Weite herrliche Aussicht von einer Anhöhe herab. Auf dieser Anhöhe liegt ein Knabe auf dem Bauch, die Augen auf einen Maikäfer gerichtet, der vor ihm kriecht. So umgiebt den Menschen die unsichtbare Welt mit ihrer Herrlichkeit, und selbst die sichtbare, mit ihrer mannigfaltigen Schönheit. Er aber sieht von dem Allen nichts; er liegt auf dem Bauch, und hat die Blicke nur auf einen Maikäfer, das heißt, auf eine Rolle Gold, oder auf ein Ordensband, gerichtet.

Es ist ganz in der Ordnung, daß von einem geistreichen, berühmten Schriftsteller, nirgend weniger Notiz genommen wird, als unter seiner nächsten Umgebung. Seine Schriften werden in ganz Europa gelesen und in alle Sprachen übersetzt; seine Frau und seine Kinder haben sie nie gelesen, obgleich sie auch für sie verständlich waren. Seine Frau lärmt und poltert neben seiner Arbeitsstube, um die Haushaltung in Ordnung zu halten, und es kümmert sie nicht im mindesten, daß sie ihm seine besten Gedanken verscheucht, aus welchen eine neue Krone der Unsterblichkeit für ihn hätte geflochten werden können. Wahrhaft groß und geistreich zeigt sich nun ein solcher Mann, wenn er nicht nur dies Alles duldet, sondern wenn es ihm auch gerade so ganz recht ist. Es mag unangenehm

seyn, von den Nächsten verkannt zu werden, aber noch unangenehmer wäre eine continuirliche Anbetung.

Endlich waren Sancho Pansa's Wünsche erfüllt; er war Statthalter geworden. Doch das neue Verhältniß entsprach nicht seinen Erwartungen, seinen Wünschen. Der Geschäfte waren viel; die Tafelfreuden sehr beschränkt; endlich fiel der Feind in die Insel; die Streitenden gingen hin und her über seinem Leib, und traten ihn mit Füßen. Nun kommt einer der schönsten und rührendsten Momente seiner Geschichte. Er geht in den Stall, zu seinem Freunde, dem Esel, dem Gefährten seines verborgenen, glücklichen Lebens, den er, so lange als der Rausch seiner Größe dauerte, vernachläßigt hatte. Mit Thränen wirft er sich ihm um den Hals, und klagt sich der Thorheit und der Undankbarkeit an. Er sattelt, besteigt ihn, bittet das Hofgesinde ihm Platz zu machen; gern erfüllt es diesen Wunsch, denn es steht nur im Wege, wenn man an den Hof will, nicht wenn man ihn verläßt, und er kehrt in seine Verborgenheit zurück.

Auch Du hast Statthalter werden wollen, General, Minister, Ministerialrath, irgend etwas von Bedeutung im Staat und in der Kirche. Du bist es geworden. Nun, wie gefällt Dir dein neues Amt? Sonst konntest Du ruhig deinen Spaziergang machen; jetzt, wenn Du drei Schritte auf der Straße gehst, so begegnen Dir drei Leute, die alle von Dir wollen befördert seyn. Sonst schliefest Du ruhig; jetzt gehen die Angelegenheiten des Staats und der Kirche mit Dir zu Bette, und lassen Dir keine Ruhe. Sonst aßest Du zu Hause mit Deinen Kindern; jetzt mußt Du in das vornehme Haus gehn, wohin Du geladen bist. Man sitzt lange bei Tische, Du issest mehr als nöthig, und es bekommt Dir schlecht, denn Du hattest Dich schon vorher geärgert, und wirst auch nachher Verdruß haben. Einmal hast Du wirklich einen guten Gedanken gehabt, den hast Du ausführen wollen; hast Dich der Mittel, welche Dein Amt darbot, bedient. Aber einen Widerstand, den tausend schlechte Gedanken nicht hervorgerufen hätten, hat dieser gute Gedanke gegen Dich erregt. Du hast Dir unzählige Feinde gemacht, sie werfen Dich zu Boden, treten Dich mit Füßen, und tanzen auf Dir umher

Weißt Du, was Du thun sollst? Verlaß die Statthalterschaft, wolle nicht mehr General, oder Minister, oder Ministerialrath, oder ein Mann von Bedeutung im Staat und in der Kirche seyn. Werde wieder Sancho Pansa, suche wieder den Freund Deiner Jugend auf. Gehe zu dem redlichen Manne, dem Genossen Deiner Schul- und Universitätsjahre, der auf den unteren Stufen, die Du durchliefest, zurückgeblieben ist. Du hast ihn sehr vernachlässigt während Deiner kurzen Erhebung. Bitte es ihm ab unter Thränen. Raucht wieder zusammen des Nachmittags eure Pfeife; genießt mit Frau und Kindern zusammen ein frugales Mahl; sprecht über politische Nachrichten, die ihr ganz einfach, und ohne sie eben zu bezweifeln, aus den Zeitungen entnehmt; laßt auch hin und wieder ein Wort von Gott und vom Christenthum mit einfließen; und wenn Du je Deiner Statthalterschaft gegen ihn erwähnst, so thue es nicht ohne ein mitleidiges Lächeln über Dich selbst.

Seitdem das Ideal der Menschheit in Christo erschienen ist, kann man, da man immer einen vollkommenen Freund haben will, eigentlich keinen andern haben, als Christum; und wenn man einen andern Freund hat, so besitzt dieser niemals den ersten Platz im Herzen, sondern man liebt ihn nur wegen der Aehnlichkeit, die man in ihm mit Christo findet, um dessentwillen man ihm auch seine Schwächen verzeiht. Die Freundschaft unter Christen kann daher nie mehr zu der begeisterten Leidenschaft gesteigert werden, die sie unter den Alten erreicht haben soll.

Keine Liebe ist so innig, so treu, so dauernd, als die Liebe der Eltern für ihre Kinder. Wie bald sind der Bruder, der Gatte, die Eltern vergessen: die Wunde, die der Tod eines Kindes schlug, wird spät — vielleicht niemals — vernarben. Welches ist das Grab, das alle Sommer mit frischen Blumen geschmückt wird? Es ist das Grab eines Kindes. Siehe daneben das Grab einer Gattin, die in der Blüthe der Jahre dem untröstlichen Gatten entrissen ward. Wenige Frühlinge sind seitdem vergangen. Der Gatte ist wieder vermählt; das Grab ist vernachlässigt.

Woher hat denn Elternliebe diese besondere Kraft? Warum

ist sie z. B. stärker, als die der Kinder? Weil ein Strom mit Gewalt von der Höhe herabfließt, aber sich nicht zu der Höhe erheben kann? Das Gleichniß erklärt nichts. Wir wollen lieber sagen: Weil unter allen Gestalten, welche die Liebe auf Erden annimmt, die der Eltern zu ihren Kindern die mehreste Aehnlichkeit hat mit der Liebe Gottes zu den Menschen. Darum muß sie die stärkste seyn.

Wenn manche Menschen keine Kinder hätten, so würden sie sterben, ohne zu wissen was Liebe sei.

Daß die irdische leidenschaftliche Liebe mit der heiligen, geistigen Liebe zu Gott oft eine gewisse Aehnlichkeit hat, das ist leider nicht zu läugnen. Besonders wird diese Aehnlichkeit in dem Plötzlichen, Unerwarteten, Blitzartigen ihres Entstehens hervortreten. Nach mehreren Jahren eines weltlichen Lebens, fühlte sich Catharina von Genua plötzlich, als sie in Begriff zu beichten war, von dem Strahle der göttlichen Liebe getroffen. „O Liebe, rief sie aus, kann es denn seyn, daß Du mit solcher Liebe mich gerufen, und in einem Augenblicke mir gezeigt, was die Zunge nicht auszusprechen im Stande ist!" Mit einer solchen Einwirkung wird diejenige allerdings verglichen werden können, welche Dante und Petrarca erfuhren, der erste, als er, neun Jahre alt, bei dem Maifeste in Florenz, Beatrice; und der zweite, als er am 6. April 1327 in der Kirche der heiligen Clara zu Avignon, Laura erblickte, und die Mancher vor und nach ihnen erfahren haben mag. Es soll übrigens durch diese Vergleichung, der irdischen, leidenschaftlichen Liebe keinesweges das Wort geredet werden; sie muß im Gegentheil um so viel sündlicher erscheinen, wenn man bedenkt, daß die Fähigkeiten, Gott zu schauen und Eindrücke von ihm zu empfangen, die uns nur gegeben sind, um mit ihm in Verbindung zu treten, daß diese Fähigkeiten hier gemißbraucht werden, um in der Kreatur ein Blendwerk von Gottähnlichkeit wahrzunehmen, und um sich dafür entzünden zu lassen. Es wird auch diese Liebe, nicht besser als jede andere, und vielleicht noch weniger, weil sie noch besinnungsloser ist, der Versuchung Widerstand leisten können. So viel ist aber gewiß, daß bei der Schilderung einer Liebe zu Gott, wie Catharina sie empfand, Bilder

und Züge nicht leicht zu vermeiden sind, welche auf die irdische, leidenschaftliche Liebe, und auf die Verhältnisse, welche sie stiftet, ebenfalls Anwendung finden; — wodurch denn geistliche Gedichte, wenn sie aus wahrem Drang des Gefühles in den Ton des hohen Liedes einstimmen, gerechtfertigt wären; — und es wird hier nicht das Irdische auf das Geistige, das Niedrige auf das Hohe — wie man zuweilen tadelnd anführt — sondern es wird umgekehrt bei den Schilderungen irdischer Liebe, das Geistige und Hohe auf das Niedrige und Irdische übertragen; denn diese Flammen, dies Verschmachten, diese Trunkenheit sind geziemende Zustände in dem Verhältnisse der Seele zu dem höchsten Gute, aber nicht in dem eines Geschöpfes zu dem andern, und sollten auf das erste beschränkt bleiben. Es erklärt sich ferner hieraus, wie Menschen, welche der irdischen Leidenschaft eine große Empfänglichkeit darboten, wenn sie nur ihre Kräfte nicht gänzlich darin verzehrt haben, sich zu einer hohen Stufe christlicher Frömmigkeit erheben können. Sie besitzen nämlich alle Anlagen, welche diese erfordert, wie ihre Verirrungen selbst es bezeugen; und nichts darf von ihnen geschehen, als die gemißbrauchten Kräfte auf ihren wahren Gegenstand zurückzuwenden.

Wie man den Wald vor Bäumen nicht sieht, so entdeckt man auch in den weltlich-gesinnten Menschen keine einzelnen Fehler, weil sie ganz von Fehlern zusammengesetzt sind. Damit von den Fehlern eines Menschen die Rede seyn könne, muß er manche gute Eigenschaften und Vorzüge besitzen, zu welchen jene Fehler die Sonnenflecke bilden, und in deren Lichte diese sichtbar werden. Da es nun keinen größeren Vorzug giebt, als christliche Frömmigkeit, so werden die Fehler derjenigen, die ihn besitzen, auch immer am meisten hervortreten. Es ist daher ganz in der Ordnung, daß von den Fehlern der frommen Christen immer am meisten gesprochen wird. Sie können sich trösten; denn fände man nicht so viel Gutes an ihnen, würde man nicht so viel Nachtheiliges von ihnen sagen.

Das Christenthum heilt uns von unsern Lastern, aber nicht von unsern Schwächen, Seltsamkeiten und lächerlichen Gewöhnungen. Ein frommer Mann steht da wie ein Held im Reiche Gottes; in

seinem Hause muß man oft über ihn die Achseln zucken und ihn belächeln. Die Herrlichkeit der Kinder Gottes soll eben hier noch verhüllt bleiben. Wie wird sie sich entfalten, wenn der Staub abgefallen ist!

Die wunderbare Herrlichkeit der Christen schon in diesem Leben besteht darin, daß sie das Größte und Furchtbarste, die Sünde, nicht zu fürchten haben. Denn die begangene schadet ihnen nicht für ihr geistiges Heil, und diejenige, welche von Denen, die sie lieben, begangen wird, kann auch diesen nicht für die Ewigkeit schaden, denn sie beten um ihre Bekehrung, und dies anhaltende Gebet im Namen Jesu führt die Gewißheit seiner Erhörung mit sich. Zur Abwehrung irdischer Leiden haben sie dagegen weniger Waffen, als andere; doch über diese Schwäche sollen sie nicht klagen, da sie durch jene Kraft überreichlich ersetzt wird.

Der Mensch ist so gewöhnt im Aeußeren zu leben, daß er, wenn er anfängt Gott zu suchen, ihn zuerst nur in dem Aeußeren sucht; und daß selbst der Gläubige sehr staunt, und es eine lange Zeit unbegreiflich findet, wenn ihm gesagt wird, daß Gott zwar auch im Aeußeren, aber doch vornehmlich im Innern gesucht und gefunden werden müsse.

Alle Diejenigen, die ein inneres Leben in Christo führen, rühmen sich nur selten der Freuden und Entzückungen, die sie empfinden, und klagen, daß sie in ganz neue, unbekannte Regionen eines bitteren Seelenleidens hineingeführt wurden. Und dennoch hätte Keiner von diesen alle seine Qualen mit dem Frieden eines rechtschaffenen Weltlebens vertauschen mögen. Denn sobald man Christum kennt, so liebt man ihn um Seinetwillen, er mag Freuden oder Schmerzen gewähren; und man fühlt auch, daß seine tiefsten Schmerzen seliger sind, als die höchsten Freuden der Welt.

Krankheit und Alter bringen oft im Gehirn eine Austrocknung oder Zerrüttung hervor, durch welche Erinnern und zusammenhängendes Denken, aber nicht die christlichen Anschauungen und Ge-

fühle, zerstört werden. Diese bleiben stehn, wie ein hervorragender Thurm, wenn das übrige Gebäude zerfallen ist. Sie haben also gewiß ihren Sitz in der höchsten Spitze des Geistes, welche mehr mit dem Jenseits als mit dem Diesseits zusammenhängt.

Eine gläubige Kranke empfing das heilige Abendmahl. Bald darauf versank sie in einen bewußtlosen Zustand, der mehrere Wochen anhielt. Als sie aus demselben, kurz vor ihrem Tode, wieder zu zu sich kam, war das Abendmahl, das sie empfangen hatte, dasjenige, woran sie zuerst dachte, und auch das einzige, woran sie sich aus ihrem früheren Leben erinnerte. Es mußten also Fähigkeiten und Kräfte, die weniger als die übrigen vom Körper und seinen Zuständen abhängen, dadurch berührt und beschäftigt worden seyn.

Eine tiefe Wehmuth ergreift mich beim Anblick jener langen Reihen von Bäumen, welche die Landstraßen einfassen, sich weithin erstrecken, und dann in der Entfernung verschwinden. Viele von diesen Reihen laufen dort zusammen, in jener großen Stadt, dem Sitze der Bildung und Gelehrsamkeit, wo die wichtigsten Angelegenheiten entschieden werden. Wie Viele sind dort hingeeilt mit ungewissen Ahndungen, mit großen Erwartungen, das Herz pochend vor Furcht, vor Hoffnung! Von der großen Stadt laufen diese Wege wieder hinaus nach allen Himmelsgegenden. Dorthin liegt das Vaterhaus, das man gern einmal wieder beträte! Dorthin wohnet ein Freund, den man gern einmal wiedersähe! Dorthin lieget ein Ort, wo man einst mehrere frohe Tage verlebt hat! Wie viel Wagen taumeln hinwärts und herwärts auf diesen Straßen! Welche bedeutungsvollen Momente, in denen auch der Kälteste sich nicht erwehren kann tiefer aufzuathmen, sind die des Abreisens und des Ankommens! Und dazwischen liegt eine Welt von Erfahrungen, die man gemacht, von Gegenständen, die man geschaut, von Freuden, die man mit den nächsten Angehörigen, den Gefährten der Reise, oder mit neu erworbenen Freunden genossen hat.

So viel sagt uns der Anblick eines Weges, der von einem Orte dieser armen Erde zum andern führt, und der Anblick Dessen,

welcher ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, ohne welchen niemand zum Vater kommen kann, zur Stadt des lebendigen Gottes — was sollte der uns nicht sagen!

Man sollte sich stets hier auf Erden in der Stimmung erhalten, worin sich der Reisende befindet, der noch im Zimmer des Gasthofes verweilt, nachdem er schon die Rechnung bezahlt hat, und der nur darauf wartet, daß der Wagen vorfahren soll.

Um fromm zu werden, muß man hochsteigen; um noch frommer zu werden, muß man alsdann wieder heruntersteigen.

Es ist eine große Freude, einem Menschen, kurz vor seinem Tode, eine Wohlthat erwiesen zu haben; aber es ist ein nagender Wurm, wenn er diese Wohlthat erwartete, und mit Recht erwarten durfte, und dahinstarb, ohne sie zu empfangen. Wenn man das bedächte, so würde man wohl Niemanden etwas abschlagen, das er hoffen darf, und das man zu gewähren im Stande ist; denn kann er nicht morgen sterben?

Man müßte sein Herz von Kindheit an mit größerem Fleiße bewachen, als es gewöhnlich geschieht, um allen leidenschaftlichen Regungen zu entgehn. Zuweilen sind sie wie ein glühender Platzregen, der Mark und Bein durchdringt. Aber der Platzregen läuft ab, und man muß ihn ablaufen lassen, man muß sich trocknen an der Sonne der göttlichen Gnade. Dies ist schwerer in der Jugend, leichter im Alter. Denn was die leidenschaftlichen Eindrücke betrifft, so ist das Alter diesen gerade eben so ausgesetzt, wie die Jugend.

Jemand sagte mir: Will ich mich über ein Unrecht beklagen, das man mir zufügte, so fällt mir sogleich ein, daß ich mich gegen Diesen oder Jenen eines ähnlichen Unrechts schuldig gemacht habe. Auf daß Du Recht behaltest in Deinen Worten, und rein bleibest, wenn Du gerichtet wirst!

Es ist sehr gefährlich zu erschrecken, besonders vor einer Versuchung. Denn, wenn man vor ihr erschrickt, so glaubt man, daß man ihr nachgeben könnte, und wenn man das glaubt, so hat man schon angefangen ihr nachzugeben. Das Beste wäre sie zu verachten; wenn man das thut, so würde man sie auch fliehen. Denn das, was erschreckt, hat auch eine anziehende Kraft; aber man meidet, was man verachtet.

Große innere Anfechtungen durch sündliche Gedanken und Angst, die ohne äußere Veranlassungen im Herzen entspringen, pflegen den Uebergang von einer Stufe des inneren Lebens zu einer höhern zu begleiten. Sie sind gewöhnlich ein Zeichen, daß ein solcher Uebergang geschehen muß, und daß dazu eine entschiedenere Selbstaufopferung und Hingebung an Gott verlangt wird. Wenn man dies erkennt, und das Opfer willig darbringt, so kann man diesen Prüfungen schnell ein Ende machen; wenn man es aber verweigert, so kann man ihre Dauer sehr verlängern, und sie zu einer schrecklichen Höhe hinauftreiben.

Es fragt sich oft, wie man in menschlichen Verhältnissen gewisse Hindernisse und Schwierigkeiten überwinden kann, welche Angehörige, Amtsgenossen und Freunde von einander trennen. Man hat Alles versucht, Festigkeit, vernünftige Vorstellungen, Strenge — und alles vergeblich! Ein Mittel hat man noch nicht angewendet — Liebe! Dieses ist das gewaltigste von allen, denn, wenn man anfängt den hartnäckigsten Gegner zu lieben, so wird man auch bald seinen Widerstand überwinden. Und dieses Mittel ist um so mehr zu empfehlen, da sich Gott gegen die Menschen auch keines andern bedient hat. Viertausend Jahre hindurch hat er gedrohet und gestraft. Nun zeigte sich in Christo die göttliche Liebe, und ging in den Tod für die Menschen; sogleich waren diese besiegt.

Es giebt eine falsche Schaam, die in irdischen wie in geistigen Dingen viel Unheil stiftet. Der Reiche, welcher arm geworden ist, schämt sich es zu gestehen, und bringt sich an den Bettelstab, indem er das Wenige, das ihm blieb, in unnützem Prunk vergeudet. Eine

noch fast größere Ueberwindung kostet es zu gestehn, daß man durch seine häuslichen, amtlichen Verhältnisse, durch den Zustand des Herzens sich unglücklich fühlt. Jedes Unglück demüthigt; Unglück dieser Art am tiefsten; der Mensch sträubt sich eben so sehr gegen das Bekenntniß, daß er unglücklich, als daß er ein Sünder ist. So eitert denn das Geschwür im Verborgenen, bis es die edelsten geistigen Lebensorgane angegriffen hat. Ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, hätte viel Unglück abwenden können. Am wichtigsten wäre es gewesen, dies Wort zu Gott zu sprechen; aber man that es nicht, weil mit diesem Bekenntnisse gar manche andere zusammenhingen. Hätte man sich doch wenigstens einem Seelsorger, einem Freunde vertraut! Ja, hätte man sich ein Herz gefaßt, und zu Dem, durch welchen man sich unglücklich fühlt, gesagt: Du machst mich unglücklich! Dieser hätte wahrscheinlich dasselbe erwiedert, und so wären sie vielleicht beide zur heilsamen Erkenntniß ihres gemeinschaftlichen Elends gelangt. Solche Erklärung darf jedoch nie ein Ausbruch des Zornes, sondern sie muß ein Werk der Liebe seyn, und man muß sich durch Gebet dazu vorbereiten.

Man begeht so viel Albernheiten, deren man sich schämt, daß man darüber vergißt, die Sünden, die man begangen hat, zu bereuen. Auch hat die Sünde in ihrer Erscheinung so viel Abgeschmacktes, daß man nur über eine Dummheit erröthet, wo man über eine Beleidigung Gottes weinen sollte. Dies ist eine falsche Richtung des Gefühls, die der wahren Buße sehr hinderlich ist.

Eine Ehe wird nur dann glücklich seyn, wenn das Verhältniß der Ehegatten vor ihrer Verbindung durchaus untadelhaft und rein gewesen ist. War es dieses nicht — und dies ist bei einer leidenschaftlichen Liebe gar sehr zu befürchten — so wird diese Liebe, auch in edlen Gemüthern, getrübt werden durch den Gedanken, daß um des Geliebten Willen einmal ein Unrecht begangen worden. Auch die göttliche Strafe wird nicht ausbleiben; sie kann jedoch, wenn man nur erkennt, daß es eine Strafe, und wofür es eine Strafe ist, in Segen verwandelt werden.

Gott läßt es den Seinigen nie an Demüthigungen fehlen, und er erspart ihnen auch nicht die schmerzlichste, die sie am wenigsten erwarteten, daß ihr Reden und Thun zur Heiligung der Menschen ohne Wirkung zu bleiben scheint. Ich sage: scheint, denn ein Schein ist es nur; und sie werden einst erstaunen, wie viel Gott durch sie gewirkt hat.

Indem Gott unsere Wünsche nicht erfüllt, oder uns in der Erfüllung derselben das gehoffte Glück nicht finden läßt, scheint es seine Absicht zu seyn, es dahin mit uns zu bringen, daß wir für uns und die Unsrigen endlich nichts anders wünschen, als einen seligen Tod, und die Aufnahme in sein himmlisches Reich.

Man sagt: Wo viel Licht ist, da ist viel Schatten. Man kann es auch umkehren und sagen: Wo viel Schatten ist, da ist viel Licht. Denn Gottes Licht leuchtet doch nur in der Finsterniß.

Daß ein Unglück selten allein kommt, sondern gewöhnlich mehrere andere Unglücksfälle in seiner Begleitung hat, ist eine göttliche Einrichtung, wofür wir danken sollten, anstatt uns darüber zu beschweren. Denn wenn die Trübsale, die nun einmal zu unserm Heile nothwendig sind, gleichmäßig in unserm Leben vertheilt wären, so würde es theils darin durchaus keine heiteren und glücklichen Zeiträume geben, und theils würde die vereinzelte Trübsal uns das, was uns Gott dadurch lehren will, nicht deutlich genug verkündigen. Nun gewinnen wir freiere Zeiten, wo wir aufathmen, uns stärken und mit Lust arbeiten können. Und wenn die Zeit der Leiden wiederkehrt, so sind sie, wegen ihrer Anhäufung, eine fortgesetzte Uebung und eine anhaltende Zucht, die bei frommen Menschen nicht leicht fruchtlos bleibt.

Wenn, wie man bemerkt hat, weder ein Glück noch ein Unglück allein kommt, so kann man noch hinzufügen, daß die glücklichsten Ereignisse, die auf einander folgen, oft von derselben Art sind, und daß es sich eben so auch mit den unglücklichen verhält. Es giebt z. B. Zeiten, wo ein Todesfall auf den andern folgt; Zeiten,

wo man mehrere Kränkungen nach einander erfahren muß, und mit vielen Menschen, ohne es zu wollen, in Feindschaft geräth; Zeiten, wo man einen wiederholten Verlust an irdischen Gütern erleidet. Dies ist eine sehr weise und liebreiche Einrichtung der Vorsehung, und sie hat große Vortheile für den, der in ihre Absichten einzugehen weiß. Denn, wenn das Glück oft unter derselben Gestalt wiederkehrt, so wird sein Reiz sich abstumpfen, und es wird uns weniger zum Uebermuth verleiten; und die Uebung, die man bei der ersten christlich erduldeten Trübsal erworben hat, wird, weil die darauf folgenden ähnlicher Art sind, diese sehr erleichtern und ihren Segen vermehren.

Es ist merkwürdig und wunderbar, wie sehr Gott Diejenigen in Schutz nimmt, die in schwierigen Lagen, des Gewissens halber, etwas thun, das ihnen den größten Schaden zu bringen droht. Es bringt ihnen nicht nur keinen, sondern schafft ihnen selbst zeitlichen Vortheil.

Das was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug, ist ein wahres Sprüchwort. Man muß aber hinzusetzen, daß man es nur dann erlangt, wenn man aufgehört hat es zu wünschen. Große Gnade Gottes, uns die schönsten Güter nur dann zu geben, wenn sie uns nicht mehr schaden können!

Wenn wir einen andern Menschen wegen eines unangenehmen Ereignisses, eines Unfalls beklagen, der ihm zugestoßen ist, und uns in Vergleich mit ihm recht sicher fühlen: so sind wir oft nahe daran etwas Aehnliches zu erfahren; ja es ist schon geschehen, wir wissen es nur nicht.

Wir bezeigen oft den Menschen unser Mitgefühl über ihre Leiden; und wir dürfen ihnen nicht sagen, daß wir selber in diesem Augenblick Schmerzen empfinden, gegen welche die ihrigen nur gering sind.

Es sind nicht unsere Feinde, es sind Diejenigen, die wir lieben, durch die wir am meisten zu leiden haben.

Man sollte niemals Freude suchen; man sollte zufrieden seyn, wenn man nur nicht gequält wird.

Oft scheint uns unser Elend durch unabänderliche Verhältnisse von Außen, und im Innern durch unheilbare Schwermuth festzustehn, und immer dauern zu müssen. Nun hat sich ein wenig in unserer Lage verändert, und ein ganzer kleiner Lichtstrahl ist in unser Inneres gefallen. Sogleich hat uns der alte Uebermuth ergriffen; das Elend hat ein Ende; und Ansprüche auf Glück und Freude, größer als zuvor, machen sich geltend und erwarten ihre Befriedigung.

Gott muß recht viele Trübsale anwenden, um uns vom Leben zu entwöhnen, und uns das Verlangen nach dem Tode einzuflößen. Zuweilen will es bei alle dem nicht gelingen.

So tief der Schmerz auch ist, in den man versenkt wird, so darf man doch niemals glauben, daß es nicht noch tiefere Schmerzen gebe, und daß man sie nicht werde zu erdulden haben. Indem man dies zugiebt, muß man nur nicht unterlassen zu bemerken, daß es sich eben so mit der Freude verhält, und daß die höchste, die wir hienieden empfinden können, uns keinen Maßstab für diejenige an die Hand giebt, die einst in unser Herz Eingang finden wird, oder vielmehr in die wir eingehen werden.

Es giebt viele Stunden, welche eine äußere und innere Verstimmung uns nicht erlaubt, weder zur Arbeit, noch zum Vergnügen anzuwenden, und die uns deshalb sehr lästig und verloren scheinen. Aber auch diese Stunden können wir in der Gegenwart Gottes zubringen, für deren ruhiges Bewußtseyn und Gefühl ein frommes Herz auch dann noch die Fähigkeit behält, wenn ihm jede andere Fähigkeit gebunden scheint; und an Gott denken, das ist noch mehr werth, als jede andere Arbeit und jeder andere Genuß.

Ach das Herz, das Herz, das arme, das unglückliche, das sündliche, verderbte Herz; mit seinen Wünschen und mit seiner Angst; mit seiner bodenlosen Schwermuth, und mit seinem Uebermuth, der

keine Schranken anerkennt! Gegen alles dieses bedarf es eines Heilmittels; und wo wird dies gefunden, als bei Dir allein, o Herr?

Man bemerkt wohl, daß Menschen, deren Leben sehr glänzend und ausgezeichnet war, in Kummer, Zurücksetzung und Verachtung sterben; und daß bei Andern, die sehr kummervoll und mühselig gelebt haben, einige ruhige und freundliche Jahre dem Tode vorangehen.

Daß die Jahre, die sich in unserer Jugend auszudehnen und zu verlängern scheinen, in der späteren Zeit unsers Lebens zusammenschrumpfen und pfeilschnell verschwinden, ist ganz in der Ordnung; denn je mehr wir im Alter vorrücken, um so mehr nahen wir ja der Ewigkeit, wo tausend Jahre seyn werden wie Ein Tag.

Alle guten Freunde sollten auf einander warten, damit sie zusammen sterben könnten, sagt Fenelon. Wenn dies nicht geschieht, so warten doch die Einen auf die Andern im Himmel, damit sie ewig mit ihnen leben.

Es ist recht schön zu verreisen, wenn nur das Zurückkommen nicht wäre. Man entfernt sich gern aus seinen gewöhnlichen Verhältnissen, die immer manches Drückende und Beschwerliche haben, um fremde Länder zu besuchen, und sich an den Schönheiten der Natur und der Kunst zu erquicken. Aber gewöhnlich ist der Augenblick der Rückkehr unerfreulich, weil sich indeß manches Traurige mag ereignet haben, oder weil man wenigstens aufgehäufte Arbeiten vorfindet, die nun hinter einander wollen abgethan seyn. — Wenn wir sterben, werden wir den Vortheil haben, daß wir verreisen, ohne zurückzukehren.

Zuweilen widerfährt uns von Seiten der Menschen Günstiges oder Ungünstiges, das so genau die Gesinnungen ausdrückt, welche Verstorbene gegen uns hegten, oder hegen mußten, daß man glauben möchte, es sei durch diese, oder doch auf ihren Antrieb geschehen.

Man wird finden, wenn man sich der Vergangenheit erinnert,

daß man weniger Mühe hat, sich die frohen als die traurigen Zeiten derselben zu vergegenwärtigen. Auch diese Thatsache, wie gering sie scheinen mag, betrachte ich gern als ein Unterpfand, daß wir zu einer ewigen Freude bestimmt sind.

Das Ziel, welches wir bei manchen geistigen Wünschen und Bestrebungen unserer Jugend vor Augen hatten, wohin zu gelangen wir nicht selten verzweifelten, wird dennoch in einem höheren Alter oft von uns erreicht. Wie sollte denn der Wunsch der Heiligung, wenn wir ihn aufrichtig hegen, in der ganzen vor uns liegenden Ewigkeit, nicht in Erfüllung gehen? Alles was gut ist in uns, das muß sich einmal ganz und vollständig entwickeln.

Man kann in diesem Leben nichts, durchaus nichts, als allein das Höchste, finden. Man findet nicht das Glück, das man sucht; man findet nicht die Vollkommenheit, wonach man strebt. Aber man kann Christum finden, den man nicht einmal gesucht hat, der Seligkeit und Vollkommenheit geben wird.

Leibrenten! Wenn man ein Kapital einzahlt, so erhält man davon, so lange man lebt, stets wachsende Zinsen. Und nach diesem Leben? Da hat Christus ein Kapital eingezahlt durch sein Blut, wovon allen Gläubigen die Ewigkeit hindurch unermeßliche Zinsen zuwachsen.

Sollten wir einmal im Himmel die Ruhe des ewigen Lebens nicht nach ihrem ganzen Werthe schätzen, so brauchte Gott nur, damit wir es lernten, die Unruhe und die Qual eines einzigen unserer irdischen Tage, der nicht eben zu den schlimmsten gehörte, an uns vorübergehen zu lassen.

Da wir den Schlaf lieben, warum lieben wir nicht auch seinen Bruder — den Tod?

Es gehört viel dazu, bis es dahin kommt, daß die Trübsal, wie Fenelon sagt, aufhört ein Fremder zu seyn und ein wohlbekann-

ter Hausgenosse wird, an dessen Hereintreten man sich so gewöhnt, daß man nicht einmal aufsteht, um ihn zu empfangen. Es gehört viel dazu, bis es dahin kommt; aber dahin kommen kann es dennoch!

Wenn es auch während unsers Lebens stürmt: möchten doch dem Ende desselben nur einige ruhige Tage vorangehen! Und sollen wir im Sturme scheiden — nun, Herr, ich befehle meinen Geist in Deine Hände! — so führe mich der Sturm nur zu Dir!

Jetzt fühlen wir uns nur hier auf Erden zu Hause, und der Himmel scheint uns so fern und so fremd. O wir Armen! Waren wir aber nur erst einen Augenblick im Himmel, dann werden wir dort mit allen unsern Neigungen wie im wahren Vaterlande eingewohnt seyn, und die Erde wird uns als ein recht trüber, öder, unerfreulicher Ort der Verbannung vorkommen.

Christenthum.

Da die menschliche Natur durch ihren Abfall von Gott verderbt und erkrankt ist, so sollte man nie von einem natürlichen gesunden Menschenverstande, sondern von einem natürlichen kranken Menschenverstande reden. Daß er krank ist, zeigt sich sehr deutlich darin, daß Diejenigen, die sich von ihm leiten lassen, unfähig sind die Wahrheit und ihr eigenes sündliches Verderben zu erkennen.

Die Philosophie ist das Judenthum der Heidenwelt gewesen, denn sie hat die Heiden, wie das Gesetz und die Propheten die Juden, auf das Christenthum vorbereitet. Bei der Erscheinung des letzteren ist ihr, wie dem Judenthume, nur die Wahl geblieben, sich ihm unterzuordnen, oder entgegenzusetzen. Sie hat nur zu oft das letztere gethan; und deshalb hat die neuere Philosophie oft wie das Judenthum einen unchristlichen Charakter, der ihren besseren Erscheinungen vor Christo, eben so wenig als dem Judenthum eigen war.

Wenn die Philosophie sich mit dem Christenthum beschäftigt, so wird es ihr nicht schwer, der Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes eine Seite abzugewinnen, von welcher sie dieselbe zuläßig, ja beifallswürdig finden kann. Sie betrachtet sie nämlich als eine Symbolisirung von der Einheit der göttlichen und der menschlichen Natur überhaupt, oder was dergleichen Ansichten mehr seyn mögen. Aber was sich in die Reihe philosophischer Gedankenbewegungen und Begriffsbestimmungen durchaus nicht fügen will, das ist der Tod Christi. Diesem ist es unmöglich von einem andern als von dem echt christlichen Standpunkte aus eine Bedeu-

tung abzugewinnen. Und da sich die edlere Philosophie schämt, irgend eine der gemeinen rationalistischen Ansichten davon aufzustellen, so findet sie am bequemsten ihn zu ignoriren. Dagegen ist er aber für die christliche Anschauung, die seinen Sinn versteht, Grundlage und Mittelpunkt aller übrigen Lehren.

Es ist nicht schwer von wissenschaftlichen Gegenständen in der Form der Speculation, aber es ist sehr schwer von solchen Gegenständen in der Form der Vorstellung, wie man jetzt sagt, zu reden. Zu dem Letzteren gehört eine ungemeine Herrschaft über die Gedanken, wie über die Sprache, und die größte Kenntniß der Menschen, um stets den Ausdruck zu wählen, den sie verstehn, und bei dem sie sich etwas denken können. Ein jeder, welcher es versuchte, wird auch erfahren haben, daß z. B. der populäre Vortrag theologischer Wahrheiten viel schwieriger ist, als der wissenschaftliche, um so mehr, da bei dem ersten, wegen des nicht so genau bestimmten Sinnes der Wörter, viel schwerer Mißverständnisse zu vermeiden sind. Die göttliche Vollkommenheit der Reden des Herrn besteht eben darin, daß er von den höchsten Wahrheiten in der Form der Vorstellung gesprochen hat, obwohl es ihm leicht gewesen wäre, in der Form der Speculation und der Wissenschaft davon zu sprechen; denn Dem, welcher die Welt geschaffen hat, konnte es nicht schwer fallen, ein Lehrgebäude über ihre Verhältnisse aufzuführen.

Alle Diejenigen, die so viel Einwendungen vorbringen gegen die Wahrheit der Geschichte und Lehre Jesu, sollten doch nur das Bedürfniß eines Erlösers fühlen; sogleich würden sie lebhaft wünschen, ihre eigenen Einwürfe zu widerlegen, und das würde ihnen alsdann auch ungemein leicht werden.

Ein tiefer Gedanke ist derjenige, in welchem sich das Wesen Gottes, oder das Wesen des Menschen, oder das Verhältniß beider, in seinen Grundzügen darstellt. Der tiefe Gedanke wird schlagend, wenn er zugleich durch eine der Erfahrung vorschwebende Welt- oder Herzensgestaltung bestätigt wird. Ein wahrhaft tiefer Gedanke wird zugleich der Vernunft einleuchten, und von dem Herzen als

wahr empfunden werden. Dieses letztere darf niemals fehlen; denn das Gefühl ist das Tiefere, und es vermag durch seine Ahndungen und plötzliche Blicke in Abgründe einzudringen, welche die Vernunft nur allmählig und schrittweise durchleuchtet. Die tiefsten Gedanken sind deshalb von selbst klar, sie werden sogleich aufgefaßt und als wahr erkannt. Oder vielmehr: An den tiefen Gedanken giebt es eine Seite, die sogleich klar ist; eine andere, die dunkel bleibt, die sich nur allmählich, vielleicht niemals in unserm jetzigen Zustande, erhellet, und etwas Unermeßliches ahnden läßt. Von dieser Art sind die Gedanken der Schrift.

Es giebt einen Beweis für das Christenthum aus eigener Erfahrung; das heißt, Derjenige, welcher die heilsamen Wirkungen des Christenthums an sich selber empfunden hat, der kann und der wird auch nicht mehr den göttlichen Ursprung desselben bezweifeln. Aber auch abgesehen von dieser eigenen Erfahrung, wird sich von Innen heraus der göttliche Ursprung des Christenthums beweisen lassen; es wird wenigstens gezeigt werden können, daß, wenn Gott dem Menschen die Erreichung seiner Bestimmung möglich machen wollte, dies auf keine andere Weise geschehen konnte, als auf der es wirklich geschehen ist. Denn in der menschlichen Seele liegen die beiden Elemente der Sünde und der Sehnsucht; der Sehnsucht, die nach dem höchsten Gute strebt, welches nichts anders seyn kann, als die Gemeinschaft mit Gott; und der Sünde, welche die Erreichung dieses Zieles unmöglich macht, wenn nicht das Hinderniß, das sie entgegenstellt, auf eine der sittlichen Natur Gottes und der sittlichen Natur des Menschen gleich angemessene Weise gehoben wird. Daraus läßt sich die Erlösung durch einen Gottmenschen ganz ungezwungen ableiten. Ein solches Zeugniß für die Wahrheit des Christenthums, welches durch die Beschaffenheit der menschlichen Natur selbst abgelegt wird, erkennt auch die Schrift an, durch die Worte, die Moses spricht, und die Paulus wiederholt: Das Wort ist dir nahe, nämlich in deinem Munde und in deinem Herzen. Römer 10, 8. Doch um die Wahrheit dieses Beweises einzusehen, würde außer der speculativen Befähigung auch noch eine sittliche erforderlich seyn. Diese Geneigtheit, den Willen Gottes zu

thun, sieht deshalb Christus, Joh. 7, 17., als die Bedingung an, um sowohl durch die äußeren, als durch die inneren Beweise inne zu werden, daß seine Lehre von Gott sei.

Wird nach der Hauptidee des Christenthums gefragt, so kann man mit gleichem Rechte die Idee der Erlösung, und die des göttlichen Reiches nennen. Das Ausgehn von der Idee der Erlösung ist das Ausgehn vom Mittelpunkt; das Ausgehn von der Idee des göttlichen Reiches ist das Ausgehn von der Peripherie. Die Erlösung führt auf das Reich Gottes, als auf die Gesammtheit der Erlöseten; das Reich Gottes führt auf die Erlösung, als auf den Keim, worin das Reich Gottes beschlossen liegt. Die höchste Idee, die Christus selber von seinem Werke aufstellt, ist immer die des göttlichen Reiches.

Die Erlösung ist eine Befreiung von den verdienten Strafen, und führt zur Begnadigung. Die Versöhnung ist eine Aufhebung der Feindschaft, und führt zur Gemeinschaft und zur Kindschaft. Die Erlösung ist zu Stande gekommen, indem Christus die Strafen, die wir verdienten, erduldet und dadurch der Gerechtigkeit Gottes genug gethan hat. Die Versöhnung ist bewirkt worden, indem der Mensch Jesus Christus durch seinen vollkommenen Gehorsam, wozu auch sein stellvertretendes Leiden gehörte, sich das vollkommne Wohlgefallen Gottes, und indem er durch seine Heiligkeit, und durch die Erlösung sich die Liebe der Menschen erworben hat. Indem nun die Liebe Gottes und die Liebe der Menschen in demselben Christo zusammentrafen, war die gegenseitige Entfernung, die von Seiten des Menschen wenigstens, eine Feindschaft war, aufgehoben, und die ursprüngliche Gemeinschaft war wieder hergestellt. Der Begriff der Erlösung bezeichnet den ersten Schritt von der Sünde und der Strafe hinweg; der Begriff der Versöhnung bezeichnet den zweiten Schritt hin zu Gott. Die Erlösung verhält sich zur Versöhnung, wie der Glaube zur Liebe. Ohne Glaube keine Liebe, ohne Erlösung keine Versöhnung. Aber die Liebe ist die Frucht des Glaubens, die Versöhnung ist die Frucht der Erlösung; und in dieser Beziehung stehn Liebe und Versöhnung höher als Glaube und Er-

lösung. Durch den Glauben kann man sich die Erlösung aneignen; aber um sich mit Gott versöhnt zu fühlen, muß man ihn lieben.

Wenn man in der Theologie eine Prädestination zur Seligkeit annimmt, wie man ohne Zweifel thun muß; eine Prädestination zur Verdammniß aber läugnet, welches ohne Zweifel auch richtig ist: so begreife ich nicht, wie man eine so starke logische Inconsequenz anders erklären will, als durch das unbefangene Geständniß, daß unsere Begriffe wohl zuweilen, aber nicht immer, dem Wesen der Dinge adäquat sind.

Daß unsere Begriffe dem Wesen der Dinge nicht immer adäquat sind, zeigt sich auch, wenn man versucht, gewisse allgemeine Begriffe und Grundsätze, vornehmlich politischer Art, auf das was geschieht anzuwenden, oder in der Bewegung der Umstände festzuhalten. Hier findet es sich gewöhnlich, daß ein jeder solcher Begriff zu eng ist, man sieht sich genöthigt ihn zu erweitern; und indem seine Anhänger diese Erweiterungen zulassen, werden sie unversehens ihre eigenen Gegenfüßler.

Gott wird es seiner Kirche nie an Lehrern fehlen lassen. Als mit dem Athanasius, welcher 373 starb, ein Stern der Kirche erlosch, ging ihr ein neues Gestirn auf in dem Ambrosius, der im folgenden Jahre zum Bischof von Mailand gewählt ward.

Am 14. August 1248 ward der Grund zum Cölner Dom gelegt. Um dieselbe Zeit ward durch Muhamed Abu Aluhmar der Bau des Alhambra begonnen, welcher 1348 vollendet ward. Der Chor des Domes zu Cöln ward 1322 vollendet und eingeweiht; der ganze übrige Theil des Gebäudes blieb unvollendet; es wird jedoch daran gebaut bis auf diesen Tag, während das Alhambra als Ruine dasteht. So muß jede auch fertige Schöpfung anderer Religionen untergehn; was aber das Christenthum hervorbringt, selbst das unvollendete, hat ein zähes Leben, es wird erhalten und weiter geführt.

Viele der modernen Kirchen sind in sofern reine Kunstwerke,

als sie zu keinem Zwecke des Gottesdienstes und der Erbauung, sondern zur alleinigen Befriedigung des Architecten aufgeführt sind.

Man fing an zu bauen das Münster zu Freyburg 1152, den Dom zu Halberstadt 1181, den zu Magdeburg 1211, den zu Cöln 1248, das Münster zu Straßburg 1267, alle vor dem vierzehnten Jahrhundert; mit diesem hören solche Unternehmungen auf. Dies bezeichnet eine Veränderung, die in der deutschen Christenheit vorgegangen seyn muß. Bis dahin fühlte ein Jeder sich als Christ nur in der Masse; das Papstthum faßte mit gewaltiger Kraft alles zur Einheit zusammen; durch gigantische Kirchenbaue symbolisirte sich diese gigantische Verbindung. Mit dem vierzehnten Jahrhundert entwickeln sich aus diesem großen Ganzen mannigfaltige, nach allen Seiten hervortretende Kräfte, die von dem Princip der Einheit nicht mehr beherrscht werden. Das Papstthum verliert an Ansehn, seitdem 1303 Nogaret zu Anagni Bonifaz VIII. gemißhandelt, seitdem 1309 Clemens V. seinen Sitz nach Avignon verlegt hatte. Eine große Institution, der Orden der Templer, gleichsam auch ein Gebäude, worin der christliche Heldengeist früherer Zeiten gewohnt hatte, wird von dem Papst eigenhändig zerstört. In der Schweiz offenbart sich 1307 eine absondernde, und in kleinerem Umfang Staaten bildende Kraft. Bisher hatte Deutschland keine Universitäten gehabt; es wird die zu Prag 1348, die zu Wien 1365, die zu Heidelberg 1386, die zu Cöln 1388, die zu Erfurt 1392, und in ihnen werden vielfältige einzelne Punkte für das geistige Leben gestiftet. Durch Mystiker, wie Tauler, gestorben 1361, und Suso, gestorben 1365, wird in der allgemeinen kirchlichen Gesinnung das Bewußtseyn einer persönlichen Verbindung mit Gott herausgebildet. Staaten, Individuen fangen an sich zu isoliren, zu begrenzen; wenn das geschehen ist, werden keine Münster gebaut.

Im Anfange des 18ten Jahrhunderts wurden schnell nach einander drei Freunde der mystischen Theologie hinweggerafft, welche das innere Leben in Gott kannten und dazu ermahnten. Gottfried Arnold starb in Perleberg 1714; Fenelon starb 1715; Frau von Guyon 1717.

Man fragt wohl, auf welcher Seite die Braut bei der Trauung stehn muß? Ich glaube sie muß zur rechten Hand des Bräutigams stehn, und zwar aus folgenden Gründen. Erstlich. Sie ist die Beschützte, der Bräutigam ist der Beschützer, deshalb faßt er sie mit der rechten Hand, mit welcher man immer dasjenige ergreift, was man beschützen will. Wenn sie auf der linken Seite stände, und dem Bräutigam die rechte Hand gäbe, so erschiene dieser als der Beschützte, und er verlöre also eigentlich die Würde, die man ihm geben will, wenn man ihn auf die rechte Seite stellt. Zweitens. Der Sohn Gottes, der aus dem Vater geboren, der zwar ihm gleich, aber doch von ihm abhängig ist, weil er dem Vater nichts gegeben, wohl aber der Vater ihm Alles gegeben hat — sitzet nicht zur Linken, sondern zur Rechten des Vaters. Das Abhängigkeitsverhältniß der Braut müßte also auch nach diesem Vorbilde durch das Stehen zur Rechten ausgedrückt werden. Drittens. Die Liturgie sagt: „der Du dadurch — durch den Bund der Ehegatten — den heiligen Bund Deines lieben Sohnes Jesu Christi und seiner Kirche sinnbildlich bezeichnest." Der Sohn Gottes aber stellt die Gemeine seiner Auserwählten nicht zur Linken, sondern zur Rechten. Er wird die Schaafe zu seiner Rechten stellen. Diejenigen, welche der Braut den Platz zur Linken anweisen, mögen zusehen, wie sich dies reime mit den Worten der Liturgie, und wie sie dabei die Vergleichung mit Christo und der Gemeine durchführen wollen. Viertens. Ps. 45, 10. heißt es: Die Braut steht zu Deiner Rechten.

Das apostolische Leben, bei seinen furchtbaren Mühseligkeiten, ward ungemein erleichtert durch den einen Umstand, daß die Apostel nicht nöthig hatten, sich auf ihre Reden vorzubereiten, sondern wußten, daß ihnen das Rechte im Augenblicke würde eingegeben werden. Das was den Verkündiger des göttlichen Wortes jetziger Zeit am meisten von den Aposteln unterscheidet, und ihn einem Marterthum Preis giebt, das die größten Schmerzen mit sich führt, ist, daß er sich mit Noth und Anstrengung vorbereiten muß, und dennoch niemals weiß, ob er auf die rechte Art gesprochen hat.

Wenn man von Luther's Größe redet, müßte man nicht nur die großen Eigenschaften in Erwägung ziehen, die er besaß, sondern auch die Fehler, die er so leicht hätte haben können, und von denen er frei blieb. Manche von Denjenigen, die vor ihm auf eine Reformation der Kirche hinarbeiteten, ließen sich durch ihre Ungeduld verleiten, über die Verhältnisse hinauszugehen, und Dinge zu anticipiren, die noch nicht reif waren. Und wie leicht hätte nicht auch Luther, bei seiner feurigen Gemüthsart, in eine solche Uebereilung verfallen können? Aber wir sehen, daß nur dann erst, wenn die Vorsehung ihm schon die Verhältnisse gebildet, und gleichsam das Haus gebaut, er in die Verhältnisse eintritt, um sie mit seiner Thätigkeit auszufüllen, und von dem Hause Besitz nimmt. Besonders verehrenswürdig ist es, daß bei der außerordentlichen Höhe, worauf er gestellt, bei der ungeheuren Bewegung, die durch ihn veranlaßt ward, sein Herz von Eitelkeit und Hochmuth, die unter solchen Umständen die menschliche Schwäche leicht hätten beschleichen können, frei geblieben ist. Mit diesen Eigenschaften hängt es dann auch zusammen, daß ihm ein milderes Loos zu Theil geworden ist, als es gewöhnlich Denen zu fallen pflegt, deren Gott sich bedient, um große Dinge in seiner Kirche auszurichten; daß er bei seinem apostolischen Berufe doch die Leiden und Freuden eines kleinstädtischen deutschen Familienvaters geschmeckt, und noch vor dem Ausbruch des durch ihn erweckten Kriegsgetöses, sein Leben durch einen ruhigen Tod beschlossen hat.

Die katholische Kirche, welche das Verdienst der Werke empfiehlt, und dadurch den Gemüthern eine Richtung auf das Aeußere giebt, sollte, so wie es scheint, der Entwickelung der reinen uneigennützigen Liebe zu Gott, bei weitem weniger förderlich seyn, als die evangelische, in welcher die Liebe, möchte man denken, nichts anders seyn kann, als rein und uneigennützig, da es für sie nichts mehr zu verdienen giebt, und sie selber nichts anders ist, als eine Erwiederung für das umsonst geschenkte Verdienst Jesu Christi. Um so auffallender ist es, daß in der katholischen Kirche, gleichsam im Gegensatz zu ihrer herrschenden Richtung, in einzelnen erweckten Gemüthern, sich ein Streben nach jener vollkommenen Liebe, und eine Virtuosität

in derselben entwickelt hat, welche in der evangelischen Kirche, so weit man die Andachtsbücher derselben zum Maßstabe nehmen darf, nicht in demselben Maße gefunden wird. Lieder, wie diese: „Ich will dich lieben meine Stärke", von Johann Angelus; „O Durchbrecher aller Bande" und „Herzog unsrer Seligkeiten", von Gottfried Arnold; „Gott ist gegenwärtig", von Tersteegen, sind selten; und es ist ein Verdienst des neuen Berliner Gesangbuches, mehrere derselben aufgenommen zu haben. Sie gehören aber nicht zu den allgemein beliebten, und man pflegt sie wohl krankhaft oder spielend zu nennen. In der katholischen Kirche hingegen läßt sich alle Jahrhunderte hindurch eine von Männern und Frauen ausgebildete mystische Theologie verfolgen, die kein anderes Ideal hat, als jene reine vollkommene Liebe zu Gott, und welche von einem Streben begleitet war, das, abgesehn von einzelnen Ausartungen, doch in seinem Wesen die höchste Anerkennung verdient.

Eine sehr tiefe Einsicht in das Wesen der Liebe leuchtet hervor aus folgenden Worten der Catharina von Genua in ihrer Theologie der Liebe: „Die Werke des Menschen, der von der Liebe beherrscht wird, werden gethan wegen der Liebe, in der Liebe und durch die Liebe. Unter den Werken, welche wegen der Liebe geschehen, verstehe ich Alles, was der Mensch wirkt um der Liebe Gottes willen, bei dem jedoch auch das natürliche Verlangen, sein Heil und das Heil des Nächsten zu befördern, seinen Antheil hat. Die Werke der zweiten Stufe, in der Liebe Gottes gewirkt, haben weder den eigenen Nutzen des Menschen, noch den seines Nächsten zum Zwecke, und bleiben in Gott, den der Urheber derselben allein vor Augen hat. Die Werke, welche durch die Liebe geschehen, tragen noch ein höheres Gepräge der Vollkommenheit, weil es nicht eigentlich der Mensch ist, der sie wirkt. Die Liebe selbst, die den Menschen besiegt hat, wirkt dann in ihm, und dies sind die vollkommnen Werke, die nicht durch Eigenheit des Menschen getrübt, sondern als Früchte der heilig machenden Gnade, Gott besonders wohlgefällig sind." Ist das Letztere nicht vollkommen evangelisch?

„Ich will nur zu Gottes Absichten nach seinem Willen dienen.

Ist das geschehen, so mag Er mit mir verfahren wie er will; das geht mich weiter nichts an.“ Das hat Frau von Guyon gesagt. Ein großes Wort: nicht wahr?

Der Friede Gottes hat einen gewissen eigenthümlichen Geschmack, wodurch er sich von dem Frieden der Welt unterscheidet. Der Friede Gottes ist ein ganz einfaches, der Friede der Welt ist ein sehr zusammengesetztes Gefühl. Weil der Friede Gottes einfach ist, so besteht er auch länger, wenn man ihn durch Gebet unterhält. Weil der Friede der Welt zusammengesetzt ist, so fängt er bald an in seinen einzelnen Bestandtheilen zu gähren, und löset sich in Unruhe auf.

Haben wir nicht sehr Unrecht uns zu beschweren, daß manchen Menschen Ehren und Reichthümer, unverdient, durch die Gunst der Großen zu Theil werden, da wir ja hoffen die Krone der Ehren, und die Schätze des Himmels, auch ganz unverdient, durch Gottes Gnade zu empfangen?

Einen Menschen um Christi willen lieben, heißt nicht nur, sich seiner erbarmen, wie sich Christus seiner erbarmt hat; sondern es kann auch heißen, ihn deshalb lieben, weil der Herr ihm vor uns den Vorzug giebt, und ihn wegen seiner größeren Treue in Benutzung der ihm verliehenen Gnadengaben, mehr liebt als uns. Wer sich für den vornehmsten unter den Sündern hielte, würde also auch am besten im Stande seyn, die Brüder um Christi willen zu lieben.

Die Ursachen, weshalb fromme Christen sich weigern, einen Andern für einen frommen Christen gelten zu lassen, sind oft sehr seltsam. Zuweilen geschieht es bloß deshalb, weil Jener ein wenig Geschmack besitzt, und sich einer guten Schreibart befleißigt.

Manche scheinen nur menschlich gut und edel, aber es zeigt sich, daß sie auch gläubig und fromm sind. Manche scheinen gläu-

dig und fromm, aber es zeigt sich, daß es ihnen selbst an menschlichem Edelmuthe fehlt.

Kein edleres Gut für den Christen als die Freiheit, die er nur dann behauptet, wenn er allein von Christo, und von Denen, welchen der Herr ihn unterworfen hat, abhängig ist. Deshalb ist es nicht gut sich einer religiösen Parthey anzuschließen; denn man verliert seine Freiheit.

Um sich nicht im Urtheil über Andere zu versündigen, müßte man die Selbstliebe zwingen der Nächstenliebe zu dienen. Man müßte nämlich, um eine Ansicht von ihnen zu fassen, die Augenblicke abwarten, wo sie durch eine erwiesene Freundlichkeit uns in einem besonders günstigen Lichte erschienen; und diese Ansicht müßte man festhalten, wenn auch ihr Betragen gegen uns sich veränderte. Das hieße die Sache etwas künstlich anfangen; aber sollte man denn in der That hier ohne Kunst fertig werden?

Der Glauben ohne Liebe hat Scheiterhaufen errichtet. Darauf hat man eine Menschenliebe ohne Glauben gepredigt, und diese hat in der französischen Revolution Ströme von Menschenblut vergossen. Wie kommt man aus diesen Greueln heraus? Man muß es zum Kennzeichen des Glaubens machen, daß er durch Liebe thätig sey, und zum Kennzeichen der Liebe, daß sie aus dem Glauben stamme.

Bossuet war mit Fenelon im Streit begriffen über die mystische Sittenlehre des Letzteren, und als dieser sich auf Schriftsteller berief, deren Lehren in der katholischen Kirche allgemein anerkannt wären, so fand es sich, daß der stupend gelehrte Bossuet, dem so leicht nichts von Wichtigkeit in der Theologie entgangen war, doch jene mystischen Bücher nicht gelesen hatte. So ist es auch noch jetzt. Jeder spricht von Mystizismus, und Niemand lieset die mystischen Schriftsteller. So definire ich den Mystizismus, spricht Einer, und definirt ins Gelach hinein, ohne sich zu kümmern, ob seine Definition zu der concreten Erscheinung des Mystizismus paßt. Das haben die Mystiker gelehrt, sagt man, und das ist abscheulich, —

und es findet sich, daß sie nicht dies, sondern gerade das Gegentheil gelehrt haben. Sie lehren, wird behauptet, daß der Mensch sich einer unthätigen Beschauung widmen, in der Gleichgültigkeit gegen alle äußeren Dinge Ruhe suchen, und die Pflichten in seinen geselligen Verhältnissen vernachlässigen dürfe und solle. — Wir wollen sehen, ob sie das lehren. Man beachte folgende Stelle: „Wenn eine Frau Bedenken trägt ihrem Mann zu gefallen, ihn zu unterhalten, an seinen Spaziergängen und seinen Vergnügungen Theil zu nehmen, und kein Bedenken trägt, sich zwei Stunden ohne Noth mit Betbrüdern und Betschwestern zu unterhalten, so ist das ein abscheulicher Mißbrauch." Ward dies vielleicht in den letzten Jahren von einem lax= oder strenggläubigen Feinde des Mystizismus geschrieben? Nein, geschrieben ward es von Frau von Guyon[1]), welche die französische Geistlichkeit unter Ludwig XIV, ihres Mystizismus wegen, in Vincennes und in die Bastille einsperren ließ.

Man höre noch folgende Stelle von dem Altvater der deutschen Mystiker, Tauler:[2]) „In etlichen Landen findet man Menschen, die einer falschen Ledigkeit pflegen, und sich alles Wirkens abthun, und inwendig hüten sie sich vor guten Gedanken, und sprechen, sie seien zum Frieden gekommen, und wollen sich nicht üben in Werken der Tugend, sie seien darüber gekommen. Diese haben einen Teufel bei sich sitzen, der verbietet Alles, was sie von innen oder von außen entfrieden mag, in Gedanken und in anderen Weisen dergleichen, daß sie in dem Frieden bleiben, und daß er sie hernach führe in einen ewigen Unfrieden in seine Hölle, darum behütet er ihnen ihren falschen Frieden. Diese falsche Weise haben nicht die Gerechten, denn diese üben sich von innen und von außen, und leiden sich in allen den Wegen, wohin sie der Herr führt, in die Bekorung (Versuchung) und in die Finsterniß, und nehmen sich nicht an, daß sie zum Frieden gekommen seyen."

Das Zurückziehen von der äußeren Thätigkeit wird in beiden Stellen als die verderbliche Wirkung einer falschen und unvollkom-

---

1) Les torrens. Ch. V.

2) Predigten. Frankfurt a. M. Th. 3. S. 116 folg.

menen Innerlichkeit verworfen, und es wird verlangt, daß das wahre höhere Leben allen Pflichten des äußeren Lebens gerecht werden solle.

Ich habe einen Argwohn in Betreff der Mystiker. Sie können sich in keinem eigenthümlichen Zustande befinden, ohne sogleich darüber zu reflectiren, ihn zu beschreiben, ihn von andern Zuständen genau zu unterscheiden. Nun scheint es aber, daß, wenn der Geist Gottes in solche Zustände hineinführt, dies auf eine so unmerkliche Weise geschehen müßte, daß die Seele, der es widerfährt, es kaum selber inne würde. Es würden demnach Diejenigen, bei welchen diese Zustände in der That ein Werk des Geistes sind, sich ihrer kaum als einer Abweichung von dem Gewöhnlichen bewußt werden, keine Reflexion darüber anstellen, und sie höchstens unwillkürlich aussprechen. Diejenigen hingegen, die eine so genaue Kenntniß ihrer inneren Zustände haben, würden den Verdacht erregen, daß sie sich absichtlich in dieselben versetzt, daß sie wenigstens durch den eigenen Willen nachgeholfen haben, und weiter gegangen sind, als der Geist sie führte. Ich möchte, daß man mich von diesem Argwohn gegen die Mystiker befreite, denn es sind doch eigentlich sehr liebenswürdige Menschen.

Bei dem Gebete verhalten sich die Einen wie ein zudringlicher Armer, der heftig zu seinem Wohlthäter hineinstürmt, ihm in größter Schnelligkeit seine Noth klagt und seine Bitten herausschreit, um dann, in der Hoffnung sie erfüllt zu sehen, sich eben so schnell wieder hinwegzubegeben, und bei dem Genusse dessen, was er sich erbeten hat, des Wohlthäters, an dessen Person ihm auch weiter nichts gelegen ist, zu vergessen. Die Andern verhalten sich wie ein Beamter, der seinem Chef einen Vortrag hält, der ihn selber langweilet, wodurch er fürchtet, dem Chef Langeweile zu verursachen, und den er also möglichst abzukürzen sucht, um sich die langersehnte Mußestunde zu verschaffen. Es würde eine Hauptsache seyn, wohl zu beherzigen; daß es bei dem Gebete mehr ankommt auf das Gefühl der göttlichen Gegenwart, als auf das, was man ihm sagt, oder von ihm erbittet. Man müßte also mehr darauf ausgehn,

Gott selbst zu empfangen, als Etwas von ihm zu empfangen. Man müßte immer damit beginnen, sich in eine, auch von allen lebhaften Gedanken und Gefühlen entblößte Ruhe zu versetzen, um nur überhaupt zuerst einen Eindruck der göttlichen Gegenwart in sich aufnehmen zu können. Sobald dies nur geschehen wäre, so würden auch die Gedanken und Gefühle in großer Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit wiederkehren, und es wäre zu hoffen, daß sie mehr durch den Einfluß der Gnade gebildet und reiner seyn würden als sonst. Alle irdischen und geistigen Bitten würden dann auch vorkommen, aber sie würden ein freundliches Aufathmen, nicht ein verworrenes Getöse seyn. Dieses Gefühl der Gegenwart Gottes, das wir mehr oder weniger haben können, auch wenn wir nicht einzelne Gedanken gegen ihn aussprechen, muß auch deshalb das Wesentlichste im Gebete seyn, weil Christus, der uns ein Gebet lehrt, das nur aus so wenigen Gedanken zusammengesetzt ist, uns sonst nicht hätte gebieten können: Allezeit zu beten.

Wir sagen: Unser täglich Brodt gieb uns heute, weil wir Willens sind alle Tage darum zu bitten. Sagten wir: Gieb es mir Morgen, Uebermorgen und alle Tage meines Lebens, so klänge das, als wollten wir es mit einem Male abmachen, und als beteten wir heute, um in unserm ganzen Leben nie mehr zu beten.

Unsere Gedanken könnten immer vor dem Angesichte Gottes verweilen, aber sie sind wie Lackeien, die nur in das Zimmer der Herrschaft eintreten, wenn geschellt wird, und die sich gern so schnell als möglich entfernen, um im Vorzimmer mit einander zu trinken, und schlechte Scherze zu treiben.

Es giebt Menschen, deren Herz, durch eine natürliche Anlage den Angriffen der Sorge und Angst einen viel zu leichten Eingang öffnet, und beinahe unaufhörlich durch sie beunruhigt wird. Dies ist eine große Qual, ja man kann sagen, es ist eine große Schwäche; doch selbst der Fromme wird ungemein schwer davon geheilt, denn die Gnade, die den neuen Menschen in uns schafft, vertilgt gewöhnlich nicht die Formen des alten, und läßt größtentheils die

Charakterzüge desselben, wenn sie von ihr benutzt werden können, bestehn. So bedient sie sich alsdann dieser Sorge und Angst, die sie nicht entfernt, als eines immerwährenden Antriebes zum Gebet; und so wird die Qual, ja selbst die Schwachheit in Segen umschlagen, und ein Mittel zur Erwerbung des Segens werden, der einem unaufhörlichen Gebete verheißen ist.

O gesegnet die Zeiten der Angst! Denn während man sich ängstet, betet man; und während man betet, ist man frei von sündlichen Gedanken.

Wenn Christus sagt, daß er nicht für die Welt bitte, Joh. 17, 9., so geht dies nur auf den gegenwärtigen Augenblick, wo er seine Bitte allein auf Diejenigen, die sich schon zu ihm bekannten, beschränken will. Bald darauf, V. 20., bittet er auch für Diejenigen, die durch das Wort derselben an ihn glauben würden; er bittet am Kreuze für Diejenigen, die nicht wissen was sie thun, die doch unstreitig zur Welt zu rechnen sind; und da die Welt der Gegenstand einer so großen Liebe Gottes ist, daß er seinen eingebornen Sohn für sie gab, so ist es undenkbar, daß sie nicht auch für den Sohn ein Gegenstand seiner Gebete gewesen seyn sollte. Nach dem Muster des Herrn sollen wir also auch für die Welt beten, und für einen Jeden, in welchem ein Mangel an wahrem christlichen Leben und ein Uebergewicht weltlicher Gesinnung von uns wahrgenommen wird; für einen Jeden, den wir sündigen sehen; und unser Gebet soll um so häufiger und inbrünstiger seyn, je näher uns Der steht, der auf solchen Irrwegen wandelt. Johannes verheißt diesem Gebete eine sichere Erhörung 1, 5, 16: So jemand sieht seinen Bruder sündigen, eine Sünde nicht zum Tode, der mag bitten: so wird er geben das Leben Denen, die da sündigen nicht zum Tode. Es ist eine Sünde zum Tode, dafür sage ich nicht, daß Jemand bitte. Es wird zwar die Sünde zum Tode, der Zustand beharrlichen Abfalls von Gott, ausgenommen, und von der Einwirkung des Gebets ausgeschlossen; und dies mußte geschehen, wenn nicht überhaupt der Unterschied zwischen Seligen und Verdammten

aufgehoben werden sollte. Aber wie bestätigt nicht eben diese Ausnahme die Regel, und welcher ungeheure Umfang wird nicht der Wirksamkeit des Gebetes zugesichert, da es allen das Leben verschaffen soll, die nicht unwiederbringlich von Gott abgefallen sind! Da wir uns nun niemals über einen Menschen ein solches Urtheil erlauben dürfen, so geziemt es uns für einen jeden, der da sündigt, zu beten: und wir müssen sogar aus dem Drange und Triebe, den wir zum Gebete für einen Menschen empfinden, den Schluß ziehen, daß seine Sünde nicht zum Tode sey. Denn wenn sie es wäre, so würde der Geist Gottes, gegen den er sündigt, ihn aufgegeben haben, und uns nicht zum Gebete für ihn reizen. Daß wir diesen Trieb empfinden, ist ein Zeichen, daß ihm geholfen werden kann und soll.

Die göttliche Gnade kann Alles, auch die menschliche Freiheit bezwingen, und sie selber will sich durch das Gebet bezwingen lassen. Das heißt freilich, daß sie nur durch sich selber bezwungen wird, denn das Beten kommt von ihr. Wenn sie nun den starken, unaufhörlichen Trieb einflößt, für das Seelenheil eines Menschen zu beten, so ist das ein sicheres Zeichen, daß sie diesen Menschen bekehren will. Er mag noch so sehr widerstreben, gegen Gebet und Gnade wird er nichts ausrichten. Wer daran Anstoß nimmt, daß die Gnade ihn zwinge, der kann auch mit Catharina von Genua sagen, daß sie ihn überlistet [1]).

Einige Mystiker der katholischen Kirche haben gelehrt, zu dem vollkommnen Gebete werde ein leidender Zustand erfordert, in welchem die eigne Thätigkeit des Geistes aufgehört habe, und in welchem er um so mehr durch den Geist Gottes bewegt werden könne. Die Behörden der katholischen Kirche haben diese Lehre verworfen, sie haben der Seele eigne Thätigkeit im Glauben und in der Liebe, bei dem Gebete durchaus gefordert, und sie mußten es vielleicht, weil die vom Pelagianismus nicht ganz freie Grundansicht der katholischen Kirche die ungeschmälerte Aufrechthaltung der eigenen

1) Theologie der Liebe. Aachen. 1833. S. 152.

Wirksamkeit und des eigenen Verdienstes fordert. Die evangelische Kirche dagegen, weil nach ihrer Grundansicht es nicht der Geist des Menschen, sondern der Geist Gottes ist, der bei dem rechten Gebete in ihm betet, würde jene mystische Lehre nicht verwerflich finden können, wofern nur nicht etwa die Wirkung des göttlichen Geistes beim Gebet als ein gedanken- und gefühlloses Versinken der Seele in Gott dargestellt würde, welches allerdings für einen Irrthum, und zwar für einen sehr großen und schädlichen gehalten werden müßte, indem der Geist, als das wahre Leben, durchaus nicht ohne Gedanken und Gefühle zu erregen, wirken kann. Die Grundlehre der evangelischen Kirche, daß die Gnade und nicht die Natur die Quelle aller wahrhaft guten Wirkungen ist, hat einen durchaus mystischen Charakter, und es hängen mit derselben manche Behauptungen der Mystiker, die in der katholischen Kirche den größten Widerspruch gefunden haben, auf's genaueste zusammen. Widerspricht es daher nicht dem Charakter sowohl der katholischen als der evangelischen Kirche, daß es in der ersten so viel, in der zweiten so wenig Mystizismus giebt?

Es giebt so viele Dinge, o Herr, die man keinem andern sagen kann, als Dir. Dies sind zunächst die Sünden, die man begangen hat; denn wenn die Scham auch nicht gegen einen andern Menschen den Mund verschlösse, so müßte man fürchten ihm einen schlechten Dienst zu leisten durch eine solche Mittheilung, die ihm niemals nutzen, oft ihm schaden könnte. Aber es giebt außer den Sünden auch noch so viel Anderes, das man mittheilen möchte, und das sich nicht mittheilen läßt, weil der Andere, dem wir es sagen, unser anderes Selbst seyn müßte, um es zu verstehn, wie es gemeint ist, und um den Werth darauf zu legen, den es verdient. Es giebt Schmerzen, welche Anderen zu gering für ihre Theilnahme, es giebt auch solche, die ihnen zu groß erscheinen, und über welche sie nur erstaunen und sich entsetzen würden. Dir kann man Alles sagen, denn Dir ist nichts zu klein, daß Du es nicht mitfühlen solltest; nichts so groß, daß Du nicht ein Heilmittel dagegen besäßest. Und was hier sehr wichtig ist und ungemein

das Herz erleichtert: man redet Dir nur von Sachen, die Du schon weißt, die Du schon von Ewigkeit gewußt hast.

Gegen Andere können wir suchen geistreich zu seyn, und im Gespräche mit ihnen neue, auffallende, tiefe Gedanken vorzubringen. Aber wenn wir mit Dir reden, o Herr, was könnte Dir neu und auffallend seyn, da kein Wort auf unserer Zunge und kein Gedanke in unserm Herzen ist, das Du nicht Alles wissest? Und welcher Gedanke, welche Zusammenstellung von Gedanken könnte vor Dir, der Du Himmel und Erde gemacht hast, und ihre Geheimnisse kennst, geistreich und tief seyn? Daher sollen wir nicht Künste treiben, wenn wir zu Dir beten, sondern wir sollen Dir nur das Alltägliche, Bekannte wiederholen, welches dem Geistreichsten eben so sehr Noth thut, als dem Einfältigsten, und das dieser eben so gut und besser als jener vor Dir aussprechen kann: Gieb uns heute unser täglich Brodt; vergieb uns unsere Schulden; erlöse uns von dem Uebel!

Wenn der Mensch, der geboren wird, schon beten könnte, wie inbrünstig würde er nicht bei dem Hinblick auf das lange Leben, das so gefahrvoll vor ihm liegt, zu Dir flehen, o Herr! Und der Sterbende, wenn er mit Bewußtseyn stirbt und jemals gebetet hat, wie muß er nicht beten, indem er von dem mit so vielen Sünden angefüllten Leben scheidet! Der Tag ist ein Leben im Kleinen, und an jedem Tage kann gerade das, was im Leben das Wichtigste, Entscheidendste ist, sich zutragen; dies verkleinerte Leben, wir beginnen, wir beschließen es mit Bewußtseyn; wir können beten; und wir sollten nicht beten am Morgen und am Abend? Wir sollten nicht am Morgen, wenn wir bedenken, was der Tag uns bringen kann, und wie wir uns dagegen verhalten sollen, sprechen: Führe uns nicht in Versuchung; und am Abend, wenn wir bedenken, was er uns brachte, und wie wir uns dagegen verhalten haben: Vergieb uns unsere Sünden, und erlöse uns von dem Uebel?

Abhandlungen.

vor Gott erscheinen nach allen Theilen vom Guthen, die Du sehr weißt, die Du schon von Ewigkeit gewußt hast.

Gegen Andere können wir suchen gefällig zu seyn, aber in Gedanken mit ihnen umzugehen, aufzufallende, diese Gedanken vorzubringen. Aber wenn wir zu Dir reden, o Herr, was könnte Dir neu und unbekannt seyn, da kein Wort auf unserer Zunge und kein Gedanke in unserm Herzen ist, das Du nicht Alles wissest? Und welcher Gedanke, welche Zusammenstellung von Gedanken könnte vor Dir, der Du Himmel und Erde gemacht hast, und ihre Geheimnisse kennst, geschickt seyn dir kund? Daher sollen wir nicht künstlich reden, wenn wir zu Dir beten, sondern wir sollen Dir nur das Anliegen, Gebrechen unserer Herzen ... Noth ... denn es gibt nun besser als jener vor Dir aussprechen kann. Gieb uns heute unser täglich Brod; vergieb uns unsere Schulden; erlöse uns von dem Uebel!

Wenn ein Mensch, der geboren wird, schon beten könnte, wie inbrünstig würde er nicht bei dem Hinblick auf das lange Leben, das so gefahrvoll vor ihm liegt, zu Dir flehen, o Herr! Und ein Sterbender, wenn er als Sterbender bittet und jemals gebetet hat, wie wird er nicht beten, indem er von dem mit so vielen Fehlern angefüllten Leben scheidet. Der Tag ist ein Leben im Kleinen, und an jedem Tage kann gerade das, was im Leben das Wichtigste, Entscheidendste ist, sich ereignen. Dieß verkleinerte Leben, wie wir gehen, wie beschließen es mit Bewußtseyn; wir können beten und wir sollen nicht beten am Morgen und am Abend? Wir sollen nicht am Morgen beten und bitten, daß der Tag gut werden kann, daß wir uns vor Sünden verwahren sollen; sondern Sünden und ... am Abend, wenn wir bedenken, was er uns gebracht, und wie wir uns dagegen verhalten haben? Vergieb uns unsere Schulden, und erlöse uns von dem Uebel!

Von dem Wesen der mystischen Theologie.

Ein Versuch.

> Sicut multis qui clerici vel litterati aut sapientes, vel philosophi aut theologi nominantur, occultandus est sermo de mystica theologia: sic plurimis illitteratis et simplicibus, fidelibus tamen, tradi potest.
>
> *Gerson.*

1. Der menschliche Geist kann bei seiner Beschäftigung mit den göttlichen Lehren ein dreifaches Verfahren beobachten; und demgemäß kann auch die Theologie eine dreifache Richtung nehmen, die historische, die philosophische und die mystische.

2. Wenn man die göttlichen Wahrheiten betrachtet in Beziehung auf die Thatsachen der Offenbarung und auf die Aussprüche der Schrift, welche sie begründen; wenn man die daraus geschöpften Lehren unter gewissen allgemeinen Gesichtspunkten zusammenstellt; wenn man — da die Entwickelung dieser Lehren nicht Sache eines Einzelnen, sondern nur einer Gesammtheit sein kann — dabei Rücksicht nimmt auf die von der Kirche ausgegangenen Erklärungen: so entsteht aus dieser Richtung die historische Theologie, in welcher neben dem biblischen, auch der symbolische Charakter hervortreten wird.

3. Die also gefundenen Lehren, indem nun eine Wahrheit zum Grunde gelegt, und von Begriffen zu Begriffen fortgeschritten wird, als ein engverbundenes Ganze darzustellen, und so das Bedürfniß des in seiner Erkenntniß nach Einheit strebenden Geistes zu befriedigen: dies ist das Geschäft der philosophischen Theologie.

4. Sind die göttlichen Wahrheiten durch die mannigfaltigen Operationen der historischen und vielleicht auch der philosophischen

Theologie aus der Schrift geschöpft, zusammengestellt, durchdacht, und so viel als es möglich seyn mag, begriffen: so läßt sich zu ihnen noch eine dritte Stellung des menschlichen Geistes denken. Es ist nicht immer nöthig sich zugleich mit einer jeden Wahrheit auch die Aussprüche der Schrift, welche sie begründen, oder den Zusammenhang, worin sie in dem Systeme gestellt ist, zu vergegenwärtigen; man kann auch die Wahrheit an und für sich selbst dem Geiste vorhalten, und sie zu ihm in ein unmittelbares Verhältniß bringen. Durch die Erleuchtung, welche schon der Glaube voraussetzt, muß der Geist eine solche Empfänglichkeit für die Wahrheit erhalten haben, daß diese, auch wenn er sich nicht in jedem Augenblicke aller Beweise für dieselbe bewußt seyn sollte, durch ihre eigene Kraft auf ihn wirken könne. Nehmen wir dies an, so werden wir nicht umhin können, der Seele auch ein Vermögen zuzuschreiben; der anerkannten und vornehmlich der sich ihr ohne Vermittlung darbietenden Wahrheit sich zu freun, und sich ihrer Betrachtung mit Wohlgefallen hinzugeben. Eine Darstellung der göttlichen Wahrheit, bei welcher die Seele gegen dieselbe sich in einer solchen mit Liebe verbundenen Anschauung erhält, ist die mystische Theologie. Dieser Name, der etwas Geheimnißvolles bezeichnet, ist in sofern gut gewählt, als dieser Zustand der Anschauung und des höhern Gefühls für einen jeden ein Geheimniß bleiben muß, der sich nicht selber darin befunden hat. Doch könnte diese Benennung den Verdacht erregen, als ob hier Lehren, die nicht durch die Schrift, sondern durch ein vermeintes inneres Licht, offenbart wären, mitgetheilt werden sollten; und es würde vielleicht die mystische Theologie, mit einem Namen der besser ihr Wesen bezeichnet, Theologie der unmittelbaren Anschauung genannt werden können.

5. Wenn es unvermeidlich wäre, daß in der philosophischen Theologie der offenbarte Inhalt verloren ginge; oder daß in der mystischen an die Stelle desselben Bilder und Spiele der Phantasie untergeschoben würden; so könnten sie nicht als verschiedene Richtungen der Theologie, sondern nur als dem Glauben verderbliche Ausartungen derselben angesehen werden. Wenn aber beide sich von der historischen nicht durch ihren Inhalt, sondern nur durch die Form seiner Behandlung unterscheiden; wenn sie sich niemals von

ihr losreißen, sondern sie für ihr nothwendiges Fundament erkennen: so würde es nur Beschränktheit seyn, wenn man ihre Echtheit läugnen, und ihnen ihren Werth streitig machen wollte.

6. Es ist jedoch für das Heil des Christen durchaus nicht nothwendig, daß sein Glaube sich zu einem zusammenhängenden Systeme von Gedanken ausbilde, oder daß sein inneres Leben oft und anhaltend in einen Zustand unmittelbarer Anschauung übergehe. Zwar genügt es niemals nur die Historien zu wissen; aber es genügt die Thatsachen der Offenbarung also ergriffen zu haben, daß das Gemüth in Buße, Glaube und Liebe sich zu Gott wende. Und so kann auch die historische Theologie genügen, welche auf diesem Standpunkte verweilt, und die göttlichen Lehren in der Form darstellt, wie sie in diesem Zustande dem christlichen Bewußtseyn vorschweben. Wie aber manche Christen sich werden gedrungen fühlen, von jenem historischen Standpunkte zu dem der Erkenntniß und der Anschauung überzugehen: so werden sich auch zur Darstellung dessen, was sie in ihrem Bewußtseyn tragen, die philosophische und die mystische Theologie einfinden. Man wird sie also eben so wenig da, wo sie fehlen, für unentbehrlich halten, als da, wo sie vorhanden sind, verachten dürfen.

7. Schon die historische Theologie begnügt sich nicht, die göttlichen Lehren abgerissen neben einander zu stellen, wie sie dieselben aus der Schrift geschöpft und in den kirchlichen Symbolen vorgefunden hat; sie bemüht sich ihren Zusammenhang unter einander und ihre Beziehung zu den Bedürfnissen der menschlichen Natur nachzuweisen. Sie strebt, vornehmlich in denjenigen ihrer Darstellungen, welche Erbauung zum Zweck haben, die angeführten Thatsachen und Wahrheiten so auszumalen und zu entwickeln, daß der Geist zu ihrer Anschauung gereizt, und das Gemüth durch sie erwärmt werden könne. Sie trägt also in sich die Keime der philosophischen und der mystischen Theologie; und sie wird sich um so weniger weigern können, beide neben sich anzuerkennen.

8. Niemals kann ein Gegenstand philosophisch behandelt werden, wenn nicht zuvor seine Existenz anerkannt ist; so ist auch eine philosophische Gestaltung der göttlichen Wahrheiten nur Demjenigen möglich, der sie schon im Glauben angenommen hat. Das Läug=

nen der göttlichen Offenbarung kann nie zu einer philosophischen Theologie führen, sondern nur für eine Verneinung derselben gelten. Auch wenn die göttliche Offenbarung in ein philosophisches System hineingezwängt wird, das ohne Rücksicht auf sie entworfen ward, und worin sie nur so viel gilt, als die Erforderniße desselben und das Gutdünken des Urhebers sie wollen gelten lassen: so kann auch eine solche der Philosophie ganz unwürdige Behandlung der göttlichen Wahrheiten unmöglich philosophische Theologie genannt werden. Wenn man aber, bei voller Anerkennung der göttlichen Offenbarungen, von einem Punkte innerhalb des durch sie gegebenen Kreises ausgeht; wenn man darthut, wie man von diesem Punkte aus zu allen übrigen gelangen kann und muß; wenn man also die göttlichen Wahrheiten in ihrer genauen Verbindung darstellt, und zeigt, wie die eine nicht ohne die andere zu denken ist: so ist ein solches Bemühen, vom Glauben zur Erkenntniß zu gelangen, der Wissenschaft und des Glaubens gleich würdig; es verdient Billigung, auch wenn es niemals vollständig gelingen sollte; denn der Wissenschaft könnte alsdann nichts nachgesagt werden, als daß sie das, was sie in unserm jetzigen Zustande immer bleiben wird, — nämlich Stückwerk, auch in dieser Beziehung geblieben wäre.

9. Wenn nun also die philosophische Theologie aus dem Bedürfnisse des menschlichen Geistes hervorgeht, Ordnung und Zusammenhang in seine Vorstellungen zu bringen: so fragt sich, welches wahre Bedürfniß des Geistes denn durch die mystische Theologie befriedigt wird, und welche von seinen Grundkräften sich dabei thätig erweisen. Nur durch die Zurückführung auf ein solches Vermögen, das, indem es nach seinen eigenen Gesetzen verfährt, auch die göttlichen Wahrheiten auf eine ihnen ganz angemessene Weise auffaßt, wird die mystische Theologie gegen den Vorwurf, daß sie nur eine Krankheit des menschlichen Geistes sei, vertheidigt werden können.

10. Diese Aufgabe, durch psychologische Erörterungen der mystischen Theologie eine feste Grundlage zu verschaffen, hat schon, wie es uns scheint, Johann Gerson mit großer Klarheit und Vollständigkeit gelöset. Er unterscheidet sowohl im Erkenntniß- als im Begehrungsvermögen drei Stufen. Auf der untersten steht im Er-

kenntnißvermögen die sinnliche Wahrnehmung [1]), im Begehrungsvermögen die sinnliche Begierde [2]). Auf der zweiten Stufe findet sich die Vernunft, die aus Vordersätzen Schlüsse bildet [3]); und ihr gegenüber im Begehrungsvermögen, die vernünftige Neigung, die durch Vorstellungen der Vernunft, erweckt und geleitet wird [4]). Den Gipfel für das Erkenntnißvermögen bildet die einfache Intelligenz, und für das Begehrungsvermögen die Synteresis oder Geistesspitze [5]). Die einfache Intelligenz erkennt durch ein von Gott gegebenes Licht die höchsten Prinzipien unmittelbar für gewiß [6]); die Synteresis umfaßt das durch die einfache Intelligenz vorgestellte Gute mit einer von Gott unmittelbar eingeflößten Neigung [7]). Diese beiden letzteren Seelenkräfte sind es, aus deren Thätigkeit, wenn sie sich auf die göttliche Wahrheit wenden, um sie anzuschauen und zu lieben, die mystische Theologie hervorgeht.

11. Auf der untersten Stufe des Erkenntnißvermögens kann durch die sinnliche Wahrnehmung nur eine unabsichtliche, zur Zerstreuung sich hinneigende Beschäftigung mit äußeren Dingen Statt finden [8]). Auf der zweiten Stufe äußert die Vernunft sich durch das Denken, welches mit Absicht und Anstrengung die Wahrheit erforschet [9]). Die Thätigkeit der einfachen Intelligenz, die Contemplation oder Anschauung, aber ist ein heller, leichter, freier umfassender Anblick der geistigen Dinge [10]).

12. Auf der andern Seite zeigt sich als das niedrigste im Begehrungsvermögen, die vernunftlose, unstäte Begierde [11]); höher

1) potentia cognitiva sensualis.

2) appetitus animalis.

3) ratio est vis animae cognoscitiva, deducitiva conclusionum ex praemissis.

4) appetitus rationalis est vis animae affectiva, apta moveri immediate ab apprehensione cognoscitiva rationis.

5) apex mentis.

6) intelligentia simplex est vis animae cognoscitiva suscipiens immediate a deo naturalem quandam lucem in qua et per quam principia prima cognoscuntur esse vera et certissima.

7) Synteresis est vis animae appetitiva suscipiens immediate a Deo naturalem quandam inclinationem ad bonum, per quam trahitur insequi monitionem boni, ex apprehensione simplicis intelligentiae repraesentati.

8) improvidus animae obtuitus, circa sensibilia ad evagationem pronus.

9) providus animae obtuitus in veritatis cognitione seu inquisitione vehementer occupatus.

10) perspicax et liber id est expeditus animae contuitus, in res spiritales perspiciendas usquequaque diffusus.

11) concupiscentia, libido, affectio improvida et vaga, sine utilitate et fructu.

steht, und dem Denken entsprechend, ein frommes und demüthiges Hinstreben zur Liebe des Wahren und Guten [1]). Ueber diesen allen aber wohnt in der Spitze des Geistes eine freie, leichte, ungezwungene Liebe zu dem angeschauten Gute, welche eine unbeschreibliche Süßigkeit mit sich führet [2]).

13. Was wir bei Johann Gerson im funfzehnten Jahrhunderte fanden, das findet sich fast mit denselben Worten, nur nicht mit einer solchen Anwendung auf das Begehrungsvermögen, schon drei Jahrhunderte früher bei Richard von Sankt Victor, Hugo von Sankt Victor, und Bernhard von Clairvaux. Indem Richard die drei Operationen des Erkenntnißvermögens mit großer Genauigkeit unterscheidet [3]), unterläßt er nicht zu bemerken, daß sie einen und denselben Gegenstand haben können [4]), und daß der Geist von der einen zur andern überzugehen pflegt [5]). Man wird die große Mäßigung, die in den Erklärungen dieser mystischen Theologen herrscht, nicht unbemerkt lassen. Denn selbst der einfachen Intelligenz geben sie zum Gegenstand, nicht das Göttliche selbst, sondern nur die ersten Principien der Dinge, die Wahrheit; und sie sind so weit entfernt, das in Begriffen und Schlüssen fortschreitende Denken zu verachten, daß es bei ihnen als eine Vorbereitung zur Anschauung erscheint, welche nur dann erst, wenn das Denken zu einem Resultate gelangt ist, eintritt, um dies letztere zu betrachten und sich desselben zu freuen. Wenn wir also stets auf eine Verbindung dringen zwischen der mystischen Theologie der Anschauung, und der historischen und philosophischen, in denen beiden ein folgerechtes

---

1) devotio, affectus pius et humilis, vehementer et fortiter tendens et nitens in amorem primae veritatis et bonitatis.

2) dilectio libera, pura, expedita et abstracta, quae ultra devotionem addit facilitatem et jucunditatem inaestimabilem.

Sämmtliche hier angeführte Stellen sind aus Gersons Traktat de theologia mystica speculativa.

3) Richard nennt sie cogitatio, meditatio, contemplatio. De gratia contemplationis, woraus auch die beiden folgenden Stellen entlehnt sind.

4) multa a se invicem haec tria in modo differunt, quamvis quandoque in materia conveniant. De una siquidem eademque materia aliter cogitatio, aliter meditatio, longe aliter agit contemplatio. L. I. c. 3.

5) veritatem quidem diu quaesitam, tandemque inventam mens solet cum aviditate suscipere, mirari cum exsultatione, ejus admirationi diutius inhaerere. Et hoc est jam meditationem meditando excedere, et meditationem in contemplationem transire. L. I. c. 4.

Denken herrscht, so ist dies keinesweges der Ansicht jener älteren Theologen entgegen.

14. Hugo von Sankt Victor giebt schon von der Anschauung, als der höchsten Thätigkeit des Erkenntnißvermögens, dieselbe Erklärung, die Johann Gerson nur wenig erweitert und verändert hat. Bernhard von Clairvaux stellt dieselbe dreifache Stufenfolge der Thätigkeiten des Erkenntnißvermögens auf. Er nennt die niedrigste, dispensative; die höhere, ästimative; die höchste, speculative Betrachtung. Die erste beschäftigt sich mit sinnlichen Gegenständen, und dem daraus zu ziehenden Nutzen. Die zweite führt durch fleißige und vernünftige Erwägung der Dinge zur Erkenntniß Gottes. Die dritte erhebt sich, so weit ihr dazu ein göttlicher Beistand ertheilt wird, über die irdischen Dinge zur Anschauung des höchsten Wesens [1]).

15. Ob es nun ein solches Vermögen giebt, die göttliche Wahrheit unmittelbar zu schauen und zu lieben, das ist die Frage, worauf hier alles ankommt; denn da aus der Thätigkeit dieses Vermögens, nach den angeführten Erklärungen, die mystische Theologie hervorgehn soll, so wird sie mit demselben zugleich anerkannt oder verworfen werden müssen. Zur Anerkennung eines solchen Vermögens wird aber schon das gewöhnliche christliche Bewußtseyn sehr leicht geführt werden können. Denn unstreitig trägt dasselbe in sich die Wahrheiten von dem Daseyn Gottes, von der Erlösung und der Unsterblichkeit, die, ohne daß es nöthig wäre, sie jedesmal auf's neue durch Zeugnisse und Beweise zu begründen, vor das Innere treten und die Gefühle desselben erregen. So daß also das Mystische hier nicht das Seltene, sondern das ganz Gewöhnliche seyn würde.

16. Auch unter den Philosophen würden vielleicht Manche uns ihre Zustimmung nicht versagen können. Dies wären diejenigen, die ohne das Daseyn Gottes läugnen zu wollen, dennoch behaupten,

---

1) dispensativa est consideratio sensibus sensibilibusque rebus ordinate et socialiter utens, ad promerendum deum; aestimativa est consideratio prudenter et diligenter quaeque scrutans et ponderans ad vestigandum deum. Speculativa est consideratio se in se colligens, et quantum divinitus adjuvatur, rebus humanis eximens ad contemplandum Deum. De consideratione. L. V. c. 2.

daß es für dasselbe keine eigentlichen Beweise gebe. Da sie nun also, nach ihrer Meinung, nicht durch Beweise, das heißt durch ein in Begriffen fortschreitendes Denken, zum Daseyn Gottes gelangen, und da sie es dennoch als etwas gewisses annehmen, so bleibt nichts übrig als vorauszusetzen, daß es ihnen in unmittelbarer Anschauung der Vernunft gegeben sei. Die Vernunft würde ihnen ungefähr eben das seyn, was bei Gerson einfache Intelligenz genannt wird, nämlich das Vermögen, das Daseyn der Dinge unmittelbar und ohne Schluß zu erkennen. Indem wir diese Zugeständnisse zu Gunsten der mystischen Theologie annehmen, bemerken wir, daß uns hier sogar mehr zugestanden wird, als wir bedürfen. Denn wenn wir auch glauben der Seele ein solches Vermögen unmittelbarer Anschauung für die göttliche Wahrheit vindiciren zu müssen, so läugnen wir doch keinesweges, daß es möglich sei zu eben diesem Ziele, und hier namentlich zur Erkenntniß vom Daseyn Gottes, auch auf dem Wege der Begriffe und Schlüsse zu gelangen. Der Schluß von dem Endlichen auf das Unendliche, von der Welt auf ihren Urheber, wird von dem menschlichen Verstande immerfort wiederholt werden, so viel auch die Philosophen an seiner Form aussetzen mögen.

17. Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, wird es dienlich seyn hier noch zu bemerken, daß wenn wir auch dem menschlichen Geiste ein Vermögen zuschreiben, die Wahrheit unmittelbar zu schauen, wir dennoch nicht annehmen, daß dies Vermögen anders in Thätigkeit übergehn könne, als durch die Einwirkung eben der Gnade, welche zur Erweckung des Glaubens nothwendig ist. Damit stimmen häufige Erklärungen der mystischen Theologen auch durchaus überein.

18. Eine völlig gültige Nachweisung, daß die mystische Theologie das Recht habe, als eine besondere Gestalt der Theologie zu existiren, wird aber allein aus der Schrift geführt werden können; und zwar wird zu diesem Ende dargethan werden müssen, daß die Schrift in ihren Belehrungen sich auch an dies der mystischen Theologie zum Grunde liegende Vermögen einer Anschauung der göttlichen Wahrheit wendet, und es also bei dem Menschen voraussetzt. Nun werden wir gewiß mit Freuden zugeben, daß die Schrift am

häufigsten ihre Belehrungen an Thatsachen knüpft, und daß deshalb auch die historische Theologie immer die erste und vornehmste bleiben wird. Aber schon dies wird nicht geläugnet werden können, daß die Schrift nicht selten uns auffordert durch Schlüsse von anerkannten Wahrheiten uns zu andern weniger bekannten zu erheben, und hierauf würde die philosophische Theologie sich berufen können, um das in ihr vorzugsweise herrschende Verfahren zu rechtfertigen. Endlich aber wird sich auch nachweisen lassen, daß die göttliche Offenbarung, ohne sich auf Schlüsse und Thatsachen zu berufen, von dem menschlichen Geiste eine unmittelbare Anerkennung fordert, welche sie nicht fordern könnte, wenn nicht das Vermögen dazu in uns vorhanden wäre; und dadurch würde die mystische Theologie das Recht erhalten, den Vorwurf, daß sie eine Verirrung sei, zurückzuweisen, und sich als eine wahrhaft biblische, obgleich nicht allumfassende, Entwickelung der göttlichen Wahrheit geltend zu machen. Daß nun in der heiligen Schrift ein solcher dreifacher Lehrtypus in der That vorkomme, wollen wir versuchen nachzuweisen in Betreff der wichtigen Lehren vom Daseyn Gottes, von der Gottheit Christi, von der Sünde, von der Erlösung, und von der Unsterblichkeit, um dadurch neben der historischen Theologie, auch die philosophische und mystische zu begründen.

19. Das Daseyn Gottes lehrt die Schrift auf historischem Wege, indem sie die große und einfache Geschichte seines Verhältnisses zu den Menschen erzählt. Er ist der Schöpfer der Menschen; er zeigt ihnen nach ihrem Falle seine Gerechtigkeit und sein Erbarmen. Er ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs; er ist der König Israels, der seinem Volke Propheten sendet, und ihre Weissagungen erfüllt. Er, der Vater Jesu Christi, giebt seinen eingebornen Sohn hin, um die Menschen zu erlösen. Man sieht Gott handeln, man hört seine Stimme, und kann nicht zweifeln, daß er ist.

Die Schrift will aber auch, daß Gott in seinen Werken erkannt werde. Wenn sie im alten Testamente oft das Sichtbare schildert, um zur Bewunderung und Anbetung des unsichtbaren Gottes aufzufordern; so lehrt sie ausdrücklich im neuen Testamente, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft

und Gottheit wird ersehen, so man deß wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt. Von der Welt zu Gott, als dem Urheber und Regierer derselben, gelangt man aber nur mittelst eines Schlusses, dessen Vordersatz bei den Mehresten nicht deutlich in das Bewußtseyn tritt, aber kein anderer seyn kann, als dieser: daß das Endliche und Unvollkommene den Grund seines Daseyns und Bestehens, seiner regelmäßigen Anordnung, nicht in sich selber haben könne, sondern nur in einem unendlichen, vollkommnen Wesen. Eine solche Erkenntniß Gottes durch Begriffe und Schlüsse, wozu die Schrift selber Anleitung giebt, würde aber, sobald sie in ausgebildeter systematischer Form erschiene, nicht anders als eine philosophische Erkenntniß genannt werden können.

Die Schrift sagt aber auch: Daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten, und zwar er ist nicht fern von einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir. Dies ist keine Anführung von Thatsachen, keine Verknüpfung von Begriffen; es ist eine Berufung auf ein Vermögen des Menschen, den Gott, in dem wir leben, weben und sind, durch unmittelbare Anschauung zu finden und zu fühlen. Assaph ruft: Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil. Wer so redet, der bezeugt, daß er für Gott eine Liebe empfinde, und mit ihm in einer Gemeinschaft stehe, die nur in einer unmittelbaren Anschauung der Vollkommenheit des sich offenbarenden Gottes ihren Grund haben können. Diese Gestalt, worin die Lehre vom Daseyn Gottes in der Schrift erscheint, wäre also, indem sie das Vermögen einer solchen Anschauung bei dem Menschen voraussetzt, eine Rechtfertigung der mystischen Theologie.

20. Zur Anerkennung, daß Christus von Gott gesandt ist, und daß seine Aussprüche, worin er sich dem Vater gleich stellt, göttliche Wahrheit sind, führt die Schrift ebenfalls auf diesem dreifachen Wege. Besonders häufig sind hier die historischen Zeugnisse.

Römer 1, 20. Apostelgesch. 17, 27. 28. Ps. 73, 25. 26.

Die Erscheinung Christi steht in Verbindung mit den Prophezeihungen früherer Jahrhunderte, welche durch sie erfüllt werden; sein Leben ist verherrlicht durch Wunder, in denen Gott, der Schöpfer und Regierer der Welt, nicht nach den Bedingungen, denen er die irdischen Dinge unterworfen hat, sondern nach höheren Gesetzen wirkt. Das Werk Jesu Christi besteht auch nachdem er die Welt verlassen hat; und daß es fortdauert, trotz so vielen feindseligen Mächten, die es bestürmen, ist ein in die Augen springender Beweis von dem göttlichen Ursprung, auf den es zurückgeführt werden muß, von der göttlichen Sendung, von der Wahrhaftigkeit seines Stifters.

Indem Christus sich auf die in ihm erfüllten Prophezeihungen, auf die von ihm vollbrachten Wunder beruft, indem er verkündet, daß die Pforten der Hölle seine Gemeine nicht überwältigen sollen; verlangt er zugleich, daß seine Worte durch ihren unmittelbaren, von seiner Erscheinung und Persönlichkeit unterstützten Eindruck auf das Gemüth, für wahr und göttlich anerkannt werden. Denn er fragt: Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Und fügt sogleich hinzu: So ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Und dies Vermögen, die Wahrheit in unmittelbarer Anschauung zu erkennen, ist nicht etwa nur das Erbtheil einzelner, besonders begünstigter Menschen, sondern es äußert sich bei einem jeden, der seinen Sinn zu Gott gewendet hat, und bleibt nur unthätig in einer von Gott entfremdeten Seele. Denn Christus fährt fort: Wer von Gott ist, der höret Gottes Wort; darum höret ihr nicht, denn ihr seid nicht von Gott. Und er sagt: So Jemand will deß Willen thun (der mich gesandt hat), der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede. Dieses Zeugniß der unmittelbaren Anschauung unterscheidet er selbst von dem historischen Zeugniß der Werke, ohne doch jemals dies letzte gegen das erste herabzusetzen. Glaubet doch den Werken, wollt ihr mir nicht glauben. Glaubet mir, daß ich im Vater, und der Vater in mir ist; wo nicht so glaubet mir doch um der Werke willen. Dieser Eindruck, den seine Persönlichkeit auf Diejenigen hervorbrachte, die ihn in

Johannes 8, 46. 47. Johannes 7, 17. Johannes 10, 38. Johannes 14, 11.

lebendiger Gegenwart reden und handeln sahen, wird aber auch bei Denen nicht fehlen, die sich nach den Erzählungen der Evangelisten ein Bild von ihm entwerfen, und in der Schrift seine und seiner Jünger Worte mit einem zu Gott gewendeten Sinne vernehmen. Denn es werden alsdann diese Worte ihr Herz ganz anders berühren, als es menschliche Worte vermöchten; und einmal in das Innere aufgenommen, werden sie durch ihre segensreiche Einwirkung sich täglich mehr als Worte Gottes bewähren. Dies ist so klar, daß es sich nicht verkennen läßt; und deshalb hat auch die Theologie nicht vermeiden können, sich für die Göttlichkeit der heiligen Schrift und ihrer Lehren auf ein Zeugniß des heiligen Geistes und einen Beweis aus innerer Erfahrung zu berufen. Hier befindet sie sich aber auf mystischem Grund und Boden, denn sie setzt eben das voraus, was die mystische Theologie zu ihrer Begründung nöthig hat, daß es nämlich dem Menschen, durch den Beistand des göttlichen Geistes, möglich sey, die göttliche Wahrheit nicht auf discursivem Wege, sondern in unmittelbarer Anschauung aufzufassen.

Hat man nun aber durch das historische Zeugniß und durch das Zeugniß des heiligen Geistes die Gottheit Christi erkannt, so entsteht die Frage: wie die Gottheit Christi mit der Einheit des göttlichen Wesens zusammengedacht werden könne? Diesem Bedürfnisse des denkenden Geistes kommt die Schrift entgegen, indem sie bei der Einheit des göttlichen Wesens eine Verschiedenheit der Personen lehrt. Die Lehre von der Dreieinigkeit ist also die philosophische Ausbildung der Lehre von der Gottheit Christi; die höchste Spekulation der philosophischen Theologie; einem jeden unentbehrlich, der in der Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten nach Zusammenhang strebt.

21. Was die Lehre von der Sünde betrifft, so läßt sich nicht verkennen, daß die Absicht der biblischen Geschichte von Anfang bis zu Ende sey, die Macht der Sünde — aber freilich auch die viel größere Macht der Gnade — zu zeigen. Das mit dem Sündenfall beginnende und sich fortpflanzende Verderben führt schon in der Familie der ersten Menschen zu einem schrecklichen Verbrechen. Mit unglaublicher Schnelligkeit stürzt sich — während Gott einen Strom geheiligten Lebens nicht versiegen läßt, — jenes ganze Geschlecht

in die ungeheuerste Entfernung von seinem Schöpfer, bei welcher es in den Wassern der Sündfluth seinen Untergang findet. Die Erde wird aufs neue bevölkert durch die Nachkommen einer Familie, welche die Erkenntniß Gottes und seiner Gebote, die sie besaß, auf alle folgenden Geschlechter hätte fortpflanzen können; aber die zugleich fortgepflanzte Sünde hemmt die Erkenntniß der Wahrheit; die Menschen, die sich selbst, ihre Neigungen und die Gegenstände derselben vergöttern, werden dergestalt eitel in ihrem Dichten, daß sie mit ihrem unverständigen, verfinsterten Herzen, die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes verwandeln in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen, und der Vögel und der vierfüßigen und kriechenden Thiere. Damit die Erkenntniß der Wahrheit durch die hereindringende Macht der Finsterniß nicht gänzlich verloren gehe, schreitet Gott durch Wunder in die natürliche Ordnung der Dinge ein, indem er seine Offenbarungen einer Familie und dem daraus entspringenden Volke anvertraut. Diese Väter des jüdischen Volkes und die frommen Männer durch alle Zeiten des alten Testamentes, wie groß sie auch erscheinen mögen in der, von der göttlichen Gnadensonne erleuchteten Seite ihres Wesens, sie gewähren alle, durch die Schwächen und Sünden, womit sie von der andern Seite behaftet bleiben, ein Beispiel zu der großen Wahrheit, daß die Menschen allzumal Sünder sind, und des Ruhms ermangeln, den sie an Gott haben sollten. Die zuerst nach dem Sündenfalle ertheilte, und seitdem oft erneute Verheißung eines Erretters, und eines Segens von Oben, predigt das Bedürfniß der Errettung, und das Vorhandenseyn des Fluches. Da Gott, der die Verheißung ertheilte, auch das Gesetz gegeben hat, so erscheint nun erst ganz deutlich der furchtbare, und bejammernswerthe Widerspruch zwischen diesem und der menschlichen Natur. Israel, — dessen Verirrungen und Schicksale sich in jedem menschlichen Leben wiederholen — besitzt das Gesetz nur, um es zu übertreten und um die Strafe für die Uebertretung zu erdulden. Am allergewaltigsten aber drängt sich die Ueberzeugung von dem Daseyn der Sünde auf, bei der Erscheinung des Erlösers, welcher stirbt, um die Menschen, die anders nicht von ihrer Gewalt befreit werden konnten, zu erretten.

Römer 1, 21—23. Römer 3, 23.

Wenn die Schrift in dieser ganzen historischen Darstellung auf das gewaltigste das Daseyn der Sünde bezeugt, so hat sie dadurch allein noch nicht die Schwierigkeiten gelöset, welche das Denken in dieser Annahme findet, für welches unstreitig die Vorstellung des Verhältnisses, worin die Sünde einerseits zu dem heiligen Gott, und andererseits zu der Natur des Menschen steht, eine der schwierigsten Aufgaben bildet. In ihren Belehrungen über dies doppelte Verhältniß gewährt die Schrift eine Grundlage zur philosophischen Behandlung dieses wichtigen Gegenstandes. Sie lehrt aber: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde. Durch einen Menschen ist die Sünde gekommen in die Welt. Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen, er versucht Niemand. Gottes Heiligkeit bleibt also ungetrübt, denn nicht von ihm, der den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen hat, und der ihn nicht zum Bösen versucht, darf der Ursprung der Sünde und des Uebels hergeleitet, er darf nur dem Menschen selber zugeschrieben werden, der, unter Gottes Zulassung, die Freiheit, die er stets zur Befolgung seiner Gebote hätte anwenden können, zu ihrer Uebertretung mißbrauchte. So kann also in Beziehung auf Gott, unbeschadet seiner Vollkommenheit, die Sünde als möglich, und als wirklich gedacht werden. Diese Herleitung des Bösen aus dem Mißbrauche der Freiheit genügt aber noch nicht allein, um das Räthsel der menschlichen Natur zu lösen, in welcher das Fleisch wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch gelüstet; welche von anscheinend unvereinbaren, in ihr vereinten Kräften in entgegengesetzte Richtungen getrieben wird; in welcher große Kräfte, und noch größere Bedürfnisse liegen; auf welche aber dennoch das Böse seinen Einfluß behauptet, welches mit seinen dunkeln Verzweigungen selbst die edelsten Eigenschaften und Anlagen durchdringt. Dieses Räthsel löset die Schrift durch die Belehrung, daß was vom Fleische geboren wird, Fleisch; daß das Dichten des menschlichen Herzens, böse von Jugend auf; daß die menschliche Natur mit einer Anlage zur Sünde behaftet ist. Es giebt keinen von Menschen ersonnenen Gedanken, der eine solche philosophische Tiefe hätte, und zur Erklärung so vieler Erscheinun-

1 Moses 1, 27. Römer 5, 12. Jacobi 1, 13. Galater 5, 17. Joh. 3, 6. 1 Moses 8, 21.

gen diente, als diese Lehre von der Erbsünde. Verbunden mit derjenigen von der ursprünglichen Vollkommenheit und dem darauf erfolgten Abfalle unserer Natur, ist sie der Ausgangspunkt für alle richtige Betrachtung des menschlichen Herzens, und der menschlichen Angelegenheiten, wo stets Gutes und Böses, Hohes und Gemeines seltsam gemischt sind; und nur durch ihre Hülfe lernt der denkende Mensch sich selbst verstehn.

Das Wichtigste aber bei der Erkenntniß der Sünde ist, daß ein jeder nicht nur ihr Vorhandenseyn im Allgemeinen, sondern auch ihre Wirkung in seinem eigenen Herzen erkenne. Dies geschieht, wie die Erfahrung bezeugt, nicht durch Betrachtung fremder Beispiele, nicht durch vernünftige Ueberlegung, sondern durch den unmittelbaren Eindruck, den das Gesetz Gottes, verglichen mit dem ihm widersprechenden Zustande des Innern und des Verhaltens, auf das Gemüth hervorbringt. Diese Anschauung des Gesetzes, und dieses Gefühl für dasselbe sind aber die Kräfte, aus deren Thätigkeit die mystische Theologie hervorgeht, so daß behauptet werden kann, Niemand sei zur Erkenntniß der Sünde gelangt, oder könne dazu gelangen anders als auf einem mystischen Wege. Diesen Weg führt uns auch die Schrift, indem sie uns das Gesetz Gottes vorhält, und zugleich das allgemeine Verdammungsurtheil ausspricht: Sie sind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms den sie an Gott haben sollten. Daß dies die Wirkung von der Erwägung des Gesetzes seyn solle, das Vorhandenseyn der Sünde in uns zu empfinden, daß es also im Menschen ein Vermögen gebe, wodurch er das Gesetz als göttlich erkennt, und seinen Widerspruch gegen dasselbe schaut und schmerzlich fühlt, das bezeuget die Schrift, wenn sie sagt: Durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde, und wenn sie das Wort Gottes mit einem zweischneidigen Schwerte vergleicht, das durchdringet bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens.

Wenn nun die wahre, zur Buße führende Erkenntniß der Sünde nicht anders erlangt wird als auf einem Wege, den die mystische

Römer 3, 23. Römer 3, 20. Hebräer 4, 12.

Theologie vorzugsweise verfolgt, so läßt es sich erwarten, daß derselben diese Erkenntniß nicht fehlen werde, ohne welche es keinen Glauben an Christum, als an den Erlöser, und keine Liebe zu ihm geben kann; und der Vorwurf muß befremden, der von dem historisch-symbolischen Standpunkte aus so oft der mystischen Theologie gemacht worden ist, daß sich bei ihr keine Einsicht in das natürliche Verderben des Menschen, keine genugsame Würdigung des Verdienstes Jesu Christi, sondern statt dessen eine Ueberschätzung der natürlichen Kräfte und ein Streben nach eigener Gerechtigkeit finde. Dieser Anklage liegt wohl zum Theil die Voraussetzung zum Grunde, daß bei der Darstellung einer jeden christlichen Wahrheit immer ausführlich von dem sündlichen Verderben des menschlichen Herzens die Rede seyn müsse; eine Methode, welche wir bei Denen, die sie befolgen, keinesweges tadeln, die aber, wie es uns scheint, nicht zu einer allgemeinen Regel erhoben werden darf. Wenn der Herr seinen Aposteln befiehlt, zu predigen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünde, so kann das unmöglich den Sinn haben, daß eine jede Predigt eine Bußpredigt seyn solle. Wenigstens haben die Jünger, wie es der Augenschein lehrt, den Herrn nicht in diesem Sinne verstanden. Die Evangelisten, namentlich Johannes, fühlen sich bei weitem stärker getrieben, die Herrlichkeit des Herrn, als das sündliche Verderben des Menschen darzustellen. In den Episteln an die Epheser und an die Colosser wird die erhabene Idee des göttlichen Reiches entwickelt; in seiner ersten Epistel redet Johannes entzückt vom Glauben und von der Liebe; der Sünde und Buße geschieht in diesen Schriften nicht ausführlich, sondern nur beiläufig Erwähnung. Das natürliche Verderben des Menschen, und das Bedürfniß der Erlösung, wird bei allem, was die Schrift sagt, vorausgesetzt, aber diese Wahrheiten werden nicht überall gleich ausführlich entwickelt. Gäben wir es also gleich zu, daß die mystischen Theologen von der Sünde und der Buße seltner reden als es von dem historisch-symbolischen Standpunkte aus gewünscht wird, so könnte dies allein noch nicht die Anklage einer unchristlichen Richtung begründen; sondern es käme immer darauf an, ob dasjenige, was vorgetragen wird, auf der Anerkennung

Luc. 24, 47.

jenes Grundübels der menschlichen Natur und der Erlösung durch Christum beruhe, oder nicht; und daß das erste bei den besseren der mystischen Theologen, einem Thomas von Kempen, einem Fenelon, der Fall sey, ja daß sie die Tiefe des menschlichen Verderbens, obgleich sie vielleicht nicht so oft davon reden als Andere, doch wenigstens eben so deutlich schauen, und eben so schmerzlich empfinden, wird wohl von Keinem, der nur einigermaßen die Gabe der Unterscheidung hat, geläugnet werden können.

In Beziehung auf andere, minder lautere mystische Theologen ist dieser Vorwurf aber in der That nicht ohne allen Grund; das Bewußtseyn der Sünde, zu welchem sie auf dem Wege der Anschauung und des Gefühls so leicht gelangen konnten, ja nothwendig gelangen mußten, scheint ihnen unter den Händen verloren gegangen zu seyn. War daran eine überwiegende Beschäftigung mit eigenen Gedanken Schuld, bei welcher sie vernachlässigten auf die Schrift zurückzugehen, die, wie wir bemerkten, auf einem jeden ihrer Blätter das Daseyn der Sünde, auch in den Frommsten, bezeugt: so läßt sich ein solcher Mangel doch nicht allein aus diesem Umstande erklären. Denn um die Sünde in ihren mancherlei Gestalten, in dem eigenen und fremden Herzen und Leben wahrzunehmen, dazu wird eine gründliche, ausgebildete Ansicht der menschlichen Natur und der überall mit der Sünde durchflochtenen menschlichen Angelegenheiten erfordert; eine Ansicht, die nur zu erreichen ist durch anhaltendes Denken, woran Menschen, die leicht in das Gefühl versinken, es nicht selten fehlen lassen. Und so könnten wir aus dieser Verirrung mancher sonst schätzbaren mystischen Theologen den Vortheil ziehen, an ihrem Beispiele recht deutlich wahrzunehmen, daß das Gefühl, selbst da, wo es am allernothwendigsten ist, niemals allein genügt, sondern daß seine Eindrücke stets durch Nachdenken und Reflexion befestigt werden müssen.

22. In der Lehre von dem erlösenden Tode Jesu Christi hebt die Schrift die historische Beziehung hervor, nach welcher derselbe als ein Opfer sich anschließt an die Reihe der früheren Opfer, die selbst wirkungslos und nur Schatten und Bilder des Zukünftigen, in ihrer prophetischen Bedeutung durch ihn in Erfüllung gingen. Und ein jeglicher Priester ist eingesetzt daß er alle Tage

Gottesdienst pflege, und oftmals einerlei Opfer thue, welche nimmermehr können die Sünden abnehmen. Dieser aber, da er hat ein Opfer für die Sünden geopfert, das ewiglich gilt, sitzet er nun zur Rechten Gottes. Bietet nun gleich diese historische Vorstellung von einem durch Christum Gott dargebrachten versöhnenden Opfer, dem frommen Sinne so viel als ihm nöthig ist, um die Wirkung des Todes Christi zu erkennen, und in dem Verhältnisse mit Gott Ruhe zu finden: so ist es doch nicht zu läugnen, daß eine Hauptfrage, auf welche das nach Zusammenhang strebende Denken hier geräth, bei dieser Vorstellung noch unbeantwortet bleibt.

Diese Frage ist die nach der eigentlichen Verbindung zwischen dem Tode Jesu Christi und der Vergebung der Sünden; und die Belehrungen, welche die Schrift darüber ertheilt, werden, da sie ein Bedürfniß des denkenden Geistes befriedigen, als die Grundlage zu einer philosophisch-theologischen Darstellung der Versöhnungslehre betrachtet werden können. Diese Verknüpfung zwischen dem Tode Jesu Christi und der Vergebung der Sünden wird aber in der Schrift dem Denken auf eine zwiefache Weise begreiflich gemacht. Erstlich stellt sie den Tod Jesu Christi dar als ein Zeugniß der göttlichen Liebe von so mächtig beweisender Kraft, daß nach demselben jede andere Aeußerung dieser Liebe, welche dagegen nur geringer seyn kann, sich erwarten läßt. Diese Ansicht findet ihre Begründung in folgenden Stellen: Nun stirbt kaum jemand um des Rechtes willen; um etwas Gutes willen dürfte vielleicht jemand sterben. Darum preiset Gott seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren. Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Der Tod Jesu Christi ist aber nicht nur ein Beweis der zur Sündenvergebung geneigten göttlichen Liebe; nach einer zweiten Betrachtungsweise, die jener ersten nicht widerspricht, sondern sie nur weiter ausbildet, ist

Hebräer 10, 11. 12. Römer 5, 7. 8. — 8, 32. 33.

dieser Tod die bewirkende Ursach der Sündenvergebung. Dafür erklären ihn folgende Stellen: Christus hat uns erlöset von dem Fluch des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns. Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit die vor Gott gilt. Daß die weitere Ausbildung der in diesen Stellen liegenden Vorstellung von einer Stellvertretung und Genugthuung Jesu Christi, dem denkenden Scharfsinn und also der Spekulation und der philosophischen Theologie anheimfällt, wird wohl nicht geläugnet werden können.

Da jedoch die Schwierigkeiten einer solchen Spekulation nicht gering sind, so bietet die Schrift diese wichtige Lehre noch auf eine viel leichtere Weise dar, welche die mystische genannt werden kann, da sie nichts weiter voraussetzt, als das Gefühl einer Verbindung mit Christo. Wer sich dieser bewußt ist, der kann unmöglich an der Vergebung der Sünden zweifeln, da die auf den Sohn herabströmende Liebe des himmlischen Vaters, sich auch nothwendig über die, welche mit ihm Ein Ganzes bilden, ausbreiten wird. Dies hat der Herr selbst am klarsten ausgesprochen, wenn er sagt: Denn er selbst, der Vater, hat euch lieb, darum daß ihr mich liebet, und glaubet daß ich von Gott ausgegangen bin. Wie wir in unserer Verbindung mit Adam unsere Sünde schauen, so schauen und fühlen wir auch in unserer Verbindung mit Christo die Vergebung der Sünden. Wie nun durch Eines Sünde die Verdammniß über alle Menschen gekommen ist, also ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen. Denn gleichwie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden. In dem Tode Christi erreicht sein Gehorsam gegen den Vater, und dessen Wohlgefallen das auf ihm ruhte, seinen höchsten Gipfel, und erstreckt sich auf Diejenigen, welche ihm gehorsam sind, und die von ihm vorgeschriebenen Bedingungen der Buße und des Glaubens erfüllen. Und wiewohl er Gottes Sohn war, hat er doch an dem daß er litte, Gehorsam gelernt. Und da er ist vollendet, ist er ge-

Galater 3, 13. 2 Korinth. 5, 21. Johannes 16, 27. Römer 5, 18. 1 Korinth. 15, 22.

worden allen denen die ihm gehorsam sind, eine Ursach zur ewigen Seligkeit. Die Vergebung der Sünden wird in diesen Stellen nicht durch Schlüsse aus dem Tode Christi abgeleitet, sondern sie wird mit demselben unmittelbar verbunden, der Anschauung dargeboten.

23. Die Unsterblichkeit der Seele wird auf philosophische Weise erkannt durch Folgerungen aus den Vollkommenheiten Gottes, und aus der Beschaffenheit der menschlichen Natur. Zu solchen Folgerungen giebt die Schrift Anleitung, indem sie sagt von Gott, er sei nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen, denn sie leben in ihm alle. Er, die Quelle des Lebens, wird dasjenige, was er schuf, auch erhalten und vor der Vernichtung bewahren. Die Schrift lehrt, Gott wird geben einem jeglichen nach seinen Werken. Die Gerechtigkeit Gottes aber, die sich hier auf Erden nur unvollkommen offenbaret, läßt zugleich mit einer vollkommenen Vergeltung auch ein ewiges Leben erwarten. Diese Erwartung gründet die Schrift ebenfalls auf die Beschaffenheit der menschlichen Natur. Denn sie lehrt, daß der Mensch nach Gottes Ebenbilde geschaffen, und daß mit seinem aus Erde gebildeten Körper ein lebendiger Odem verbunden sei; und damit hängt zusammen, daß der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. Paulus betheuert, daß wir ohne Hoffnung der Unsterblichkeit die elendesten unter allen Menschen wären, und daß er ohne dieselbe in Erfüllung seines Berufes sich nicht in Todesgefahren gestürzt haben würde. Er bestätigt also, daß unsere unvertilgbare Sehnsucht nach einem vollkommnen Glücke, zu ihrer Befriedigung, und unser Wille zu seiner Stärkung in Erfüllung schwieriger Pflichten, der Hoffnung einer Fortdauer bedürfen. Dies sind Betrachtungen, in denen der Geist von Begriffen zu Begriffen fortschreitet; es sind philosophische Beweise für die Unsterblichkeit der Seele.

Eine bei weitem größere Gewißheit der Fortdauer giebt aber die Schrift auf historischem Wege durch Verheißungen und durch

Hebr. 5, 8. 9. Lucae 20, 38. Römer 2, 6. 1 Mos. 1, 27. — 2, 7. Prediger 12, 7. 1 Korinth. 15, 19. 32.

Berufung auf die Auferstehung Jesu Christi. Dieses große Wunder, welches durch die unverwerflichsten Zeugnisse gegen alle Zweifel sicher gestellt wird, ist ein Unterpfand von der Erfüllung der Verheißungen Jesu Christi und zugleich ein Beispiel von dem auch uns bevorstehenden Uebergang in ein anderes Leben. Auch über die Verbindung von Leib und Seele nach dem Tode, über den Zustand der Seligkeit und Verdammniß, über die dem unsichtbaren Gottesreiche noch bevorstehenden großen Entwickelungs-Perioden, ertheilt uns die Schrift manche Winke und Belehrungen, in welchen dasjenige, was noch in weite Entfernung gerückt ist, allerdings derjenigen Klarheit ermangelt, in welcher dasjenige hervortritt, was unmittelbar mit der Auferstehung Jesu Christi zusammenhängt.

Zugleich ist aber auch, nach den Belehrungen der Schrift, die Gewißheit der Fortdauer durch das gläubige Anschauen der Person Jesu Christi und durch das Gefühl unserer Verbindung mit ihm gegeben. *Er, welcher die Auferstehung und das Leben ist, er wird auch das ewige Leben geben allen denen, die der Vater ihm gegeben hat.* Da das Leben sein Wesen ist, so ist es unmöglich, daß er es nicht als Fortdauer und als Seligkeit denen mittheilen sollte, die er erlöset, und die er sich dadurch zu seinem Eigenthum erworben hat; unmöglich daß, da Er lebet, diese nicht auch leben sollten. In dieser innigen Verbindung mit ihm ist es gegründet, daß da, wo der Herr ist, auch der Diener seyn wird; und daß die Bitte des Herrn in Erfüllung gehe: *Vater, ich will daß da wo ich bin, auch die bei mir seyen, die Du mir gegeben hast.* Sowohl von Paulus, wenn er ruft: Ich habe Lust abzuscheiden und *bei Christo* zu seyn, als von *Johannes*, wenn er spricht: *Wir werden ihn sehen, wie er ist*, wird der Zustand der Seligkeit in jenem Leben als ein inniges Zusammenseyn mit Christo aufgefaßt: eine Anschauung, die man doch wohl nicht anders als mystisch wird nennen können, und die, weit entfernt an Dunkelheit zu leiden, vielmehr eine so hohe Klarheit mit sich führt, daß man wohlthun würde sich daran zu halten, denn alsdann würde man nicht mehr viel über den Hades

1 Korinth. 15, 12. 1 Thessal. 4, 14. Joh. 11, 25. Joh. 17, 3. Joh. 14, 19. Joh. 12, 26. Joh. 17, 24. Philipper 1, 23. 1 Joh. 3, 2.

grübeln, und von einer Psychopannychie könnte nicht mehr die Rede seyn.

24. Diese Auseinandersetzung hat uns nöthig geschienen, um zu zeigen, daß die Schrift in ihrer großen Vielseitigkeit sich den verschiedensten Standpunkten und Bedürfnissen des menschlichen Geistes bequemt; daß sie, wenn sie ihre Belehrungen auch vornehmlich an Thatsachen knüpft, doch auch das Denken durch Schlüsse und Begriffe auf die Wahrheit hinleitet; ja daß sie zur Auffassung derselben nicht selten das Vermögen einer unmittelbaren Anschauung voraussetzt. Da nun die mystische Theologie eine Darstellung der durch das Vermögen der Anschauung aufgefaßten göttlichen Wahrheiten ist: so werden wir zu der Behauptung berechtigt seyn, daß die mystische Theologie in diesem Sinne von der Schrift selbst gebilligt werde, ja daß sie zur vollständigen Entwickelung des ganzen Inhaltes der heiligen Schrift nothwendig sey. Denn von Demjenigen, der nur auf dem historischen und philosophischen Standpunkte verweilen will, werden diejenigen Aussprüche der Schrift, in denen die Wahrheit für die Anschauung gegeben ist, als etwas Fremdes, worein er sich nicht zu finden weiß, unbenutzt bleiben. Auch die mystische Theologie, wenn sie für sich bestehen wollte, würde in dieselbe, und bei ihr noch viel gefährlichere, Einseitigkeit gerathen; weshalb wir auch hier wieder an die schon oft behauptete dringende Nothwendigkeit ihrer Verbindung mit der historischen Theologie erinnern wollen. Eine vollkommene theologische Entwickelung des ganzen Inhaltes der heiligen Schrift würde aber, wie es uns scheint, nur dann Statt finden können, wenn die Darstellung zugleich historisch, philosophisch und mystisch wäre; und wenn diese drei Darstellungsweisen zwar geschieden, aber doch auch wieder zu gegenseitiger Ergänzung verbunden würden.

25. Von gelehrten und einsichtsvollen Männern, die in der neueren Zeit über den Mystizismus geschrieben haben, wird demselben der Vorwurf gemacht: „er wolle positiv das wahre Wesen des Göttlichen wahrnehmen," und da dies unmöglich sei, so werde „was bloß Bild des Göttlichen ist, von den Mystikern für das Göttliche selbst gehalten" [1]. „Dem Mystiker (heißt es in einer

---

1) Schmid, Mystizismus des Mittelalters S. 16. 19.

andern lehrreichen Schrift [1]) soll das Göttliche, das wir doch gerade nur im Gegensatz gegen alle Erfahrung denken können, zur inneren Erfahrung werden." Und deshalb trägt man denn auch kein Bedenken, den Mystizismus überhaupt für eine Verirrung und Krankheit des menschlichen Geistes zu erklären. Wir würden dieses Urtheil unbedingt unterschreiben, wenn es sich nachweisen ließe, daß das bewußte Streben der besseren mystischen Theologen dahin gegangen sey, mit Umgehung, ja mit Verwerfung der geschichtlichen Offenbarung, durch das Vermögen der Anschauung Gott an sich selbst zu erkennen, und mit ihm in Gemeinschaft zu treten. Wenn sie aber eigentlich nichts anders gemeint und gewollt haben, als eine Anschauung Gottes, wie er in Christo erschienen ist, und der Lehren, die er uns in der Schrift offenbart hat: so werden wir noch immer gern zugeben, daß von dieser Richtung aus viel Verirrungen Statt finden können, und Statt gefunden haben; wir werden uns aber, indem wir auf die Schrift selber uns berufen, zu der Behauptung berechtigt halten, daß in dieser Richtung selber kein Irrthum sey.

26. Dafür aber, daß das bewußte Streben der besseren mystischen Theologen nicht auf eine Anschauung Gottes an sich, sondern nur der göttlichen Wahrheit, wie sie in der Schrift niedergelegt ist, gerichtet gewesen sey, dafür ließen sich doch manche Zeugnisse anführen. Johann Gerson, wie wir gesehen haben, giebt der Anschauung, als der Thätigkeit der einfachen Intelligenz, zum Gegenstand nicht die Gottheit selbst, sondern nur die ersten Principien der Wahrheit. „Verdächtig ist mir jede Wahrheit, sagt Richard von Sankt Victor [2]), „wenn sie nicht durch das Ansehn der Schrift bestätigt wird. Wenn der Geist auf das Höchste geleitet, wenn über himmlische Dinge eine Betrachtung angestellt wird, dann würde auch die wahrscheinlichste Offenbarung keine Zuverlässigkeit haben, ohne das Zeugniß der heiligen Schrift." Ja selbst aus den, und gewiß nicht mit Unrecht, so übel berüchtigten Schriften des Areopagiten, leuchtet eine gesunde Verehrung der Schrift, als der wah-

1) Liebner, Hugo von Sankt Victor S. 227. 220.
2) In dem Benjamin minor, angeführt von Liebner S. 81.

ren Quelle unserer Gotteserkenntniß hervor. Denn er erklärt die Gotteserkenntniß aus der Schrift und aus der Offenbarung für die einzige, die in unserm jetzigen Zustande erreicht werden könne, und unterscheidet sie von der höheren, die dem künftigen Leben vorbehalten sey [1]).

27. Keineswegs sind jedoch diese Grundsätze von den mystischen Theologen immer befolgt worden; und eine Unterscheidung zwischen wahrer und falscher mystischer Theologie möchte sich daher wohl dem billig Urtheilenden empfehlen. Die wahre wäre diejenige, die immer auf die Schrift sich gründend, immer Hand in Hand gehend mit der historischen Theologie, die göttlichen Wahrheiten vorzugsweise in der Form ausbildet, wie sie von der Anschauung aufgefaßt werden. Die falsche wäre diejenige, die mit Verachtung der göttlichen Offenbarung, ja selbst ohne den Gesetzen eines vernünftigen Denkens zu folgen, sich dem Unsichtbaren gegenüberstellt, und die ihr vorschwebenden Phantasmen für Offenbarungen ausgiebt.

28. Bei einer solchen Verirrung sind nun die Gefahren unstreitig sehr groß; die mystischen Theologen selbst haben es nicht verkannt, und haben, wie ein berühmter Schriftsteller sich ausdrückt, „gewarnt vor den Schiffbrüchen, die auch auf den Wassern über den Wolken keineswegs unerhört sind" [2]). Wie der Weg des Luftschiffers durch leere Wolkengebilde geht, so bieten sich auch hier dem Geiste nur Truggestalten dar, welchen er, getäuscht, Wirklichkeit zuschreibt. Mit dem Wahne einer innern höhern Erleuchtung, und selbstempfangener göttlicher Offenbarungen, steigt die Geringschätzung gegen die Belehrungen des göttlichen Wortes, ja selbst gegen die darin vorgeschriebenen heiligen Gesetze. Kommt noch,

---

1) „Diese und andere göttliche Lichter hat den heiligen Schriften folgend die geheime Ueberlieferung unserer Gottbegeisterten Führer uns belehrend geschenkt . . .; jetzt nach Maßgabe unserer Kräfte, indem die Menschenfreundlichkeit der heiligen Schriften und heiligen Ueberlieferungen mit heiligen Umhüllungen das Geistige . . . verdeckt . . . Dann aber, wenn wir unvergänglich und unsterblich geworden sind . . ., dann werden wir, nach der Schrift, bei dem Herrn seyn allezeit, erfüllt mit seiner sichtbaren Gotterscheinung." Die angeblichen Schriften des Areopagiten Dionysius, übersetzt von Engelhardt, S. 57.

2) Görres, in der Einleitung zu Heinrich Suso's Leben und Schriften, herausgegeben von Diepenbrock.

wie es oft der Fall gewesen ist, ein von der Welt zurückgezogenes, ja selbst von aller pflichtmäßigen Thätigkeit entferntes Leben hinzu, so erhalten die blinden Gefühle und Affecte eine furchtbare Gewalt, die zwar zuweilen, bei sehr edlen Gemüthern und unter sehr günstigen Umständen, unschädlich bleiben, die aber auch, wenn sie sich zu den Täuschungen des Geistes gesellt, während ein Traum eingebildeter Vollkommenheit den Menschen umfängt, ihn zu den schrecklichsten sittlichen Verirrungen hinreißen kann.

29. Wegen dieser möglichen Ausartung aber die mystische Theologie selbst zu verwerfen, würde nicht billig scheinen; denn sie ist bei ihr keineswegs unvermeidlich, und entsteht nur aus der durchaus nicht in ihrem Wesen gegründeten Entfernung von der göttlichen Offenbarung. In diesem Falle würde auch die philosophische Theologie zu einem systematischen Unglauben führen; ja selbst die historische Theologie, obgleich diese unter den dreien am sichersten gestellt ist, würde, wenn sie die philosophische und die mystische gänzlich von sich ausstößt, zu einer kalten, aus todten Begriffen zusammengesetzten Rechtgläubigkeit versteinern.

30. Wir haben schon früher bemerkt, daß die reinen mystischen Elemente in dem inneren Leben der frommen Christen nichts ungewöhnliches sind, sondern vielmehr die Grundlage desselben bilden. Bei jeder Erhebung zu Gott, bei jedem wahren Gebete, bei jeder Erleuchtung, wodurch uns eine unerschütterliche Gewißheit der göttlichen Wahrheit gegeben wird, bei jedem Troste und bei jeder Stärkung, die wir durch dieselbe empfangen, befindet sich unser Gemüth in jenem Zustande der unmittelbaren Anschauung und des Gefühls, aus welchem die mystische Theologie hervorgeht. Daher ist der Widerwille und die Abneigung gegen dieselbe, die sich auch bei frommen und einsichtsvollen Christen findet, welche das Echte von dem Unechten sonst wohl zu unterscheiden wissen, in der That eine räthselhafte Erscheinung. Wir wissen sie nur aus einer Unart, die den mehresten mystischen Schriftstellern eigen ist, zu erklären. Sie pflegen sich nämlich recht geflissentlich, selbst um ganz gewöhnliche Dinge zu bezeichnen, der allerkrausesten und wunderlichsten Bilder, und der allerseltsamsten Formeln — die sich aber leicht in allgemein verständliche Ausdrücke auflösen lassen — zu bedienen. Hätten sie

Alle die zarten Vorgänge des inneren Lebens, mit jener Klarheit und Einfalt, wodurch Fenelon unter ihnen sich so rühmlich auszeichnet, darstellen können oder auch nur wollen: so hätte das Mystische nie die Nebenbedeutung des Fremden, Seltsamen, Bedenklichen, Widerwärtigen erhalten, wodurch es auch fromme Gemüther erschreckt. Wollte man ihnen das Mystische nur immer in den einfachsten, und vornehmlich in den biblischen Ausdrücken darbieten, die es gerade am besten bezeichnen, so würden sie es als etwas längst bekanntes begrüßen.

31. Die mehresten frommen Christen, obgleich die einzelnen zerstreuten mystischen Elemente in ihrem inneren Leben nicht selten sind, verweilen dennoch auf dem historischen Standpunkte oder auf dem des reflectirenden Denkens; und deren hat es immer nur sehr wenige gegeben, die von dem einen oder dem andern in einen beharrlichen Zustand der Anschauung und des Gefühls übergegangen sind. Es ist auch keinesweges nothwendig, daß ihre Anzahl sich bedeutend vergrößere, da der Gläubige auf einer jeden der beiden andern Stufen, und vornehmlich auf der historischen, eben so gut als auf dieser für seine Heiligung sorgen kann. Es wäre sogar sehr schädlich, wenn jemand, angelockt durch die Schilderung ungewöhnlicher Zustände, sich absichtlich und willkürlich in solche Stimmungen hineinzuarbeiten suchte; denn aus einem solchen Streben, bei welchem die Phantasie an die Stelle der inneren Erfahrung treten würde, könnte nichts anders als arge Schwärmerei entstehen. Wer aber der göttlichen Führung und den Gesetzen seiner inneren Lebensentwickelung folgend, von der historischen Stufe — denn diese würde niemals zu übergehen seyn, — zu der Stufe der Anschauung gelangt ist, der wird nicht nur ohne Gefahr, sondern auch mit großem geistigen Nutzen auf derselben verweilen, bis er, unter eben der göttlichen Führung, etwa auf eine der beiden andern zurückkehrt.

32. Diejenigen, die auf diese Weise zur Stufe der Anschauung gelangen, das sind gewöhnlich Menschen, die lebhafter als Andere das Bedürfniß empfinden, mit den Gefühlen ihres Herzens ein vollkommenes Gut zu umfassen; die es mit einer fast nie vermiedenen Täuschung in den endlichen Dingen suchten, und die bei diesem

Suchen, bei der trüglichen Freude des Findens, nicht immer den göttlichen Geboten die schuldige Treue bewahrten. Gequält nun durch Vorwürfe des Gewissens, und vielleicht gleich sehr durch hinzukommende Leiden — finden sie endlich im Glauben Trost und Beruhigung für ihr Herz, und in Christo einen würdigen Gegenstand für ihre Liebe; jedoch werden diese großen Früchte des Glaubens ihnen nicht auf jeder Stufe in gleichem Maße zu Theil. Bei der historischen Auffassung wird das Gemüth von dem Gegenstande des Glaubens, wenn es sich zu ihm hinwendet, mächtig ergriffen; — wie denn überhaupt auf dieser Stufe die Gefühle sehr lebhaft, vielleicht lebhafter sind, als in dem Zustande der Anschauung; — aber da dieser Gegenstand in der Vergangenheit gesucht werden muß, so verschwindet er auch oft dem inneren Blicke, mit ihm verschwindet seine wohlthuende tröstliche Einwirkung auf das Gemüth, in welchem nur Kälte und Trockenheit zurückbleibt. Besonders ungenügend zeigt sich in dieser Rücksicht die vorherrschend begriffsmäßige Auffassung der göttlichen Lehren; denn dieser ist nur ein sehr geringer Einfluß auf die Gefühle verliehen; und der Geist kann in seinem zusammenhängenden Denken zu einem hohen Grade der Klarheit gelangt seyn, ohne daß dadurch die in den Tiefen des Gemüthes tobenden Schmerzen verscheucht würden. Da bleibt denn, wenn man sich nicht selber aufreiben will, kein anderer Ausweg, als die Gegenstände des Glaubens mit der inneren Anschauung aufzufassen, und durch diese unaufhörlich festzuhalten. Nun ist es nicht mehr nöthig, sie in der Vergangenheit zu suchen; man besitzt sie in bleibender Gegenwart; sie wirken, zwar nicht so heftig, wie früher, aber unabläßig, und geben dem Innern eine tiefe Ruhe, die es auf den andern Stufen vergeblich gesucht hätte [1].

---

1) Vortrefflich hat Heinrich Suso — aus dem vierzehnten Jahrhundert — eine solche innere Führung geschildert in seinem Buche von der ewigen Weisheit, welches in der Form eines Gespräches geschrieben ist zwischen dem Diener — ihm selbst — und der ewigen Weisheit, worunter er den Sohn Gottes versteht.

„Der Diener. Minniglicher, zarter Herr, mein Gemüth hat von seinen kindlichen Tagen an etwas gesucht mit einem eilenden Durst, und was das sey, das habe ich noch nicht vollkommlich begriffen. Herr, ich habe ihm manch Jahr hitziglich nachgejagt, und es konnte mir noch nie recht werden; denn ich weiß nicht was es ist, und ist doch etwas, das mein Herz und Seele nach sich zeugt, und ohne das ich nimmer in rechte Ruhe kann gesetzt werden. Herr, ich wollte es in den ersten Ta-

33. Beseligt durch diese Ruhe und durch das Gefühl einer nähern Gemeinschaft mit der in Christo offenbarten Gottheit, wird man nun auf das sorgfältigste die Sünde fliehen, welche die Gemeinschaft mit Gott sogleich aufheben müßte; ja man wird, da die zu häufige Beschäftigung mit den Dingen dieser Welt dem Auge der Anschauung seinen theuersten Gegenstand entrückt, gern eine jede Zerstreuung, zu welcher die Pflicht nicht auffordert, vermeiden, und das schwere Gebot der Welt abzusterben, in einem stets größeren Umfange erfüllen. Gleichgültigkeit gegen die Pflichten des thätigen Lebens hervorzubringen, liegt aber durchaus nicht in dem Wesen dieses Zustandes; denn ihre Unterlassung wäre ja auch Sünde, welche das Gewissen beschweren, und zerstörend auf den Frieden des Innern zurückwirken müßte. Vielmehr wird man, mit einem durch die Anschauung der göttlichen Wahrheit geschärften Gefühle für die Heiligkeit der göttlichen Gebote, immer bereit seyn, sobald es gilt eine Pflicht zu erfüllen, aus dem Zustande der Anschauung in den der Thätigkeit überzugehen.

34. Bei einem längeren, eigensinnigen Verweilen auf der Stufe der Anschauung, würde man auch unstreitig auf dieser nicht mehr eine volle Befriedigung finden; denn der Geist bedarf ebenfalls der Nahrung, welche eine ins Einzelne gehende historische Beschäftigung mit den göttlichen Wahrheiten, und ein zusammenhängendes Denken darüber gewährt. Wer seine innere Lebensentwickelung nicht absichtlich hemmt, und sich der göttlichen Führung nicht muthwillig widersetzt, der wird oft die eine Stufe gegen die

---

gen meiner Kindheit suchen, wie ich vor mir thun sah, in den Kreaturen; und so ich je mehr suchte, so ich je minder fand, und so ich je näher ging, so ich demselben je mehr fernte; denn von einem jeglichen einblickenden Bilde hatte ich ein Einsprechen, ehe daß ich es gänzlich versuchte, oder mich mit Ruhe darauf ergab, also: Das ist nicht das, was du suchest; und dies Vontreiben ist mir je und je in allen Dingen vorgewesen. Herr, nun wüthet mein Herz darnach, denn ich hätte es gern, und hat wohl so oft als einst empfunden, was es nicht ist; Herr, was es aber ist, deß bin ich noch unbewiesen. O weh, geminnter Herr, was ist es denn, oder wie ist es beschaffen, das so recht togentlich in mir spielet?

Die ewige Weisheit. Erkennst Du es nicht, es hat Dich doch lieblich umfangen, und hat Dir den Weg oft unterstanden, bis daß es Dich nun ihm selber allein gewonnen hat.

Der Diener. Herr, ich sah es nie, und hörte es nie; ich weiß nicht was es ist.

Die ewige Weisheit. . . Ich bin es, die ewige Weisheit, die Dich in Ewigkeit ihr selber hat auserwählet . . u. s. w." — Heinrich Suso's Leben und Schriften, herausgegeben von Diepenbrock, S. 244 f.

andere vertauschen; und derjenige wäre am glücklichsten zu preisen, der mit der größten Geschmeidigkeit, je nachdem innere oder äußere Bedürfnisse es verlangten, den Standpunkt seines innern Lebens wechseln könnte.

35. Das vornehmste von allem, was dem Zustande der Anschauung nachgerühmt werden kann, ist aber, daß er die Erfüllung des höchsten Gebotes: Gott über alles zu lieben, mehr als die anderen begünstigt und erleichtert. Die begriffsmäßige Auffassung der göttlichen Wahrheiten, und das zusammenhängende Denken über dieselben, so nothwendig sie auch seyn mögen, sind dennoch nicht im Stande das Herz zu erwärmen. Die Thatsachen, wodurch die göttliche Liebe sich kund gethan hat, sind zwar immer das erste, was uns zur Gegenliebe entflammt; und jede erneute Betrachtung derselben muß uns auf's neue mit diesem Gefühle durchdringen; aber so lange diese Thatsachen in der Vergangenheit gesucht werden, und nicht stets vor dem inneren Auge schweben, werden die durch sie erweckten Empfindungen, wie wir schon oben bemerkten, einem großen Wechsel ausgesetzt seyn. Auf der Stufe der Anschauung hingegen, sind mit Christo, in dem sich die Gottheit offenbart hat, und der dem Blicke des Geistes immer gegenwärtig ist, auch die Ereignisse seines Lebens aus dem Dunkel der Vergangenheit hervorgetreten; und wie überhaupt aus dem unmittelbaren Eindruck eines wahren oder vermeinten Gutes Liebe entsteht, so wird hier durch den unmittelbaren Eindruck des unabläßig, und mit seiner ganzen Kraft wirkenden höchsten Gutes, das Gemüth von heiliger Liebe für dasselbe entflammt. Ist aber gleich dieser Eindruck sehr tief, und diese Liebe sehr innig, so ist doch gewöhnlich nicht die empfindliche Aufregung damit verbunden, welche die Eindrücke der früheren Stufe zu begleiten pflegt. Hohe geistige Entzückungen gehören überhaupt nicht wesentlich zu den Erscheinungen, die auf dieser Stufe vorkommen müssen; und die reine mystische Sittenlehre, wie sie zum Beispiel durch Fenelon ist ausgebildet worden, hat sie nie gefordert, sondern immer nur für bedenklich erklärt. In einem männlich gehaltenen, nicht weichlich überfließenden Gefühle von der Gegenwart des Herrn, verlangt das wahrhaft liebende Gemüth nichts anders, als ihn zu lieben, es ihm überlassend, ob er es mit

lebhaften oder schwachen, mit freudigen oder traurigen Empfindungen erfüllen wolle.

36. So hat denn auch die christliche Sittenlehre, vornehmlich in Betreff ihrer wichtigsten Gegenstände, der Liebe und des Gebetes, durch die mystische Theologie eine Entwickelung erhalten, welche die historische und die philosophische ihr nicht zu geben vermochten; eine Entwickelung, die freilich, so wenig als die mystische Theologie selbst, von allen unechten Auswüchsen frei geblieben ist, deren Prüfung aber nur dann erst mit Erfolg wird angestellt werden können, wenn die Vorfrage nach dem Wesen der mystischen Theologie selber mehr auf's Reine gebracht seyn wird.

37. Eine erbauliche Darstellung der christlichen Wahrheiten wird dann besonders gelingen, wenn zu einem folgerechten Denken über dieselben, und zu ihrer historischen Auffassung, noch die geistige Anschauung hinzukommt. Das Denken muß freilich zuerst die sich ihm darbietenden Schwierigkeiten überwunden haben; aber für sich allein genügt es nicht, weil es den Gegenstand nur allmählig in einer Reihe von Begriffen auffaßt, also ihn auch nicht ganz und auf einmal darzustellen weiß. Die historische Begründung ist auch niemals zu vernachlässigen, weil sie allein lebendige Farben und Gestalten, und einen schicklichen Anknüpfungspunkt gewährt. Aber auch sie wird an Trockenheit leiden, wenn nicht zur Anschauung der äußeren Thatsachen die geistige, unmittelbare Anschauung der Wahrheit hinzukommt. Derjenige, welchem diese zu Gebote steht, wenn er jene andere Bedingungen zu erfüllen nicht vernachlässigt, wird vorzugsweise im Stande seyn, von geistigen Dingen auf eine anschauliche Weise, mit Wärme und Lebendigkeit zu reden. Denn da er seinen Gegenstand nicht auf eine schülerhafte Weise in Begriffe zerstückelt, da er ihn als ein Ganzes schaut, und seine Einwirkung auf das Gemüth erfährt, so vermag er auch Anderen zu einer lebendigen Anschauung desselben zu verhelfen, und ihr Herz dafür zu erwärmen. So muß auch der Dichter seinen Gegenstand in bestimmten Umrissen, gestaltet und gegliedert vor sich schauen, um sich selbst dadurch begeistert zu fühlen, und um Andere dafür begeistern zu können. Es findet also unstreitig zwischen dem Vermögen der geistigen Anschauung göttlicher Wahrheiten und dem Vermögen der

poetischen Production eine gewisse Aehnlichkeit Statt; eine Aehnlichkeit, die sich auch dadurch offenbart, daß die Lieder, worin die mystische Anschauung vorherrschend ist, wie die von Johann Angelus und von Tersteegen, auch durch ihren poetischen Werth sich vor andern auszeichnen.

38. Dadurch daß jetzt die mehrsten Theologen sich auf dem historischen oder philosophischen Gebiete bewegen, sind viel gründliche, geschichtliche und wissenschaftliche Untersuchungen über Gegenstände der Theologie, aber auch nicht wenig Störungen des Friedens veranlaßt worden. Zwischen der historischen und philosophischen Theologie ist noch keine Eintracht gestiftet. Die Anhänger der historischen Theologie werden, auch bei gleicher Richtung, kaum jemals zu einer völligen Uebereinstimmung gelangen, da zum Beispiel, auch unter Offenbarungsgläubigen, die Ansichten über dasselbe biblische Factum, über den Sinn derselben Schriftstelle, verschieden seyn können. Eben so verhält es sich mit der philosophischen Theologie; da die göttliche Wahrheit niemals ganz in das endliche menschliche Denken aufgeht, so wird jeder Versuch, sie systematisch darzustellen, da er nie ganz befriedigend ausfallen kann, immer einen neuen, eben so ungenügenden veranlassen. Die mystische Auffassung der göttlichen Wahrheiten — wie es aus den von uns angeführten biblischen Beispielen hervorzugehen scheint — hat vor der philosophischen den Vorzug der Klarheit, und vor der historischen den der Einfachheit; es wird daher keinesweges unmöglich seyn, daß Menschen, die in den Resultaten ihrer historischen und philosophischen Untersuchungen weit von einander abweichen, doch in der Anschauung der göttlichen Wahrheiten, und in dem Gefühle für dieselben, übereinstimmen könnten. Die Behauptung, daß die Darstellungen, welche jenen von uns bezeichneten, reinen, biblischen Mystizismus athmen, sich zu jeder Zeit des allgemeinsten Beifalls erfreut haben, möchte vielleicht gewagt erscheinen, sich aber bei näherer Prüfung als richtig bewähren, und dies würde, da der Friede doch unstreitig ein sehr großes Gut ist, für die mystische Theologie keine geringe Empfehlung seyn.

weltlichen Wissenschaften eine gewisse Ähnlichkeit Statt; eine Ähnlichkeit, die sich auch dadurch offenbart, daß die Lieder, worin die mystische Anschauung ausgesprochen ist, wie die vom [illegible] und den Vorstellungen, auch durch ihren poetischen Werth sich vor andern auszeichnen.

§. 38. Dadurch, daß jetzt die meisten Theologen sich auf dem schwierigen, aber philosophischen Gebiete bewegen, sind viel gründliche, geschichtliche und philosophische Untersuchungen über Gegenstände der Theologie, aber auch nicht wenig Störungen des Friedens zwischen ihnen. Zwischen der biblischen und philosophischen Theologie ist noch keine Eintracht gestiftet. Die Anhänger der biblischen Theologie werden, auch bei gleicher Richtung, kaum jemals zu einer völligen Uebereinstimmung gelangen, da zum Beispiel, auch unter Offenbarungsgläubigen, die Ansichten über manche biblische Stellen, selbst dem Sinne derselben (Christologie), verschieden seyn können. Aber so verhält es sich mit der philosophischen Theologie; da die göttliche Wahrheit niemals ganz in das endliche menschliche Denken aufgehe, so wird jeder Versuch, sie systematisch darzustellen, der nie ganz befriedigend ausfallen kann, immer einen neuen, oder je unvollkommeneren veranlassen. Die mystische Auffassung der göttlichen Wahrheiten — wie es aus den von uns angeführten obigen Beispielen hervorzugehen scheint — hat von der philosophischen den Vorzug der Klarheit, und von der biblischen den der Einfachheit; es wird daher schwerlich unmöglich seyn, daß Menschen, die in den Resultaten ihrer biblischen und philosophischen Untersuchungen weit von einander abweichen, doch in der Anschauung der göttlichen Wahrheiten, und in dem Gefühle für dieselben, übereinstimmen können. Die Behauptung, daß die Darstellungen, welche doch von uns bezeichneten, keinen biblischen Wahrheiten ... sich mit der Zeit des allgemeinsten Beifalls erfreut haben, möchte vielleicht gewagt erscheinen, sich aber bei näherer Prüfung als richtig bewähren; und so wird, wo der Zwiespalt noch unfriedlich ein sehr hoher Gewinn für die mystische Theologie keine geringe Empfehlung seyn.

Gedanken

über die

Erbauungs-Litteratur.

Wir besitzen in Deutschland eine reiche Erbauungs-Litteratur, die sich noch mit jedem Jahre ansehnlich vermehrt; was aber von solchen Schriften gefordert werden darf, und wie diesen Ansprüchen genügt werden kann, das ist, so viel ich weiß, noch nirgend von Grundsätzen abgeleitet und befriedigend und zusammenhängend dargestellt worden. Die Predigten, welche auch zu dieser Art der Litteratur gehören, haben freilich ihre bekannten Regeln; es sind die der rhetorischen Composition überhaupt, bedingt durch den besonderen Zweck und Inhalt der Predigt. Aber für die große Masse der Andachts-, Gebet-, Communionbücher und geistlichen Lieder, ist keine Theorie angenommen, oder auch nur vorhanden, nach welcher sich der Werth oder der Unwerth solcher Erzeugnisse mit einiger Sicherheit beurtheilen ließe; und es pflegen sich daher Diejenigen, die eines derselben loben oder tadeln, nur auf Gefühle, die sich noch nicht zu Gedanken ausgebildet haben, zu berufen. Bei dem großen Umfang dieser Litteratur, bei dem mächtigen Einflusse, den sie in mancherlei Kreisen, und vornehmlich im Familien-Leben ausübt, möchte es daher wohl der Mühe werth seyn zu versuchen, ob sich nicht, wie für die Dicht- und Redekunst, so auch für die Erbauungskunst — wenn man so sagen darf — durch Aufstellung fester und umfassender Grundsätze, eine Theorie zu Stande bringen ließe.

Der Zweck der Erbauungsschriften ist zu erbauen, und unter Erbauung würde wohl ziemlich allgemein eine Anleitung zur christlichen Vollkommenheit verstanden werden. Wie man sich aber unter christlicher Vollkommenheit etwas Verschiedenes, etwas Höheres, etwas Geringeres denkt, so wird man auch verschiedene Forderungen an solche Schriften machen, und bald leichter, bald schwerer durch

sie zu befriedigen seyn. Daß Schriften, deren Seichtigkeit und Schwäche in die Augen springt, bei einem großen Theil des Publikums einen lebhaften Beifall erwerben konnten, rührt wohl nur daher, weil den Lobrednern das höchste Ziel des christlichen Strebens unbekannt ist, oder weil sie, bei höheren Ahndungen, sich aus Trägheit gern auf einer untergeordneten Stufe zurückhalten lassen.

Das Ideal christlicher Vollkommenheit wird uns aufgestellt durch Christum, wenn er spricht: Ich in ihnen und du in mir, auf daß sie vollkommen sey'n in Eins. Joh. 17, 23. Es ist die Vereinigung mit Gott durch Christum, durch den Glauben an ihn und an sein Verdienst. In dieser Vereinigung wird die Seele erfüllt von Liebe zu Gott, von Demuth, Selbstverläugnung, Ergebung, und sie wird vorbereitet, zu der, alle Heiligkeit und Seligkeit in sich fassenden Gemeinschaft Gottes im Himmel, einzugehn.

Da dies das einzig wahre Ideal der christlichen Vollkommenheit ist, so folgt, daß wir nur diejenigen Schriften für Erbauungsschriften gelten lassen können, welche dieses Ziel ins Auge fassen, und welche ermuntern durch Glauben, Liebe und Verläugnung der Welt nach demselben zu streben. Alle diejenigen Schriften dagegen, welche sich ein minder hohes Ziel, oder überhaupt kein bestimmtes vorgesetzt haben; alle welche, anstatt auf den Glauben an Christum, auf Liebe zu Gott, und auf Verläugnung der Welt zu dringen, nur eine menschliche Tugend und Weisheit predigen — diese alle würden aus der Anzahl der Erbauungsbücher vorweg zu streichen seyn, weil sie nämlich nicht erbauen, nicht das Gebäude der christlichen Vollkommenheit im Innern aufführen können.

Da nun die Vereinigung der Seele mit Gott der Zweck jeder Erbauungsschrift ist, so würde daraus folgen, daß Glaube und christliche Frömmigkeit überhaupt, ohne welche ja Niemand zu einer solchen Vereinigung gelangen kann, dem Verfasser nicht fehlen dürfen. Dies würde aber nicht genügen; sondern um den Leser zu dieser Vereinigung zu verhelfen, würde auch noch ferner erforderlich seyn, daß das, was er schreibt, in solchen Augenblicken in ihm erzeugt worden sei, wo seine eigene Verbindung mit Gott eine besondere Höhe und Innigkeit erreicht hatte, oder wo er wenigstens in einem

kräftigen und erfolgreichen Streben nach diesem Zustande begriffen war. Für eine Theorie der Erbauungskunst würde also nichts wichtiger seyn, als die verschiedenen Stellungen und Verhältnisse vollständig und genau anzugeben, worin die gläubige Seele, bei der Verbindung mit Gott, sich zum Unendlichen befinden kann; daraus würden sich die verschiedenen Gattungen des wahrhaft Erbaulichen nach Inhalt und Form vollständig ableiten lassen, und man würde einen sichern Maßstab gewinnen, das Echte von dem Nachgemachten, das Genügende von dem Mangelhaften zu unterscheiden.

Es sind aber diese verschiedenen Stellungen und Verhältnisse, worin sich die Seele zur Gottheit befinden kann, den mystischen Theologen des Mittelalters sehr wohl bekannt gewesen; und sie sind von ihnen Cogitation, Meditation, Contemplation, das heißt: Gedanke, Betrachtung und Anschauung, genannt worden.

Wenn die höchsten Kräfte des Geistes und des Gemüthes sich vereinigt auf das Unsichtbare hinwenden, so ist ihre Auffassung desselben entweder licht- und kraftvoll, aber vorübergehend: das ist der Gedanke; oder licht- und kraftvoll, und zugleich anhaltend: das ist die Anschauung; oder es mangelt ihr an Licht und an Kraft, und es wird gesucht, ihr diese durch eine allmählige Steigerung der Gedanken und Gefühle zu geben: dies ist die Betrachtung.

Der Gedanke ist ein Blitz und Feuerstrahl, welcher die Seele durchzuckt, und ihr einen Blick, aber nur einen einzigen, in das Verhältniß Gottes zur Seele und zur Welt eröffnet. Bei der Anschauung hat sich das Unsichtbare der Seele enthüllt, es ist ihr ganz nahe getreten, und durch seine Einwirkung auf sie, durch ihre Gegenwirkung bildet sich eine fortlaufende Kette von Gedanken und Gefühlen. Bei der Betrachtung geht man aus von einem Gegenstand der Erkenntniß; man sucht ihn durch Verknüpfung von Begriffen zu ergründen, durch Beziehung auf das Leben und auf die Wirklichkeit anschaulich zu machen; aber dies Alles geschieht in der Absicht, um sich dem Unendlichen zu nahen, und um es in ruhiger Anschauung, oder wenigstens in einem vorübergehenden Lichtblick aufzufassen.

Der Gedanke ist ein Erheben der Augen aus dem Dunkel der Erde zu dem gestirnten Himmel, oder von dem Fuße eines

Berges zu seinem Gipfel. Die Betrachtung ist der Weg, auf welchem man sich, vom Fuße des Berges, zu dem indeß noch immer versteckten Gipfel desselben hinauf arbeitet. Die Anschauung ist der weite, umfassende, entzückende Ueberblick von Himmel und Erde, dessen man genießt, wenn man auf dem Gipfel des Berges angelangt ist.

Wir wollen nun das, was in der Seele auf einem jeden dieser drei verschiedenen Standpunkte erzeugt wird, betrachten; und wir werden dadurch die wesentliche Beschaffenheit dessen, was für erbaulich gelten darf, kennen lernen.

Was zuerst den Standpunkt des Gedankens betrifft, so werden hier nicht solche Gedanken verstanden, die nur einen Theil eines größeren dialektischen Ganzen ausmachen, und in dasselbe gleichsam verschwimmen. Sondern es werden einzelne Gedankenblitze, einzelne Lichtstrahlen gemeint, welche plötzlich, und auf Einen Schlag die Tiefen der Gottheit und die Abgründe des menschlichen Herzens erhellen. Diese sind ungemein wirksam für die Erbauung; denn sie wenden sich an die Fähigkeit, welche die Seele besitzt, die Wahrheit auch ohne Beweise zu erkennen, und die so erkannte zu lieben. Diese Fähigkeit ist es nun gerade, wodurch sich die Seele am leichtesten zu Gott erhebt; und dies wird daher durch solche einzelne Gedanken oft mehr, als durch lange Begriffsverknüpfungen erreicht werden.

Da nun ein jeder dieser Gedanken für sich etwas bedeuten, und ein Ganzes bilden soll, so muß er auch durch die Darstellung hervorgehoben und abgerundet werden. So entsteht der Spruch, die Gnome, die Sentenz, eine Mittheilungsart, zu welcher der Geist der Orientalen eine besondere Neigung und Anlage besitzt. Der fromme Weise sucht hier die einzelne ihm zu Theil gewordene Enthüllung der göttlichen Wahrheit, unter einer Form, die in ihrer Eindringlichkeit Spießen und Nägeln verglichen wird, dem Gemüthe seines Hörers einzugraben. Die Sprüche und der Prediger sind Sammlungen solcher Gnomen, und diese sententiöse Form ist so sehr der Grundtypus der Sprache des alten Testamentes, daß sie auch da herrschet, wo mehrere Gedanken zu einem zusammenhängenden Vortrage verbunden werden. Da die Spitze der Gnome oft in

einer Vergleichung besteht, so wird man vielleicht sagen dürfen, daß aus ihr die Parabel entstanden sei, in welcher die Vergleichung, ohne daß sie ihre scharfen Umrisse verliere, zu einer Erzählung ausgebildet wird. Daß der Sohn Gottes diese sententiöse Form nicht verschmäht, sondern sich ihrer oft bedient hat, davon zeugen besonders diejenigen seiner Reden, welche die drei ersten Evangelisten mittheilen. In denen, welche das Evangelium Johannis enthält, zerfließen die Gedanken mehr in einander, um ein rhetorisches Ganze zu bilden, einen Totaleindruck zu bewirken; so daß man diese letztere Form als einen Uebergang von der morgenländischen zur abendländischen Darstellungsweise in der heiligen Schrift betrachten könnte.

Aber auch in der abendländischen Litteratur finden wir christliche Lehren in der Form von abgerissenen Gedanken, Sentenzen, Fragmenten, Aphorismen, oder wie man es nennen mag, ausgedrückt. Unter den Erbauungsschriften dieser Art nennen wir zuerst Pascal's Gedanken. Er hatte sie hingeworfen als Material zu einem ausführlichen Werke, an dessen Ausarbeitung der Tod ihn gehindert hat, in welchem die Wahrheit der christlichen Religion für die Vernunft erwiesen werden sollte. Seinen Standpunkt nimmt er nicht außerhalb der Religion, etwa in einem schon fertigen Systeme, sondern innerhalb derselben, und er zeigt mit einer bewundernswürdigen Tiefe der Einsicht in die menschliche Natur, und in das Wesen der christlichen Lehren, daß es für ein Geschöpf wie den Menschen, kein anderes Mittel giebt, um seine Bestimmung zu erreichen, als den Glauben an die Offenbarung, die er von Gott empfangen hat. So viel das Christenthum nun auch dadurch verloren haben mag, daß dieses Buch nicht zu Stande gekommen ist, so werden diese Gedanken, in der fragmentarischen Gestalt, worin sie jetzt erscheinen, doch stets zu den vorzüglichsten Erbauungsschriften gehören. Man sieht nicht rohes, zur Verarbeitung bestimmtes Material; jedes Fragment erscheint als ein Ganzes; und der einzeln stehende Gedanke wirkt vielleicht kräftiger, als er in Verbindung mit andern gewirkt haben würde.

Solche einzelne erbauliche Gedanken widerstreben keinesweges der Darstellung in gebundener Rede; sie sind im Gegentheil oft

dafür sehr empfänglich, und erhalten durch sie einen höheren Reiz. Dieses beweiset der sogenannte cherubinische Wandersmann, eine Sammlung gereimter geistlicher Sprüche von Johann Scheffler, Angelus Silesius [1]) genannt. Sind gleich diese Sprüche oft mehr theosophisch als christlich; sind gleich manche durch ihre Verwegenheit mehr geeignet, Schrecken als Erbauung zu erregen: so wird man doch gern zugeben, daß viele die reine christliche Wahrheit mit großer Tiefe, und in eigenthümlichen, sinnreichen Wendungen ausdrücken. Der jetzt nicht sehr beliebte, und in der That auch nicht sehr zu empfehlende Alexandriner, leistet hier vortreffliche Dienste. Denn durch seine Länge verstattet dieser Vers dem Gedanken sich ohne Zwang zu entwickeln, und zugleich giebt ihm der Schlag auf Schlag folgende Reim etwas von der Schärfe des Epigrammes. Diese Sprüche, größtentheils Distichen, könnten mit den aus zwei Sätzen bestehenden Gnomen verglichen werden.

Es giebt jedoch hier noch eine andere mehr ausgebildete und künstliche Form, dies ist das Sonnet. Da dieses von der breiten, würdigen Basis, welche die Quartette bilden, in den Terzetten sich pyramidalisch erheben und zuspitzen muß, so ist es besonders geeignet zur Darstellung solcher christlichen Gedanken, in welchen sich eben diese Eigenschaften, die Erhabenheit und die Schärfe vereinigen; und es ist dazu auch in früheren und späteren Zeiten mit mehr oder weniger Glück angewendet worden.

Die zweite Stellung der Seele zum Unsichtbaren ist die der Betrachtung. Hier steht sie Gott gegenüber, ohne mit ihm vollkommen vereinigt, ohne wenigstens von dem Gefühl dieser Vereinigung durchdrungen zu seyn; aber sie wünscht dahin zu gelangen; und sie greift nach einem Gedanken, mit dem sie andere Gedanken folgerecht verbindet, die sie einen auf den andern thürmt, um so stufenweis das ersehnte Ziel zu erreichen. Da dies die Stimmung ist, in welcher fromme Gemüther sich am häufigsten befinden, so werden Erbauungsschriften in dieser Form auch die beliebtesten und wirksamsten seyn. Ihren Inhalt müssen sie aus dem positiven Christenthume schöpfen; in der Darstellung aber müssen sie zwischen der

---

1) Er starb 1677.

rhetorischen und der philosophischen eine nicht leicht zu treffende Mitte halten. Bei der rhetorischen kann man dieselbe Absicht haben, doch man erreicht sie nur durch größere Umschweife, weil man auf gar mancherlei Umstände und Verhältnisse Rücksicht nehmen muß; im Interesse der Erbauungsschrift dagegen liegt es, den Weg, den sie den Leser führt, abzukürzen, um ihm so schnell als möglich zur Vereinigung mit Gott zu verhelfen. Es wird ihr also auch stets als ein Vorzug angerechnet werden müssen, wenn sie in kurze Abschnitte und Kapitel zerfällt, und wenn ein jedes derselben durch seinen Inhalt kräftig genug ist, die Erhebung der Seele zu bewirken. Die philosophische Darstellung aber ist deshalb nicht passend, weil sie nur darauf ausgeht, den Gegenstand zu ergründen, und weil sie, wenn man so sagen darf, sich selber genügt; die erbauliche Betrachtung hingegen muß immer das Streben verrathen, den Leser auf einen höheren Standpunkt zu führen, als der ist, worauf sie sich bewegt, und sich dadurch selber aufzuheben und entbehrlich zu machen.

Zu diesem Standpunkte der Betrachtung läßt sich Christus gewöhnlich in seinen Reden herab. Er mag sie wohl in größerer rhetorischer Vollständigkeit gesprochen haben, doch von den Evangelisten werden sie auf das einer Erbauungsschrift geziemende Maß zurückgeführt; denn Erbauungsschriften im höchsten Sinne des Wortes sind doch die Evangelien. Christus pflegt von einem vor Augen liegenden Umstand, einem Ereigniß, einem Einwurf, einer Bitte auszugehen, und dann in der Form der Betrachtung, die bald unterweisend, bald ermahnend ist, die wichtigsten Lehren über seine Person und sein Werk, Gott und seine Gesinnungen, den Menschen und seine Pflichten, anzuknüpfen; aber die Absicht, wenn er sie auch nicht ausspricht, ist immer: Ich in ihnen, und Du in mir, auf daß sie sei'n vollkommen in Eins, Joh. 17, 23., das heißt, die Vereinigung der Menschen mit Gott, durch ihn, den göttlichen Mittler. Und niemals sind aus einem Munde Worte der Betrachtung hervorgegangen, fähiger diese Absicht bei empfänglichen Gemüthern so sicher und so schnell zu erreichen; denn sie sind nur ein durchsichtiger Schleier, geworfen über die unsichtbare Welt, welche unermeßlich, erhaben, mannigfaltig, sich hinter demselben bewegt,

und dem Gemüthe die heiße Sehnsucht einflößt, sich ganz mit ihr zu vereinigen.

Auch der Apostel Paulus in seinen Briefen stellt sich auf den Standpunkt der Betrachtung. Er geht aus von einer Wahrheit, die er entwickelt, einer Verirrung in den Gemeinen, welcher er die richtigen Grundsätze für Lehre und Leben entgegenstellt. Tiefsinnig, geistreich, dialektisch gewandt, dringt er in die Gedanken ein, um sie zu ergründen, um Aehnlichkeiten oder Kontraste unter ihnen aufzudecken. Immer jedoch scheint er mehr aus Herablassung zu dem Bedürfnisse des Lesers, als aus eigener Vorliebe und Gewohnheit auf diesem Standpunkte zu verweilen. Jedes seiner Worte ist von dem Streben die Höhe der Anschauung zu gewinnen, wie von einem unter der Asche glühenden Feuer durchdrungen. Nachdem er in den vier ersten Kapiteln der Epistel an die Römer den Mangel aller eigenen Gerechtigkeit bei dem Menschen gezeigt, und auf den von Gott eröffneten Weg des Glaubens an Christum hingewiesen hat, schlagen schon einzelne Funken dieses Feuers im Anfang des fünften Kapitels auf, wo er nicht umhin kann, den Frieden und die Hoffnung zu preisen, welche die durch den Glauben Gerechtfertigten erfüllen. Er dämpft jedoch diese Funken, um sich noch einmal in den Gedanken zu vertiefen, und den Glauben an die Erlösung durch Christum in seiner Beziehung auf die sittliche Natur und auf die Heiligung des Menschen darzustellen. Nachdem er dies aber bis zum Ende des siebenten Kapitels ausgeführt hat, so läßt sich das so lange unterdrückte Feuer nicht mehr zurückhalten; er kann nur das Entzücken über die Kindschaft Gottes, über die Verbindung mit Gott ausströmen, zu welcher der Gläubige gelangt ist, und welche weder durch Tod noch Leben getrennt werden kann. Nachdem er seinen Gefühlen also Luft gemacht hat, sieht er sich genöthigt, um die Rathschlüsse Gottes über das jüdische Volk zu rechtfertigen, in eine neue Betrachtung einzugehen. Aber auch hier hat er sich bald durch die Verknüpfung der gewaltigsten Gedanken, zu einer Höhe der Anschauung emporgearbeitet, wo er [1]) den Hymnus anstimmen kann: O welch eine Tiefe des Reichthums, bei-

1) Kap. 11, V. 33.

des der Weisheit und der Erkenntniß Gottes, u. s. w. In das Anschauen Gottes verloren, spricht er nun im zwölften Kapitel die Forderung aus, die sich hier nothwendig darbieten, und sich bei dem Gläubigen geltend machen muß, sich als ein lebendiges und heiliges Opfer Gott hinzugeben. So ließe sich aus dem Bestreben, von dem Standpunkte der Betrachtung zu dem der Anschauung zu gelangen, welche von einer gänzlichen Hingabe an Gott unzertrennlich ist, der Ideengang in diesem bewundernswürdigen Briefe construiren. Aehnliche Ideengänge finden sich oft bei diesem Apostel, wie z. B. wenn die Erörterung über die Gabe der Sprachen und ihre Anwendung in der Gemeine zu Corinth, ihn zur Lobpreisung der Liebe, als der höchsten Gnadengabe; oder wenn die Beweise für das ewige Leben im funfzehnten Kapitel der ersten Epistel an eben diese Gemeine, ihn zur unermeßlichen Aussicht in die Ewigkeit führen. Und es würde dadurch die Regel sich bestätigen, daß die erbauliche Betrachtung stets dahin streben muß, sich in Anschauung aufzulösen und zu verlieren.

Die Darstellung des Apostels Johannes in seiner ersten Epistel hat viel Eigenthümliches durch die öftere Wiederkehr derselben Gedanken, die ihm von Vielen zum Vorwurfe gemacht worden ist. Diese Eigenthümlichkeit scheint daher zu rühren, daß er eine Betrachtung unternimmt, daß er aber nicht fähig ist, sich auf den Standpunkt der Betrachtung herabzulassen, sondern auf dem der Anschauung, der ihm der gewöhnlichste war, verweilt, und nun von diesem aus, das verkündigt, was von Anfang war, was er gesehen und mit seinen Händen betastet hat. Gott, der Sohn Gottes, die Kinder Gottes, Glauben, Liebe zu Gott und zu den Brüdern, dies Alles ist ihm in ein Ganzes zusammengeflossen, welches er mit einem, von dem Bedürfnisse der Gemeinen tief durchdrungenen Herzen, betrachtet. Wie die Seelen beim Platon, im Umschwunge der Himmel den überhimmlischen Ort, und in diesem das ewig Seiende schauen, so bewegt auch er sich im Kreise um den Einen Gegenstand seiner Anschauung, und da dieser bei wiederholtem Umschwunge ihm dieselben Seiten darbietet, so kann er nicht umhin, auch das schon Gesagte zu wiederholen. Wenn dies aus einem niedrigen Standpunkte als eine große Unvollkommenheit erscheint, so

könnte es vielleicht aus einem höheren für eine große Vollkommenheit erklärt werden müssen; doch möchte in einer Erbauungsschrift, die so eben beschriebene Darstellung des Paulus, bei weitem mehr, als die des Johannes nachzuahmen seyn.

Nächst den heiligen Schriften selbst, haben auf dieser Stufe die Auslegungen des göttlichen Wortes den größten Werth; doch ist stets der Grundsatz festzuhalten, daß die Betrachtung, um erbaulich zu seyn, zur Stufe der Anschauung emporstreben müsse. Commentare, welche die Worte erklären, historische Umstände erläutern, die Gedanken zerlegen und in ihren Zusammenhang einführen, so unentbehrlich sie auch sonst seyn mögen, werden nicht zu den Erbauungsschriften zu rechnen seyn, wenn sie den Leser nicht auch zu jenem höheren Standpunkte erheben. Aus dem großen Reichthum an Commentaren der heiligen Schrift, welche das christliche Alterthum besitzt, würde für den jetzigen Leser viel Erbauliches zusammengestellt werden können. Das Vorzüglichste, was die evangelische Kirche in dieser Gattung aufzuweisen hat, wären wohl Luthers Auslegungen der heiligen Schrift. Der ganzen Eigenthümlichkeit Luthers war es unstreitig am gemäßesten, die göttlichen Dinge mit der Anschauung aufzufassen; nur aus dieser können sein Grundsatz der Rechtfertigung allein durch den Glauben, und seine Abendmahlslehre hervorgegangen seyn. Wie es aber nicht selten zu geschehen pflegt, daß ein Mensch durch die Stellung, welche ihm die Vorsehung anweiset, aus der Richtung, welche seinen natürlichen Anlagen die gemäßeste schien, in eine ganz andere hineingetrieben wird, so verhielt es sich auch mit ihm. Er hätte einer der ersten contemplativen Mystiker werden können, und ward statt dessen — gewiß etwas Höheres und Besseres — der Begründer der evangelischen Kirche. Da er nun durch die ihm gewordene Aufgabe sich stets genöthigt sah, von den Höhen der Contemplation herabzusteigen, und sich in alle Einzelnheiten der Polemik und des menschlichen Lebens einzulassen, so kann es nicht befremden, wenn er in seinen erleuchteten, innig frommen, doch wortreichen Auslegungen, sich nicht immer so schnell, als der Leser es wünschen möchte, mit ihm zu der Höhe erhebt, wo der Seele Verbindung mit Gott gefühlt wird.

Unter den Werken, welche die Bibel, bald mit mehr bald mit weniger Rücksicht auf die Erbauung des Lesers, erklären, möchte das Neue Testament von Paschasius Quesnel [1]) einer besondern Erwähnung verdienen. Denn die den Versen hinzugefügten Anmerkungen, die nicht zu Betrachtungen sich ausdehnen, sondern zu sententiöser, prägnanter Kürze sich zusammenziehen, sind oft mehr als ein ausführlicher Commentar geeignet, den erbaulichen Sinn eines Spruches aufzuschließen.

Unter den Erbauungsbüchern der evangelischen Kirche hat sich Johann Arndts wahres Christenthum bisher in großer Verbreitung und Wirksamkeit behauptet, und es möchte ihm leicht von Manchen der erste Rang unter allen zuerkannt werden. Diesem Buche, das sich auf der Stufe der Betrachtung hält, fehlt jedoch, was den Büchern dieser Form niemals fehlen sollte, eine lichtvolle Anordnung, und eine zweckmäßige, die Kraft jeder einzelnen vermehrende Stellung der Betrachtungen. Ein Plan, nach welchem die Gegenstände in dem ganzen Werke, oder auch nur in jedem einzelnen der drei ersten Bücher geordnet wären, ist nicht zu entdecken; immer wird ein Gegenstand verlassen, ohne gehörig erörtert zu seyn, um nach einem weiten Zwischenraume wieder aufgenommen zu werden. Was die einzelnen Betrachtungen oder Kapitel angeht, so hört man den trefflichen Arndt zwar immer mit Salbung, und aus der Fülle seines frommen Herzens reden; aber man vermißt die Kraft der Gedanken und das Feuer des Geistes, welche nöthig sind, um den Leser aus dem Standpunkte der Betrachtung zu einer höheren Stufe zu führen.

Was nun den Inhalt des Buches betrifft, so wird auch dieser nicht vollständig genügen können. Denn die Vereinigung mit Gott, zu welcher jede Erbauungsschrift auffordern soll, kann in zwei Beziehungen dargestellt werden; als vollkommen vorhanden und gegenwärtig durch das Verdienst Jesu Christi, das man im Glauben sich aneignet; oder als ein noch entferntes und durch die Heiligung künftig zu erringendes Ziel. Die zweite Beziehung darf in einer

---

1) Wegen der jansenistischen Grundsätze, die es enthält, ward es von Clemens XI. durch die Bulle Unigenitus 1711 verdammt.

Erbauungsschrift nicht fehlen, aber die erste noch viel weniger; denn nur das Bewußtseyn der schon durch Christum vollzogenen Verbindung zwischen der Seele und Gott, kann ihr den Muth und die Freudigkeit zur Selbstverläugnung und zur Nachfolge Christi verleihen. Nun werden aber die größten Verehrer dieses Buches es nicht in Abrede stellen können, daß das süße Evangelium von der Versöhnung und Sündenvergebung darin nicht so häufig, als man es wünschen sollte, verkündigt wird; und daß der Christus für uns gegen den Christus in uns zurücktritt. Es ist bekannt, daß Arndt diese Richtung deshalb einschlug, weil man zu seiner Zeit die andere mit noch größerer Einseitigkeit verfolgte; aber daß nicht beide Richtungen verbunden sind, wird doch für nichts anders, als für einen Mangel gelten können.

Sind gleich die gegen Arndt erhobenen Beschuldigungen des Abfalles von dem reinen lutherischen Bekenntniß durchaus ungerecht und ungegründet; so wird man doch nicht läugnen können, daß er sich der christlichen Unterscheidungsgabe nicht immer gehörig bedient, und daß er manche nicht evangelisch klingende Aeußerungen in sein Buch aufgenommen hat. Zum Beweise möge das noch von Keinem, so viel mir bekannt ist, gehörig beachtete zwanzigste Kapitel des zweiten Buches dienen, wo es von der Liebe heißt: „Es ist aber die Liebe eine solche wunderliche Tugend, darin ein Mensch so leichtlich irren kann, als in keinem andern Dinge. Darum soll man nichts so verdächtig halten, als die Liebe. . . Es sind auch andere, die Gott darum lieben, daß er ihrer Sünde schone, und nicht schrecklich strafe, ja darum, daß er ihnen soll zeitlich Gutes thun, aber dieselbe ist eine sehr schwache Liebe. Denn sie lieben auch Gott um ihres eigenen Nutzens willen, und nicht um sein selbst willen, darum, daß er das edelste und höchste Gut ist." Daß wir Gott, den wir um sein selbst willen, und weil er das höchste und edelste Gut ist, nicht zu lieben im Stande sind, daß wir ihn deshalb lieben sollen und können, weil er uns mit den schrecklichen Strafen, die unsern Sünden gebührten, verschonen will, das ist allerdings Lehre der Schrift: Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebt; und nach der Schrift ist es auch Lehre der evangelischen Kirche. Unsere Liebe zu Gott ist also zwar

durch eine Wohlthat erwecket, aber sie ist dennoch rein und uneigennützig, weil diese Wohlthat uns, schon ehe wir Gott liebten, zu Theil geworden ist, und nicht durch unsere Liebe erworben werden soll. Wir werden stets über die Schwäche dieser Liebe klagen, aber wir werden sie nicht für verdächtig halten, und werden eben so wenig fürchten in ihr zu irren, als in dem Glauben an Christum, woraus sie entspringt. Nach der Lehre der katholischen Kirche würde dies Alles sich freilich ganz anders verhalten. Hier ist die Liebe nicht die Frucht des Glaubens an die schon vollbrachte Versöhnung, sondern das Mittel, die Vergebung der Sünden und die Seligkeit zu erringen. Nun haben die edleren Geister, welche von dieser irrigen Ansicht ausgingen, doch immer gefühlt, daß die Liebe, um dies zu bewirken, im höchsten Grade gereinigt seyn müsse, und vornehmlich haben diejenigen, welche der mystischen Richtung ergeben waren, auf diese Läuterung gedrungen. Sie haben behauptet, zu der Liebe, welche uns vor Gott rechtfertige, gehöre nothwendig, daß man Gott wegen keines Gutes, und nicht einmal wegen der Seligkeit, die man von ihm zu erhalten wünsche, sondern allein um seinetwillen liebe. Diese hatten also freilich Grund genug, die Liebe für eine höchst verdächtige Sache auszugeben; aber wie konnte ein evangelischer Theologe, wie Arndt, für welchen dieser Grund wegfiel, in solche Warnungen einstimmen? Tersteegen [1]) hat das Räthsel gelöset. Dieses vier und zwanzigste Kapitel des zweiten Buches von Arndts wahrem Christenthum ist nebst mehreren anderen aus den mystischen Schriften der Angela entlehnt [2]). Warum hat nun der treffliche Arndt darüber geschwiegen, daß er so manches entlehnte; und warum hat er nicht wenigstens das, was er entlehnte, nach evangelischen Grundsätzen berichtigt? Und da wir ins Fragen gekommen sind: Wie ist es möglich, daß manche sehr entschiedene Gegner der mystischen Richtung, zu denen wir selbst übrigens nicht gehören, Arndts wahres Christenthum, worin sich diese Richtung deutlich genug ausspricht, so hoch erheben können? Sollten sie es zwar rühmen, aber nicht lesen; oder es zwar lesen, aber nicht wissen, was sie lesen?

---

1) Lebensbeschreibungen heiliger Seelen. Band II. S. 306. 2) Sie starb 1309.

Die Betrachtung kann auch die Formen der Biographie und des Briefes annehmen. In der Biographie ist es nicht ein Gedanke, den man entwickelt, sondern ein Leben, dessen Entwickelung bis zur Vereinigung mit dem Herrn man verfolgt; und wie es sich von Stufe zu Stufe erhebt, so wird auch der Leser gehoben, wo nicht durch das wirkliche Eingehn in diese Zustände, doch durch den Wunsch, darein versetzt zu werden. Solche Darstellungen, worin das Leben frommer Menschen mit seinen bedeutendsten Führungen und Bestrebungen geschildert wird, gehören zu den anziehendsten und einflußreichsten Erbauungsschriften. Der Eindruck wird dann am stärksten seyn, wenn solche innere und äußere Ereignisse, die zu Christo führten, von Dem, der sie selbst erlebt hat, geschildert werden. Dieser wird das, was er empfunden und erfahren hat, auch am anschaulichsten darstellen können; und indem er sich oft von dankbarer Bewunderung fortgerissen fühlt, wird er sich mit seinem Leser von dem Standpunkte der Betrachtung zu dem der Anschauung erheben. Das größte Muster würden hier die Bekenntnisse des heiligen Augustinus seyn; und die, eine glühende Liebe und Dankbarkeit athmenden Gebete, wodurch er hier so oft die Darstellung unterbricht, würden beweisen, daß es dieser Form erbaulicher Darstellung wesentlich sey, eine höhere Stufe anzustreben, und sich in Anbetung Gottes aufzulösen.

Die Briefform ist für die Erbauung schon durch die Briefe der Apostel geweiht. Zu Briefen geistlichen Inhalts werden fromme Freunde und Seelsorger oft genug Veranlassung finden. Die Betrachtung, wenn sie nur mit erleuchtetem Sinn aus der Schrift und aus der Erfahrung geschöpft wird, ist hier deshalb nicht weniger erbaulich, weil sie sich auf das in einem besondern Falle Gegebene beschränkt; sondern die allgemeine Wahrheit tritt in einer solchen Anwendung nur noch bestimmter und lebendiger hervor; es pflegen auch bei den verschiedensten Menschen dieselben, oder doch die ähnlichen Zustände, Gefahren und Kämpfe auf dem Wege der Heiligung, häufiger, als man gewöhnlich denkt, wiederzukehren, so daß die dem Einen ertheilte Belehrung von vielen Andern wird benutzt werden können. Eine besonders rühmliche Erwähnung möchten Fenelon's geistliche Briefe verdienen. Man erstaunt über die

Klarheit, womit hier von den geheimsten und flüchtigsten Regungen, welche aller Bezeichnung durch die Sprache zu entschlüpfen scheinen, geredet wird; und man findet weise und sichere Verhaltungsregeln in manchen bedenklichen Zuständen des inneren Lebens, die oft eintreten, und in denen doch die mehrsten sich nicht zu rathen und zu helfen wissen.

Die dritte und höchste Stellung, worin sich die Seele zum Unsichtbaren befinden kann, ist die der Anschauung; und unter allen Erbauungsschriften werden diejenigen den ersten Rang einnehmen, welche sich auf dieser Stufe bewegen, und auch im Stande sind, den Leser darauf zu erheben. Hier befindet sich die Seele in der Gegenwart Gottes; alles, was sie von ihm trennte, ist verschwunden; stark und immer stärker wirket der Zug, der zu ihm führt, und selig fühlt sie sich in seiner Nähe. Mit einem erleuchteten Blicke dringt sie in die Tiefen der unsichtbaren Welt, die ihr bald diese, bald jene von ihren an Wundern und Herrlichkeiten überreichen Aussichten enthüllt. Zugleich wird sie sich aber auch ihrer eigenen Gedanken und Gefühle, ihrer Bedürfnisse und Erfahrungen, ihrer Leiden und Freuden lebhafter bewußt, und fühlet den Drang, diese kleine Welt, die sie in sich trägt, mit jener ewigen, unendlichen Welt in Berührung zu setzen. Dieser Zustand ist der des Gebets, und er würde diesen Namen verdienen, wenn auch keine einzelnen, in Worte zu fassenden Vorstellungen sich aus dem allgemeinen Gefühle der Gegenwart Gottes und der Verbindung mit ihm entwickeln sollten. Gewöhnlich aber tritt irgend etwas Einzelnes mit besonderer Kraft und Klarheit hervor; es versteht sich, daß dies ganz unwillkürlich geschieht, daß Wahl und bedächtige Vorbereitung darauf durchaus keinen Einfluß haben. Nun aber ist der Anfang gemacht; nach geheimen, verborgenen Gesetzen, zu welchen noch Keiner die Formel entdeckt hat, knüpfen sich die Vorstellungen an einander. Die Bewegung geht von der Höhe in die Tiefe, von der Erde zum Himmel, von der Freude in die Trauer, von dem Allgemeinen zu dem Besonderen; das All wird mit einem Blicke durchflogen; die Seele bleibt nicht ihrer eigenen Bewegung überlassen; sie erfährt einen Einfluß von Oben; sie redet, und Gott redet in sie hinein; sie fragt, und er antwortet; ihr Selbstgespräch

bildet sich aus zu einer Unterredung mit Gott. Er verkündigt ihr seinen Willen, sie soll thun, was er gebietet, sie soll leiden, was er über sie verhängt. Mit Freuden erklärt sie sich dazu bereit; der Widerstand hat aufgehört, sie hat nur Einen Willen mit ihm.

Zu diesem Zustande, welcher der des Gebetes ist, zu erheben, das ist die Bestimmung der Gebetbücher im engeren Sinne, das heißt, derjenigen, welche Sammlungen von Gebeten enthalten; sie werden diesen Zweck jedoch nur dann erreichen können, wenn der Zustand, den sie aussprechen und darstellen, in seinen Grundzügen dem so eben beschriebenen ähnlich ist. In Betreff des Inhaltes wären ihnen keine Schranken zu setzen: sie können sich mit allen göttlichen und menschlichen Dingen beschäftigen. In Betreff des Gedankenganges wäre nur die negative Bestimmung festzusetzen, daß die Vorstellungen nicht als Reflexionen an einander gereiht, daß sie auch nicht nach den logischen Gesetzen, denen die Betrachtung folgt, geordnet werden dürfen; denn auf der Stufe der Anschauung und des eigentlichen Gebetes sind diese Formen bereits durchbrochen; und da sie diesen Zustand nicht darstellen, so könnten sie auch das Gemüth nicht dazu erheben, sondern sie würden es auf einer untergeordneten Stufe festhalten. Ja, fänden sich diese Formen in einem Gebete, welches darauf Anspruch machte, ein wahres Gebet zu seyn, und sich auf den Standpunkt der Anschauung zu stellen, so würde es durch diesen Widerspruch zwischen dem Zweck und den Mitteln, den Leser nur verwirren und verstimmen, und ihm nicht eine Hülfe, sondern ein Hinderniß des Gebetes seyn. Eine positive Bestimmung für den Gang der Gedanken im wahren Gebete läßt sich nicht angeben; denn der Betende verfährt nicht nach Willkür; er ist der Macht des Geistes, der in ihm betet, unterworfen; und dieser Geist, dessen Sausen man hört, ohne zu wissen, woher er kommt, und wohin er fährt, kennt allein die Gesetze, nach welchen er die betenden Seelen bewegt. Um dies durch ein Gleichniß klar zu machen, könnte man sagen, daß es sich mit dem Gebete in dieser Rücksicht verhält, wie mit dem lyrischen Gedichte, von welchem man auch verlangt, daß es die Fesseln der Reflexion und der logischen Gedankenverknüpfung abwerfen, und daß es in scheinbarer Unregelmäßigkeit, aber von der höheren Regel des

Genius und der Begeisterung geleitet, sich bewegen soll. Es würde hier jedoch der große Unterschied bleiben, daß es der menschliche Geist ist, der in dem lyrischen Gedichte, und der göttliche Geist, der in dem Gebete wirkt; und man würde deshalb die Hervorbringung eines Gebetes und die Abfassung eines Gebetbuches für etwas, die Fähigkeit des menschlichen Geistes durchaus Uebersteigendes erklären müssen.

So verhält es sich in der That; es ist ganz und gar unmöglich ein Gebet zu machen; wenn man dies erkannt, wenn man sich nicht eingebildet hätte, daß sich ein Gebet, wie jedes andere schriftstellerische Produkt, erzeugen ließe, würden nicht so viele ungenügende, ihren Zweck durchaus verfehlende, Gebetbücher entstanden seyn. Da es sich nun aber so verhält, wird es überhaupt Erbauungsschriften für die Stufe der Anschauung, und eigentliche Gebetbücher geben können? Allerdings; nur müssen die Gebete nicht willkürlich gemacht und ersonnen, sondern sie müssen aus der Erinnerung aufgeschrieben seyn. Man kann hier nur wiedergeben, was der Geist im Innern erzeugt hat; darauf muß man sich beschränken. Manche Gebete, und vielleicht die besten, mögen, nach dem Ausspruch, daß man dann am vollkommensten betet, wenn man sich des Gebetes nicht bewußt wird, vorübergehn, ohne eine Spur in der Erinnerung zurückzulassen. Oft aber sind auch die Momente, wo die Seele zur Stufe der Anschauung und des Gebetes entrückt ward, durch eine ungemeine Klarheit ausgezeichnet, und sie erhalten sich eine Zeit lang unverdunkelt im Gedächtniß. Auch geschieht es nicht selten, wenn ein Gemüth mit derselben Angelegenheit lebhaft und dauernd beschäftigt ist, daß die nämlichen Gedanken in der nämlichen Ordnung eine Zeit lang im Gebete wiederkehren. Dadurch wird die Aufzeichnung erleichtert, und es würde hier eine sehr erlaubte Rücksicht auf den Leser seyn, daß für ihn ein Zug hinzugefügt, oder ein anderer, zu persönlicher, unterdrückt würde. Wir hätten demnach zwei Regeln gefunden, welche für die eigentlichen Gebetbücher gelten, und für die Erbauungsschriften, welche eine Erhebung auf die Stufe der Anschauung bezwecken. Die erste ist: Ihre Form ist nicht eine Zusammenstellung von Reflexionen, nicht eine logische Gedankenverknüpfung, sondern eine ganz freie, eigen-

thümliche, und keinen gewöhnlichen Gesetzen unterworfene Bewegung. Die zweite Regel ist: Eigentliche Gebete können nie zum Besten eines Dritten gemacht und ersonnen, sondern sie können nur selbst gebetet, und aus eigener Erinnerung und Erfahrung mit Rücksicht auf den Leser niedergeschrieben werden.

Wir können nicht dankbar genug die Gnade bewundern und preisen, die dafür gesorgt hat, daß von den Gebeten, worin der Sohn Gottes sein Herz vor dem Vater ergoß, uns eines so ausführlich, wie das hohepriesterliche, mitgetheilt worden ist. Durch dieses göttliche Muster werden wir die so eben angegebenen Regeln bestätigt finden. Wenn Christus immer mit gleicher Klarheit in diese irdische und in jene himmlische Welt hineinblickte, so sind durch sein herannahendes Leiden und durch die Bewegung seines Gemüthes, diese beiden Welten, die er in sich trug, einander noch näher gerückt, und die Wellen der einen schlagen gleichsam in die andere hinein. Alles ist ihm persönlich, jedes dieser Worte hat nur von ihm, und von ihm nur in einem solchen Zeitpunkte gesprochen werden können. Deshalb wird freilich Keiner diese Worte ihm nachbeten und auf sich anwenden können; aber ein Jeder, welcher sie mit Andacht lieset, wird sich durch sie in ein ganz göttliches Element, und auf eine Stufe, wo er selbst beten kann, versetzt fühlen. Hier finden sich keine neben einander gestellte Reflexionen, keine in logischer Ordnung einherschreitende Gedanken; sondern die Anschauungen, die Bitten, die Aussichten entwickeln sich eine aus der andern, nach einer höheren Ordnung, ähnlich derjenigen, nach welcher aus dem Keime sich die Pflanze, und aus dieser sich die Blüthen und die Früchte entwickeln. Von sich, als von dem Mittelpunkte des Ganzen, geht der Herr über zu dem nächsten Kreise seiner Jünger, und von diesem zu den sich immer weiter ausdehnenden Kreisen Derjenigen, welche die ganze Zukunft hindurch an ihn glauben würden; und bei jedem dieser Gegenstände verweilt er so lange, als es nöthig ist, um ihn mit der ganzen Kraft seiner Liebe dem Vater an das Herz zu legen. Und so hinterläßt dies Gebet auch das Gefühl eines vollendeten Ganzen, zu dem nichts hinzugefügt, und von dem nichts hinweggethan werden kann.

Auch durch das Gebet, welches der Herr uns gelehrt hat,

werden wir die beiden angegebenen Regeln bestätigt finden. Den Gedankengang darin nach einem logischen Gesetze zu construiren, und in eine Formel aufzulösen, möchte unmöglich seyn; die Bitten folgen auf einander, wie Wellen eines Stromes, die von dem Hauche des Verlangens und der Sehnsucht getrieben werden. Die Ordnung, worin sie gestellt sind, ist begreiflich, aber nicht nothwendig, und es wären auch ganz andere Verknüpfungen denkbar gewesen. Zuerst wurzelt sich der Bittende recht fest in die Gegenwart Gottes; er will nicht betrachten, sondern schauen, und zwar tief hinein in den Himmel, wo der Vater wohnt, zu welchem er redet. Nun sollte man vielleicht erwarten, ihn, vor dem Angesichte des Heiligen, zuerst von dem Schmerz über seine Sünden ergriffen zu sehn; aber nein, das Gefühl der Kindschaft, und der Eifer für die Ehre Gottes reißen ihn fort, und zeigen ihm von fern die Vollendung der göttlichen Rathschlüsse, die er bittend herbeiwünscht. Er schaut sie unter drei Gestalten, als Heiligung des Vater-Namens, als Kommen seines Reiches, als Vollbringen seines Willens; aber auch hier ist es nicht ein Begriff, der stufenweis entwickelt wird; es sind Aussichten, wie man sie findet, wenn man in einer reichen, mannigfaltigen Landschaft lustwandelt; sie liegen neben einander, sie durchkreuzen sich; und man schaut nicht selten dieselben Gegenstände, obgleich aus einem verschiedenen Gesichtspunkte. Das Höchste, das gedacht werden kann, ist nun gedacht; das Wichtigste, das erfleht werden kann, ist erfleht: — mit einem Uebergange, dem nichts an Kühnheit gleicht, und über den man selbst in einem gewöhnlichen, nachlässigen Gespräche erstaunen würde, kommt der Bittende von dem Geistigen auf das Irdische, von dem Allgemeinsten auf das Persönlichste: auf das tägliche Brod. Von hier aus, von der irdischen Noth, springt die Bitte, wie ein zurückgeworfener Ball, hin auf die geistige, auf die Sünde; das tägliche Brod und die Vergebung der Sünden — das eine wie klein, und das andere wie groß! — werden hart neben einander gestellt. Hier wechselt sogar die Form; die Bitte wird Gelübde; Gott hat gleichsam geredet, und man antwortet ihm; Gott hat die Vergebung der Sünden zugesagt, und man verspricht, daß man auch den Feinden vergeben wolle. Jetzt erst wird die Seele von dem ganzen, zusammengedrängten

Gefühle des menschlichen Elends überfallen; sie sieht die lauernde Versuchung, das herandringende Uebel; aber sie überwindet diesen Schmerz durch erhöhte Sehnsucht, und wird sich, indem sie darum bittet, der Erlösung von allem Uebel bewußt.

Ob nun aber auch die zweite von uns angegebene Regel auf das Gebet des Herrn ihre Anwendung finde, ob er nämlich Alles darin Enthaltene selbst gebetet habe, oder doch hätte beten können, das möchte sehr zweifelhaft scheinen; es wird sich aber dennoch nicht ohne Grund behaupten lassen. Bei der Anrufung versteht sich dies von selbst; auch die drei ersten Bitten können keine Schwierigkeit machen, denn sie sprechen nur dasjenige aus, was der Zweck Jesu auf Erden war. Bedenklicher scheint unsere Annahme bei der vierten Bitte; doch warum sollte der, welcher, als ein wahrer Mensch, Hunger und Durst empfand, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlegte, der lieber Handreichung von seinen Freunden annahm, als sich seiner Wunderkraft für sich selbst zu bedienen — warum sollte er nicht auch um das tägliche Brod gefleht haben? Dabei dachte er dann aber auch gewiß an jene höhere Speise seiner Seele, zu thun den Willen deß, der ihn gesandt hatte, und zu vollenden sein Werk[1]); und man würde, wenn man dies zugiebt, nicht umhin können, ohne den buchstäblichen Sinn dieser Bitte auszuschließen, sie auch von allen geistigen Bedürfnissen zu verstehn. Was die folgende Bitte angeht, die unserer Annahme durchaus zu widersprechen scheint, so ist es freilich ausgemacht, daß Christus niemals gesagt haben kann: vergieb uns unsere Schulden; aber es ist eben so gewiß, daß er unaufhörlich gefleht hat: vergieb ihnen ihre Sünden; der Gegenstand des Gebetes ist also derselbe; und so geringe Veränderungen, wie diese, werden überall eintreten dürfen, wo ein eigenes Gebet zu einem allgemeineren Gebrauche mitgetheilt wird. Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit dem Zusatz zu dieser Bitte; Christus flehet für uns um Feindesliebe und um Versöhnlichkeit; wir geloben, daß wir unsern Schuldigern vergeben wollen. Auch die letzten Bitten eignen sich für Christum wie für uns, denn er ward versucht gleich wie wir; und wie uns nach der gänzlichen Befreiung von allem Uebel verlangen soll, so sehnte er

1) Joh. 4, 34.

sich aus dieser Welt voller Uebel zu seiner Herrlichkeit zurückzukehren. — Dieser ins Einzelne gehenden Auseinandersetzung hätte es übrigens wohl kaum bedurft, um nachzuweisen, daß unser Erlöser Alles, was dieses Gebet enthält, auch selbst habe beten können; denn wenn man dies läugnen wollte, so müßte man auch den innigen Zusammenhang läugnen, worin er als der Menschensohn mit den Menschen, als das Haupt mit seinen Gliedern steht. Man merke auch nur auf die tiefe Verehrung, die Andacht und die Stille, mit welcher jede christliche Versammlung dies Gebet anzuhören pflegt; und man frage sich, ob es wohl eine solche Wirkung hervorbringen könnte, wenn es nicht in dem allerheiligsten Herzen unseres göttlichen Hohenpriesters entsprungen wäre?

Einen vorzüglich hohen Rang unter Allem, was jemals zur Erbauung der Menschen gedient hat, nehmen die Psalmen ein. Viele dieser heiligen Gesänge sind aus dem Zustande der Anschauung hervorgegangen. Der Dichter fühlt die Gegenwart Gottes; er redet, er ringet mit ihm; er schmachtet nach einer vollkommnen Gemeinschaft; er strömt seine Angst, seinen Schmerz vor ihm aus; und er findet bei ihm Trost, Ruhe und Hoffnung. Diese Psalmen würden als Muster für das Gebet im höchsten und eigentlichsten Sinne dienen können.

Andere Psalmen giebt es jedoch, in welchen der Zustand der Betrachtung vorherrscht; und in diesen ist der Sinn des heiligen Sängers bald mehr zu den Menschen, bald mehr zu Gott hingewendet. Er ist ein begeisterter Lehrer, der eine Unterweisung über die Wege des Herrn ertheilt; der im Namen des Höchsten den Frommen Hülfe und Errettung verheißt, und den Gottlosen die ihrer harrenden Strafen verkündet. Dann auch wieder, mehr in sich selbst gekehrt, und von da zu Gott emporstrebend, betrachtet er seine Herrlichkeit in der sichtbaren Natur, seine Weisheit und Gerechtigkeit in seinen Führungen; er überwindet die Zweifel, welche das Glück der Gottlosen einflößen könnte, und ergießt sein Herz in Dank und in Liebe. Auch diesen letzteren Psalmen wird man den Namen der Gebete nicht versagen dürfen. Wir finden also hier neben dem Gebete der Anschauung ein Gebet der Betrachtung: eine Form, die wir hier anerkennen, und die wir auch in anderen Er-

bauungsbüchern als eine wahre, obgleich untergeordnete Gattung des Gebetes anerkennen werden. Neben dieser hätte sich auch eine, von der Betrachtung ausgehende, aber poetisch gehaltene Lehrform geltend gemacht. Aber auch diese Gebete der Betrachtung und diese Gedichte in Lehrform gehen in den Psalmen einen besonders raschen und feurigen Gang; das bewegte Gemüth des Dichters läßt ihm nicht Zeit, Begriffe zu entwickeln, und erlaubt ihm nur, sich durch Bilder und durch Berufung auf Thatsachen auszusprechen; die Gedanken selbst haben ihre Kälte verloren, und das Gefühl, worin sie getaucht sind, hat sie mit seiner Gluth durchdrungen. Stets offenbart sich das Streben zur Stufe der Anschauung, und zu dem, was auf dieser wesentlich ist, zu gelangen; dies ist der Grund, weshalb in den Psalmen selbst diese untergeordneten Formen so erbaulich wirken; und unter dieser Bedingung allein würden die Gebete der Betrachtung, und die Gedichte und Aufsätze in Lehrform überhaupt für erbaulich und zulässig gehalten werden können.

Dem Gebete der Anschauung in den Psalmen fehlen nie die beiden von uns angegebenen Merkmale, der eigenthümliche freie Gang und der Ursprung aus dem eigenen Gemüthe des Dichters. Das Gefühl der Freude oder des Schmerzes, der Angst vor drohenden Gefahren, oder des Dankes für Errettung, treibet den heiligen Sänger vor das Angesicht Gottes zu treten. Oft ist eines dieser Gefühle vorherrschend, und entfaltet sich in seinem ganzen Reichthum; oft auch bewegt sich das Gemüth von dem einen zu dem andern. Wie der Sonnenstrahl im Frühling nicht Eine Blume, sondern alle Blumen ins Leben ruft, so erwachen auch in dem Scheine des göttlichen Angesichts alle Empfindungen; keine will zurückbleiben, eine jede will hervortreten und sich aussprechen. Man könnte das, was sich also bildet, ein wirkliches Paradiesgärtlein nennen. Auf den Ausdruck der Liebe und des Vertrauens folgt, zum Beispiel, die Bitte um Beistand zu einem frommen Wandel; dann bei dem Rückblick auf die früheren Jahre und auf ihre Sünden, tritt das Gefühl der Buße hervor, welches zum Preise der göttlichen Barmherzigkeit führt. Nun wird das Herz auch von dem Gefühl seiner gegenwärtigen Leiden ergriffen, und fängt an laut zu stöhnen und zu klagen; aber es hofft die Erlösung, um die es inbrünstig bittet. Niemanden kann es einfallen, daran zu zweifeln,

daß es nicht das eigene Entzücken, die eigene Buße des Sängers seyn sollten, die er hier aussprechen hört; denn solche Worte können sich nur aus den Tiefen eines in Freude und Schmerz zitternden Herzens losreißen; keine Kunst, keine Phantasie wären im Stande sie auszudenken und zu erfinden. Und doch sind diese ganz von Leben und Wärme erfüllten Worte einfach und kindlich; hoher Glanz poetischer Bilder findet sich mehr in den Psalmen der Betrachtung, als in diesen. Auch die rascheften Uebergänge muß man hier natürlich finden, und erkennen, daß die Empfindungen im Gemüthe wirklich so gewechselt haben. Noch jetzt, nach Jahrtausenden, haben diese Gebete ihre ganze Frische; man sieht sie aus dem Gemüthe hervortreten; man hört den ersten, unmittelbaren Ausdruck der Empfindung. Es ist allerdings schwer zu begreifen, wie Gebete von dieser Art, in der Form ihres Entstehens festgehalten, und zur Mittheilung für Andere aufgezeichnet werden konnten; aber eben die Psalmen beweisen, daß es nicht unmöglich ist, diese Forderung zu erfüllen.

Eine vorzügliche Bestätigung erhält Alles, was wir vom Unterschiede der Betrachtung und der Anschauung gesagt haben, durch dasjenige Erbauungsbuch, welches wir unter allen uns bekannten, die heilige Schrift ausgenommen, für das erste erklären möchten — durch des Thomas von Kempen vier Bücher von der Nachfolge Christi. Ist man sich nämlich dieses Unterschiedes bewußt, so wird man in diesem Buche, das auf den ersten Anblick planlos zusammengetragen erscheint, einen sehr tief angelegten Plan gewahr; denn in den beiden ersten Büchern versetzt es den Leser auf die Stufe der Betrachtung; in den beiden letzten hat es sich mit ihm zur Stufe der Anschauung erhoben. In den beiden ersten Büchern ist die Form der rhetorisirende Lehrton, indem der Verfasser zu dem Leser redet und ihn ermahnt; und diese Form wird mit solcher Strenge gehalten und durchgeführt, daß in diesen beiden ersten Büchern durchaus kein Gebet vorkommt. Bei dieser Uebereinstimmung in der Form, geht dennoch in Rücksicht des Inhalts, das zweite Buch schon weit über das erste hinaus; hatte dieses schon eine treffliche Anleitung zu einem frommen Leben ertheilt, so faßt jenes das Wesen dieses Lebens viel tiefer auf, und dringt auf die Gemeinschaft mit Christo, als auf den Grund aller wahren Gottseligkeit. In dem dritten Buche hat nun die Seele den Herrn gefunden; sie

schauet sein Angesicht, sie fühlt sich mit ihm vereinigt. Der Verfasser redet nicht mehr zu dem Leser; er redet zu dem Herrn in den Tiefen seines Herzens; die Betrachtung hat aufgehört, und das Gebet beginnt, und zwar das Gebet der Anschauung, welches hier in bewunderswürdiger Fülle hervorströmt, so daß dies Buch auch an Umfang die früheren übertrifft. Das Gebet gestaltet sich hier auf eine eigenthümliche Weise, nämlich nicht monologisch, wie in unseren neueren Gebetbüchern, sondern dialogisch; die Seele redet nicht immer fort; auch der Herr spricht und antwortet ihr. Eben diese Form findet sich auch in Heinrich Suso's Buch von der ewigen Weisheit; sie ist nicht etwa künstlich ersonnen, und willkürlich angenommen, um die Darstellung durch Mannigfaltigkeit zu beleben; man wird vielmehr zugeben müssen, daß sie tief in dem Wesen des Gebetes gegründet ist. Denn ist das Gebet eine Unterredung, wofür man es doch allgemein ausgiebt, so ist es nicht denkbar, daß der Herr, an den die Seele sich wendet, sie stets ohne Erwiederung lassen werde. Wenn sie mit ihrer Unruhe und mit ihren Zweifeln vor ihn tritt, so wird sie in den mit seinem Worte übereinstimmenden Gedanken, welche ihre Zweifel lösen und ihre Unruhe stillen, seine Einsprache vernehmen; oft wird er geradezu durch eine Schriftstelle, woran er sie zur rechten Zeit erinnert, zu ihr reden, und dann wird um so weniger daran zu zweifeln seyn, daß die Antwort von ihm kommt. Schon in den Psalmen geschieht es wohl, daß die heiligen Sänger, anstatt selber fortzureden, ohne weitere Vorbereitung, die Worte des Herrn anführen, die sie im Geiste vernehmen; was bei ihnen Ausnahme ist, das ist hier Regel. Wie, nach dem Ausspruche des Erlösers, der Kleinste im Himmelreich größer ist als Johannes, so steht auch hier ein einfältiger Christ dem Herrn näher als die Heroen des Alten Testamentes. Diese vernahmen nur hin und wieder aus weiter Ferne und schauervollem Dunkel die Stimme Gottes. Der fromme Christ geht ganz unbefangen zu seinem himmlischen Freunde; gegen ihn wird er redselig, wenn auch sonst reden nicht eben seine Sache ist. Und der liebreiche Heiland, der schweigt auch nicht, der spricht oft solch ein Wort, das die Seele mit Licht durchstrahlt, und mit Frieden beseligt. Diese Reden und Gegenreden sind es nun vornehmlich, wodurch das Gebet jene freie, durch keine Regel zu bestimmende Be-

wegung erhält, welche wir als eines seiner vornehmsten Merkmale aufgestellt haben. Man kann einen streng zusammenhängenden Gedankengang verfolgen, wenn man allein redet, aber im Gespräch ist dieses unmöglich: denn die Antwort, die man empfängt, kann alles Vorbereitete umwerfen, die Stimmung des Gemüthes plötzlich verändern, und in Regionen, an welche man nie gedacht hatte, hineinführen. Wie das kein wahrer Dialog ist, so ist das auch kein wahres Gebet, bei welchem sich im Anfang schon das, was am Ende herauskommen wird, absehn läßt; sondern es gehört zu diesem, daß die Seele, welche sich in die Gegenwart Gottes gestellt hat, nun auch die Wirkungen derselben erfahre; und sie wird dadurch nicht selten zu einem Ziele, nach welchem sie keinesweges strebte, geführt werden.

Auch gegen dies herrliche Buch von der Nachfolge Christi müssen wir jedoch denselben Tadel, wie gegen Arndt's wahres Christenthum, und alle, der katholisch-mystischen Richtung folgende, Erbauungsbücher aussprechen: es ist kein Trostbuch. Zwar wird man unaufhörlich darin aufgefordet, der Welt und sich selber abzusterben; und es ist nicht zu läugnen, daß Der, welcher sich dazu entschließt, einen großen Trost gefunden hat. Aber dieser wird doch der Seele nicht genügen, wenn nicht auch der hinzukommt, daß Christus durch sein Blut sie von allen Sünden rein gewaschen, und ihr ein ewiges Erbtheil im Himmel zugesichert hat; und dies wird ihr hier nicht so oft, als sie es nöthig hat, und es wünschen muß, wiederholt. Was die Darstellung betrifft, so sind die durch Kraft und Lebendigkeit ausgezeichneten Stellen nicht eben häufig; und anstatt mit dem Verfasser seinen gewöhnlichen ruhigen und gemessenen Schritt zu gehen, möchte man oft lieber im Psalmenschwung durch ihn fortgerissen werden.

Bei dem Paradiesgärtlein von Johann Arndt ist der zum Grunde liegende Plan ein äußerer Schematismus, dies zeigt sich besonders bei den Tugendgebetlein, welche die Sammlung eröffnen, denn diese sind nach den zehn Geboten geordnet. Die Gebete selbst sind größtentheils nicht entstanden, sondern gemacht. Der Verfasser giebt nicht wieder, was er selbst mit Gott geredet hat; sondern er trägt für seinen Leser, den er sich mit gewissen Bedürfnissen denkt, passende Betrachtungen und Bibelstellen zusam-

men. Anstatt ihm nun dieses ans Herz zu legen, legt er es ihm in den Mund; anstatt zu ihm zu sprechen, läßt er ihn zu Gott reden. Aber die Form des Gebetes ist nur lose aufgeheftet; es ist eigentlich eine ganz gewöhnliche Belehrung und Ermahnung. Die Gedanken gehen wohlbedächtig ihren im Voraus schon bestimmten Gang; und dieser Gang ist in den Tugendgebetlein noch obenein, mit wenigen Ausnahmen, derselbe. Dabei kommen nicht selten weitläuftige Reflexionen und Entwickelungen vor, die der Verfasser immerhin an seinen Leser richten mochte, die aber, wenn dieser sie an Gott richten soll, höchst unangemessen erscheinen. Durch das Lesen solcher Gebete wird man sich schwerlich zum eigenen Beten erweckt fühlen, was die schönste Wirkung eines Gebetbuches seyn würde; man wird wahrscheinlich Beschwerung, Ermüdung und Verdrossenheit zum Gebete davon tragen. Es finden sich jedoch in dieser Sammlung, wie sich dies auch bei der Gottseligkeit des Verfassers nicht anders erwarten läßt, viele Gebete, die von diesen Mängeln frei sind, und die man nur mit wahrer Erbauung lesen kann. Auch muß es dem Paradiesgärtlein nachgerühmt werden, daß der eigentliche Grundtypus evangelischer Frömmigkeit, das freudige, herzliche Vertrauen auf Christum und auf sein Verdienst darin bei weitem mehr, als in dem wahren Christenthum hervortritt.

Wir müssen nun auch versuchen, von unserm Standpunkte aus, zur Einsicht in das Wesen des geistlichen Liedes, und zu einem Urtheil über das, was Deutschland in dieser Gattung der Erbauungs-Litteratur besitzt, zu gelangen.

Schon auf der ersten Stufe, auf der des Gedankens, haben wir die Anwendbarkeit poetischer Formen zugegeben; um so mehr werden wir sie auf den folgenden Stufen anerkennen müssen. Ein Gedanke, metrisch ausgedrückt, ist jedoch noch kein geistliches Lied; dies entsteht zuerst auf der Stufe der Betrachtung. Hier aber kann man sich entweder auf die Betrachtung beschränken, oder man kann sich ihrer als eines Mittels der Erhebung zu Gott bedienen. Die Lieder dieser Stufe wären demnach zwiefacher Art; Lieder im reflectirenden Lehrton, und eigentliche Betrachtungslieder, das heißt solche, welche durch die Betrachtung zur Anschauung führen. Auf der Stufe der Anschauung ist das, was sich im Innern bildet, eigentlich schon Poesie; deshalb wird es um so natürlicher und pas-

sender seyn, es in poetische Formen zu kleiden, und so entstände das Lied der Anschauung. Wir nehmen also bei den geistlichen Liedern die drei Gattungen an, die wir schon bei den Psalmen unterschieden haben, Lieder der Anschauung, eigentliche Betrachtungslieder, und Lieder im reflectirenden Lehrton.

In dem geistlichen Liede der Anschauung, wenn es einigermaßen seinem Ideale entspräche, würde die Poesie ihre höchste Vollkommenheit erreichen. Die Gegenstände, welche hier dem Dichter vor den Augen stehen, übertreffen alle anderen an Erhabenheit und Würde; die Gefühle, die dadurch in ihm erregt werden, sind die edelsten und schönsten, die überhaupt ein menschliches Gemüth erfüllen können. Nun müßte er bald in einen Anblick, in ein Gefühl sich verlieren; dann müßte er von diesem zu einem andern fortgerissen werden; die Uebergänge müßten nicht vorbereitet, nicht berechnet, sondern ganz frei, unerwartet, erschütternd, und dennoch einem höheren Gesetze unterworfen, und in einem gewissen Sinne ganz natürlich seyn; das Gedicht müßte nicht vermittelst einer künstlichen Anlage, sondern ganz von selbst sich zu einem Ganzen abrunden; eben so ungesucht, wie der Anfang sich darbot, müßte sich auch das Ende finden. Der Dichter müßte in der metrischen Form, die eher zu den schweren als zu den leichteren gehören könnte, sich mit Freiheit bewegen, und mit der Sprache nach seinem Willen schalten, um aus ihr Alles zu entlehnen, was sie Liebliches und Gewaltiges, Kindliches und Erhabenes besitzt. Doch dieses Ideal ist noch in keiner Sprache, und, nach unserm Urtheil, auch nicht in der deutschen erreicht worden. Man darf sich eben nicht darüber wundern; denn solche Lieder können nur in einem sehr erhöhten, und dabei doch lange anhaltenden Zustand der Anschauung geboren werden, der auch in frommen Gemüthern nur selten einzutreten pflegt; und die Frommsten sind nicht gerade auch immer diejenigen, welche die Sprache am besten zu handhaben wissen. Zu den gelungensten Liedern dieser Gattung würden wir Paul Gerhard's: O Haupt voll Blut und Wunden, rechnen. Anschauungen und Gefühle, durch keine Reflexionen unterbrochen, schreiten lebendig und natürlich fort, und schließen mit einem Seufzer, der aus den Tiefen des Herzens hervordringt. Aber ausgenommen in dem vorletzten Verse: Wenn ich einmal soll scheiden, ist die Dar-

stellung mangelhaft, und in vielen Strophen ist sie gänzlich mißrathen. Ich will dich lieben, meine Stärke, von Johann Scheffler, ist ein Lied der Anschauung voll glühender Empfindung; aber weil es beinahe gar nicht fortschreitet, sondern sich nur im Kreise umherdreht, so fühlt sich auch das Herz bei dem Lesen desselben mehr zusammengedrückt, als erleichtert und erhoben. Von einem andern Liede eben dieses Dichters: Liebe, die du mich zum Bilde, möchte vielleicht dasselbe gesagt werden können. Sollten die beiden trefflichen Lieder: O Durchbrecher aller Bande, und Herzog unsrer Seligkeiten, die aus Gottfried Arnold's zur Anschauung sich hinneigendem Gemüthe hervorgegangen sind, gänzlich befriedigen, so müßte er ein besserer Dichter gewesen seyn. Das Lied: Mein Jesu, dem die Seraphinen, von Deßler, das ebenfalls zu dieser Gattung gehört, hat einen glänzenden Anfang, aber es hält sich nicht auf dieser Höhe, sondern es läßt das erregte Gefühl durch Breite im Ausdruck, und durch Langsamkeit in der Bewegung bald wieder erkalten. Eine vorzügliche Stelle würde ich dem Liede von August Herrmann Franke: Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit, auf dieser Stufe anweisen; es spricht sich darin ein sehnsuchtsvolles Gemüth aus, das, durch das Gefühl der göttlichen Nähe erweckt, sich in einer Reihe lebendiger Schwingungen fortbewegt; der Ausdruck läßt freilich vieles zu wünschen übrig.

Die Betrachtungslieder, stehen sie gleich auf einer geringeren Stufe, als die Lieder der ersten Gattung, werden dennoch für die Erbauung des Lesers, und selbst für das ästhetische Urtheil, eine hohe Bedeutung haben können. Es wird dazu erfordert, daß sie durch Erhabenheit und Kraft der Gedanken das ersetzen, was ihnen an der Lebendigkeit und dem Wechsel der Empfindungen abgeht. Doch dürfen ihnen diese letzteren Vorzüge nicht gänzlich fehlen; und sie werden es auch nicht, wenn nur der Dichter von dem Streben erfüllt ist, eine höhere Stufe zu erreichen, und die Betrachtung in Anschauung zu verwandeln. Wenn er aber statt dessen sich in der Betrachtung selber gefällt, wenn er sie vielleicht gar nach einem logisch berechneten Schema verfolgt, so muß das Lied den erbaulichen und zugleich auch den poetischen Charakter verlieren. Denn das Gemüth fühlt sich nicht zu Gott erhoben, und die poetische Form erscheint als ein Widerspruch bei einem Stoffe, der eine pro-

saische Behandlung erfordert, und auch diese vielleicht kaum verdient hätte.

Die Betrachtungslieder sind in unseren deutschen Sammlungen die zahlreichsten. Es finden sich darunter ausgezeichnet vortreffliche. Befiehl du deine Wege; In allen meinen Thaten; Jesus meine Zuversicht; Es glänzet der Christen inwendiges Leben, gehören alle zu dieser Gattung, und obgleich in der Darstellung nicht ohne Mängel, sind sie doch von den oben angedeuteten Fehlern fast gänzlich frei. In dem Liede: Befiehl du deine Wege, ist es bewundernswürdig, welchen feurigen Ansatz der Dichter nimmt, um von der Wahrheit, daß Gott die Welt regieret, sich zu ihm selbst zu erheben, und sich in unbegrenztem Vertrauen mit ihm zu vereinigen. Auch Tersteegen's Lied: Gott ist gegenwärtig, möchten wir zu den schönsten dieser Gattung zählen.

Aber auch in dieser Gattung finden wir nur eine kleine Anzahl vortrefflicher Lieder; und wir müssen die mehresten für ungenügend, ja für gänzlich mißlungen erklären. Denn es fehlt ihnen der höhere Schwung, der lebendige Gang, das Aufstreben zu Gott, wodurch allein der Leser zu Gott erhoben werden kann. Nichts stört die Betrachtung in ihrem ruhigen und langsamen Gang; die verschiedenen Stationen des Weges sind schon abgemessen und bestimmt; es sind die verschiedenen Seiten und Beziehungen, welche der Gegenstand darbietet, die verschiedenen logischen Momente des Begriffs; und mit dem Todesgedanken wird gewöhnlich der Schluß gemacht. Der Dichter gleicht einem Wegebaumeister, der sich einen Kirchthurm zum Ziele genommen hat, und der nun die Chaussee in gerader Richtung darauf hinlaufen läßt. Wie viel solche Fehler schaden, das wollen wir nicht an einem schlechten, sondern an einem guten Liede dieser Gattung zeigen. In dem Dankliede von Paul Gerhard: Sollt ich meinem Gott nicht singen, werden die Wohlthaten Gottes nach einander aufgezählt, Leben, Erlösung, Heiligung, Gaben der Natur, Bewahrung, Errettung; einer jeden ist eine besondere Strophe gewidmet, worin sie gepriesen wird. Diese methodische Anlage läßt die Begeisterung des Dankes, welche dies Lied aussprechen und erwecken will, nicht zum Durchbruche kommen, und hat die sehr unangenehme Folge, daß, ob man gleich jede einzelne Strophe, für sich genommen, lobenswerth finden kann, doch

das Lied als Ganzes gedehnt und weitschweifig erscheint, und nicht anregend, sondern ermüdend wirkt. Will man recht fühlen, was diesem Liede fehlt, und wie es hätte beschaffen seyn sollen, so braucht man nur dagegen den 103ten Psalm zu lesen!

Endlich haben wir auch noch Lieder im reflectirenden Lehrton angenommen; diese Gattung ist freilich die niedrigste unter allen, und der Strom des Gefühls verläuft sich hier gewöhnlich in den Sand. Manche Betrachtungs-Lieder, die sich nicht zur Anschauung erheben können, sinken auf diese Stufe der Reflexion herab. Am gewöhnlichsten ist in diesen Liedern die Anrede an den Leser; doch es kommt auch zuweilen, statt dieser, die Form des Selbstgespräches, ja selbst die des Gebetes vor; aber man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, denn es kann, trotz derselben, der Inhalt nicht durch Anschauung oder Betrachtung gewonnen, sondern nur durch hin und her springende Reflexion zusammengetragen seyn. Man möchte zweifeln, ob diese Lieder überhaupt für Poesie gelten können; doch haben einige, durch die Wichtigkeit der Lehren, welche sie vortragen, und durch die rhetorischen Wendungen, wodurch sie die poetische Wärme einigermaßen ersetzen, sich einen nicht ganz unverdienten Beifall erworben.

Bei einem Ueberblick unserer geistlichen Lieder würde es sich also finden, daß wir solcher Gesänge, die sich mit einem wahrhaft begeisterten Schwunge erheben, nur äußerst wenige besitzen; daß in den mehresten und besten Liedern das stark hervortretende didactische Element dem lyrischen Charakter, wenn es ihn nicht gänzlich unterdrückt, doch wenigstens Eintrag thut; daß es endlich bei einer sehr großen Anzahl zweifelhaft bleibt, ob sie überhaupt als Gedichte angesprochen werden dürfen. Dazu kommt, daß kein einziges von den ältern Liedern den Forderungen genügt, die man in Rücksicht der metrischen Form und der Darstellung durch die Sprache zu machen berechtigt ist. Keines ist deshalb auch in dieser Beziehung unangetastet geblieben, und selbst Mancher, der dies für eine Entweihung hält, und sich laut darüber beschwert, kann nicht umhin, wenn er selbst zu sammeln anfängt, ähnliche Veränderungen vorzunehmen. Freilich giebt es auch fromme Christen, welche sich gerade durch das Fehlerhafte im Ausdruck und in der poetischen Technik, ganz besonders erbaut fühlen, und die es als ein theures Unterpfand betrachten, daß der Verfasser es treu und redlich gemeint habe.

Diese Ansicht verdient, wie alles Subjective in der Frömmigkeit, Achtung und Schonung; aber sie darf nicht auf allgemeine Geltung Anspruch machen, und sie muß es sich gefallen lassen, daß ihr der Grundsatz entgegengestellt werde: Ein Opfer muß ohne Fehl seyn; und was zum Dienste Gottes bestimmt ist, das muß die höchste Vollkommenheit erstreben, welche selbst durch irdische und menschliche Mittel zu erreichen ist. Wie zwischen der weltlichen und geistlichen Wissenschaft, so tritt auch zwischen der weltlichen und geistlichen Poesie in Deutschland ein beklagenswerther Zwiespalt hervor. In Spanien haben die ersten Dichter, ein Calderon, eine Lope, mit Vorliebe geistliche Gegenstände behandelt, und sie haben zur Verherrlichung des Christenthums alle die Mittel angewendet, über welche sie, als Meister in ihrer Kunst, geboten. In Deutschland dagegen hat es sich leider getroffen, daß die großen Dichter nicht fromme Christen, und die frommen Christen nicht große Dichter gewesen sind [1]). Auch Klopstock, gewiß ein edler Dichter, hatte sich dergestalt in die antiken Rythmen eingelebt, daß er, wenn er reimen will, wie das geistliche Lied es verlangt, nicht mehr recht zu Hause ist, und gleichsam eine fremde Sprache zu reden scheint. Es muß noch ein Dichter unter uns auftreten, mit einem Genie wie Göthe, und mit einer Liebe zu dem Herrn, welche einem solchen Genie gleich kommt: dann werden wir erst das geistliche Lied in seiner ganzen Herrlichkeit und Würde kennen lernen.

Indessen wäre zu wünschen, daß Alle, die sich dazu getrieben fühlen, und die nöthige Vorbildung besitzen, sich im geistlichen Liede versuchten; nur möchte ich einem jeden rathen, bei solchen Productionen nicht an den Gebrauch zu denken, welcher davon möglicher Weise öffentlich in der Gemeine gemacht werden könnte, und sie noch weniger dafür zu bestimmen. Das Lied, welches in der Absicht gedichtet wird, daß Alle es singen können, das wird gewiß so kalt und farblos gerathen, daß Keiner es singen mag. Wie bei dem Gebete der Betende, so muß auch bei dem Liede der Dichter nur durch das Bedürfniß getrieben werden, sich selbst auszusprechen; und er muß es lediglich einer höhern Leitung anheimstellen, ob das,

1) Ueber die sehr bedeutenden, jetzt lebenden Dichter geistlicher Lieder, wäre es voreilig, jetzt schon ein Urtheil fällen zu wollen; und sie sind unter das hier ausgesprochene, wie wir ausdrücklich erklären, nicht mit eindegriffen.

was er hervorbringt, neben dem subjectiven Leben, auch den allgemein kirchlichen Charakter haben wird, oder nicht. Bei dem jetzigen gespaltenen Zustande der Christenheit ist das Erstere freilich nur selten zu erwarten.

Wir haben Liedersammlungen, die allen billigen Forderungen genügen. Ueber die Zusammentragung eines Erbauungsbuches — denn ein solches zu verfassen möchte die Kraft Eines Menschen übersteigen — würden wir folgende Wünsche äußern. Es könnte in drei Theile, nach den dreien von uns angenommenen Stufen, des Gedankens, der Betrachtung und der Anschauung zerfallen. Der erste Theil enthielte fromme Gedanken, Aussprüche, Sentenzen, die aus älteren und neueren geistlichen Schriften in großer Fülle gesammelt werden könnten. In dem zweiten Theile würden Betrachtungen, vornehmlich solche, die an Bibelstellen anknüpfen, und auch geistliche Briefe ihre Stelle finden. Der dritte Theil endlich wäre den eigentlichen Gebeten gewidmet. Beschränkt man sich in Rücksicht dieser letzteren auf diejenigen, die nicht gemacht, sondern wirklich im Gemüthe entstanden sind, so möchte man wohl nicht eine sehr reiche Auswahl haben. Es wäre hier, wie es mir scheint, noch eine bedeutende Lücke in unserer Erbauungs-Litteratur auszufüllen. Dasjenige niederzuschreiben, was von den eigenen Gesprächen der Seele mit Gott in der Erinnerung zurückgeblieben ist, und es, mit Unterdrückung des allzu Subjectiven, bekannt zu machen, würde ich daher auch nicht für eine Anmaßung halten. Eignet es sich auch nicht für fremden Gebrauch, so hat man, durch Festhaltung dessen, was in besseren Stunden geschenkt ward, doch die Zeit mit Nutzen angewendet.

Aus diesem Gesichtspunkte wolle man die folgenden Gespräche der Seele mit dem Herrn betrachten.

Gespräche

der Seele mit dem Herrn.

I.

Klage über Unlust zum Gebete.

Durch Dich, durch Dich, o Herr, wird mir alles Gute zu Theil; aber ich muß kommen und es in Empfang nehmen, ich muß mich zu Dir nahen, und zu Dir reden.

Wenn ich nicht zu Dir rede, dann liegt eine centnerschwere Last auf meinem Herzen; gleichgültige, ja selbst glückliche Umstände scheinen mir Vorboten herannahender Trübsale, auf dem Wege meines Berufes thürmen sich gleich Bergen geringe Schwierigkeiten auf; ich kann mich selbst, ich kann die anderen Menschen nicht ertragen; ich habe keinen freien Blick zum Himmel und in die unsichtbare Welt; und Diejenigen von den Meinen, die dort eingegangen sind, scheinen mir wie verloren.

Aber sobald ich nur wieder anfange Dich zu suchen und mit Dir zu reden, so ist die Bürde, unter welcher mein Herz seufzte und erbangte, mir abgenommen; alle Dinge blicken mich heiter an, und verkünden mir Friede und Freude; ich gehe muthig an meine Arbeit, und hoffe, daß sie mir durch Deinen Beistand wohl gelingen werde; ich seufze wohl über mich selbst; aber ich habe doch Geduld mit meinen Schwächen, und auch durch die der Andern fühle ich mich nicht gereizt und beleidigt; der Himmel ist mir wieder aufgeschlossen, und wie mit Dir, so kann ich auch mit meinen Freunden reden, die schon zu seinen Bewohnern gehören.

Aber eben weil mir durch das Gespräch mit Dir so große Gnaden zu Theil werden, eben deshalb ist es mir ein bittrer Vorwurf und ein großer Kummer, daß ich so selten mich vor Dein Angesicht stelle, und mein Herz vor Dir ausschütte. Wenn ich unter dem

Gedränge der Arbeiten und der Zerstreuungen keinen Blick und keinen Gedanken zum Himmel erheben kann, da seufze ich wohl: O holde Muße, o süße Einsamkeit, wie will ich, sobald du mir wieder zu Theil wirst, mein Herz an der Unterredung mit dem Herrn erquicken! Die Muße wird mir gewährt; die Einsamkeit nimmt mich auf in ihren Schooß; Du selbst, o Herr, klopfest an die Thür meines Herzens, und mahnest mich an mein Versprechen. Aber ich öffne Dir kaum; ich sage Dir einige kalte und abgemessene Worte, wie diejenigen sind, die man des äußeren Anstandes halber, aber nicht aus innerem Drange des Herzens spricht.

Ja, ich muß es Dir gestehen, o Herr, und mein Herz bebet vor Scham, indem ich es Dir bekenne, ich fühle einen Widerwillen, eine Scheu, die ich überwinden muß, um mit Dir zu reden. O Gott, so lieblich ist mir oft das Gespräch mit einem andern Menschen; und vor dem Gespräch mit Dir kann ich mich fürchten? In die Gesellschaft der Menschen eile ich oft aus eigenem Verlangen; und vor Dein Angesicht trete ich oft nur aus Zwang und aus Pflicht! Habe ich denn bei Dir jemals etwas von der Kälte, der Härte, der Lieblosigkeit, der Feindschaft gefunden, die ich oft genug von Seiten der Menschen erfahre? Hast Du mich jemals zurückgewiesen; hast Du mich nicht immer liebreich aufgenommen, so lange ich auch von Dir entfernt geblieben war? Hast Du mir jemals Deine Verzeihung versagt, wenn Du mich gebeugt sahst durch meine Sünden? Hast Du mich nicht selbst über meine Fehler getröstet? Hast Du mir nicht immer Deinen freundlichen Rath ertheilt wie ich es anfangen, wie ich mein Leben einrichten müßte, um mich mehr und mehr von ihnen zu befreien? Was ist es denn, o Herr; was kann denn diese Scheidewand zwischen mir und Dir erheben, und mich zurückstoßen, wenn ich Dir nahen will?

Ach! es ist nichts als mein irdischer Sinn, nichts als meine große Verderbtheit, die sich vor dem Göttlichen scheut, wenn es auch ganz von Liebe gegen mich glühet und strahlt; und sich lieber zu dem Gemeinsten und Schlechtesten herabsenkt, das mir schädlich ist, das mich erniedrigt, und das mich für den Vorzug, den ich ihm gab, bald durch große Schmerzen bestrafen wird.

Nun, o Herr, ich will nicht zugeben, daß das schwere und

schädliche Gewicht, welches sich an alle meine Seelenkräfte hängt, mich zur Erde herabziehe und von Dir entfernt halte; ich will ihm Widerstand leisten; ich will mich der Schwingen bedienen, die Du ja auch meinem Geiste verliehen hast, und wodurch es ihm möglich ist, sich zu Dir zu erheben. So bald ich es nur will und versuche, so gelingt es mir durch Deine Gnade. Siehe! auch jetzt habe ich es gewollt, ich habe es versucht. Nun, o Herr, ich sage nicht, daß es mir vollständig gelungen sey, daß ich solche Worte, wie Deine Auserwählten reden, zu Dir gesprochen hätte. Arm und dürftig sind meine Worte gewesen, so wie mein Herz selber arm und dürftig ist. Aber diese mangelhaften Worte sind nicht ohne Segen gewesen; denn als ich anfing mit Dir zu reden, da war mein Inneres sehr durch Angst und Kummer niedergedrückt; aber wie ich mit Dir sprach, fühlte es sich mehr und mehr erleichtert und erweitert, und wenig fehlt daran, daß es nicht zu einer vollständigen Ruhe und zu einem gänzlichen Frieden gelangt wäre.

Zu dieser Ruhe, zu einem solchen Frieden möchte ich mich hindurch kämpfen, o Herr! Hindurch kämpfen? Das wird nicht von nöthen seyn. Hindurch sprechen muß ich mich im Gespräche mit Dir; ich muß mich hindurch beten. Wie ein Gegenstand des Kummers auftaucht, muß ich ihn ergreifen und Dir vorhalten; dann wird er entweder in Nichts verschwinden, oder die Schmerzen, die er verursacht, werden doch viel geringer, sie werden mir heilsam werden.

Und wenn ich so mein Erdenleben im Gespräche mit Dir zugebracht habe, o Herr, und diese Pilgerfahrt hat nun ein Ende, und Du hast mich aufgenommen in Deinen Himmel; dann wird ein Gespräch mit Dir beginnen, ein ewiges, ungestörtes, über lauter Gegenstände, nicht der Trauer und des Schmerzes, sondern des Entzückens und der Freude: ach! was für ein Gespräch wird das seyn!

II.

Wie der Herr die Seele zu sich zieht.

Ich danke Dir, o Herr, daß es mir mehr und mehr zum Bedürfniß und zur Gewohnheit wird, mein Gemüth zu Dir hinzuwenden, Dich mir vor Augen zu stellen, und zu Dir zu reden, nicht mit Gedanken, die der Verstand vorsätzlich gebildet hat, sondern mit dem inneren Seufzen des Herzens.

Ich danke Dir dafür, denn es ist ein Geschenk Deiner Gnade. Zwar befand sich wohl in mir von Anfang an ein Trieb, etwas zu suchen, das mir ganz genügte, und worin ich vollständig ausruhen könnte, und solch ein Trieb mag sich wohl in jedes Menschen Brust befinden; aber er würde, ohne Deine Leitung, nicht hinreichen. Denn die Eine köstliche Perle, die Du selber bist, soll gefunden werden; aber sie liegt verborgen im Sande des Meeres; und das Meer ist sehr groß und des Sandes ist sehr viel. Du weißt auch, wie oft ich irre gegangen bin, und vieles ergriffen habe, was nur zu sehr von Dir verschieden ist. Aber Du hast Deine göttliche Kraft bei mir angewendet; Du hast mich geführt, wenn ich allein zu gehen glaubte; und als Du mich an den rechten Ort gebracht hattest, da hast Du mir, wie dem Blinden, die Augen geöffnet, und hast einen solchen milden Glanz in sie hereinfallen lassen, daß ich nun sehr sanft gezwungen worden bin, Dich unabläßig zu suchen.

Zwar im Anfang, als ich Dich gefunden hatte, da suchte ich Dich wohl, aber nicht auf die rechte Weise. Denn ich erinnere mich, daß ich damals darauf ausging, nicht Dich selber, sondern nur Dein Bild mir zu vergegenwärtigen, und daß ich auch nur alsdann danach strebte, wenn ich mich stärker als sonst angefochten fühlte. Damals hast Du, der Du jedes, auch das geringste, Hinneigen zu Dir vergelten willst, mich zwar immer vor der Sünde bewahrt, aber den rechten Frieden hast Du mir nicht gegeben.

Wenn ich ihn auch jetzt noch nicht vollständig besitze, so bin ich ihm doch viel näher gekommen; und zwar von der Zeit an, wo ich in Dir, nicht Deine Gaben, sondern Dich selber gesucht; wo ich, um zu Dir zu reden, nicht die Zeit der Noth abgewartet, und wo ich, anstatt mit Deinem Bilde zu verkehren, mich an Dich selber gewendet habe. Denn es ist wohl sehr thöricht zu meinen, daß Du nur in dem Bilde, das unser Geist sich entwirft, und nicht dem Wesen nach uns nahe seist.

Seitdem ich also mit Dir umgehe, hat sich ein großer Friede bei mir eingefunden, der auch durch die entsetzlichste Angst zwar auf Augenblicke unterbrochen, aber nie auf lange Zeit gestört worden ist. Ja, vieles ist mir seitdem begegnet — Du weißt es — das ich wohl nicht, oder doch nicht gut ertragen haben würde, wenn Du, der Du die Prüfung herbeiführtest, mich nicht schon zuvor durch dies Mittel dagegen gestärkt hättest.

„Ich bin getreu, und lasse die Meinigen nicht versuchen über „ihr Vermögen, sondern mache, daß die Versuchung so ein Ende „gewinne, daß sie es können ertragen."

Ach siehe, ich habe mich unterwunden zu reden mit dem Herrn, wie wohl ich Erde und Asche bin. So möchte ich Dich auch jetzt etwas fragen, wenn Du es vergönnst.

„Rede!"

Du hast mich zu Dir gezogen; aber wie hast Du es dahin gebracht? Dadurch, daß Du mir fast Alles genommen hast, was ich sonst besaß. Wenn ich auf irgend etwas auszuruhen dachte, was Du nicht warest, so bist Du gleich gekommen, und hast es mir entrissen und zerstört. So fährst Du auch noch jetzt fort, Dich gegen mich zu verhalten. Nun ist freilich unter dem, was Du mir genommen hast, vieles, das mir schädlich war, und das beweine ich nicht. Aber es ist doch auch, namentlich jetzt, vieles darunter, dessen ich ohne Schaden hätte genießen, und das ich zu Deiner Ehre hätte anwenden können. Aber auch das hast Du mir nicht lassen wollen.

„Du hast wohl gethan, die Gedanken Deines Herzens gegen „mich auszusprechen, denn man muß mir alles sagen — ich weiß „es ja, auch ohne daß man es mir sagt. Aber was Du jetzt ge-

„sagt hast, das hat dir wohl mehr der Eigenwille, als die Liebe „zu mir eingegeben. Denn ich frage Dich: Bin ich Dir mehr als „alles andere, oder giebt es etwas, das Du mir vorziehst?"

Ich meine, o Herr, daß mir nichts auf der Welt theurer seyn soll, als Du. Und giebt es etwas, das mir theurer ist, so verleihe mir die Kraft, es Dir aufzuopfern.

„Nun sage mir ferner: Habe ich Dir jemals etwas genom„men, daß ich Dir nicht dafür einen größeren Antheil an mir selber „gegeben hätte?"

So ist es, o Herr, Du behälst Recht in Deinen Worten, und bleibest rein, wenn Du gerichtet wirst. Ich danke Dir, daß Du mir meine Thorheit aufgedeckt, und mich so milde zurecht gewiesen hast. Wer Dich wahrhaft lieb hat, der muß froh und glücklich seyn, wenn er nur Dich allein besitzt, ob er auch die ganze Welt entbehren müßte. Was bedarf ich denn noch weiter? Du hast mich ja wiederum angehöret und mit mir geredet. Ach es ist sehr süß mit Dir zu reden, denn Deine Gespräche sind nicht wie der Menschen Gespräche. Zuweilen lassen die Gespräche der Menschen das Herz kalt und verwunden es wohl auch; zuweilen tränken sie es aus dem Taumelbecher der Gunst und des Lobes, der einen gar gefährlichen Rausch hervorbringt. Aber, wenn man mit Dir redet, dann bleibt das Herz niemals leer, sondern es wird, ohne sich zu berauschen, doch in seinem ganzen Umfange angefüllt; und, obwohl es sehr gedemüthigt wird, so wird es doch auch sehr gehoben und erfreut. Dank Dir, o Herr!

III.

Der Herr verstellt sich.

Du wollest, o Herr, meine Worte gnädig anhören, und wenn ich irre, mich zurechtweisen. — Siehe, o Herr, oft habe ich zu Dir gefleht um Dinge, die zu meinem und Anderer Seelenheil nothwen-

dig waren; Du hast sie wohl endlich gegeben; aber wie viele Jahre hindurch habe ich in Angst und Kummer darauf warten müssen! Oft müssen Deine Gläubigen für kleine Fehler, die sie begehen, innerlich und äußerlich viel größere Strafen erdulden, als Diejenigen, die Dich verachten, wegen großer Sünden zu erleiden haben. Und wenn sie alsdann emporblicken, um Dich wenigstens zu schauen, und sich an Deinem Anblick zu trösten, siehe, dann ruht eine Wolke vor Deinem Angesicht, daß sie es nicht wahrnehmen können. Was sollen sie sich nun sagen, wenn es ihnen also ergeht, und was soll man ihnen verkündigen, um sie zu trösten? Darf man sie versichern, daß Du sie auch in jenen trüben Zeiten nicht minder liebest, als in jenen nur zu seltenen Augenblicken, wo Dein Angesicht im freudigsten Glanze ihnen strahlt, und wo die Fülle Deiner geistigen Gaben auf sie herabkommt?

„Sie sollen auf mein Kreuz blicken, dann werden sie wohl „wissen, was sie von mir zu denken haben."

Freilich, o Herr, wenn wir auf Dein Kreuz blicken, und auf die Leiden, die Du aus unsäglicher Liebe übernommen hast, dann muß unsere ganze Brust voll werden von der Gewißheit Deiner Liebe. Es läßt sich auch begreifen daß Du uns diese Liebe nicht immer beweisen wirst durch Gewährung irdischer Güter, die uns schädlich werden könnten. Aber oft schmachtet unser Herz nach einem kleinen geistigen Labsal, und wird nicht erquickt. Oft wird es beunruhigt durch Sorge, nicht um irdische Dinge, sondern um eigenes oder Anderer Seelenheil — und muß Jahre lang im Dunkel zagen, ohne durch einen Strahl der Hoffnung beruhigt zu werden. Wie stimmt das mit Deiner Liebe, o Herr?

„Es stimmt gar wohl damit; und eben weil ich die Meinigen „liebe, kann ich nicht anders verfahren. Ich entziehe ihnen geistige „Erquickungen, die ihnen schädlich werden könnten."

Geistige Erquickungen, o Herr, und schädlich, wie sollte das möglich seyn?

„Als Jacobus und Johannes das Feuer auf den Markt der „Samariter herabrufen wollten, waren sie mächtig im Geiste erregt; „und eben in dieser Erregung verkannten sie, weß Geistes Kinder „sie wären. Als Petrus mich versicherte, er würde mit mir in den

„Tod gehen, da war dies eine mächtige Aufwallung seines Herzens „— aber bald darauf verläugnete er mich.“

So könnte also, in diesem Leben voller Versuchungen, selbst die fromme Begeisterung für uns eine Versuchung werden, und der sicherste Zustand wäre die Trockenheit und Dürre des Herzens?

„So ist es.“

Nun wir verlangen ja auch nicht Begeisterung, sondern nur einen geringen Tropfen Erquickung in großer Angst, nur einen Strahl der Hoffnung im tiefsten Dunkel der Traurigkeit. Könntest Du uns den nicht immer geben?

„Ich frage Dich selbst! Wer steht höher, Derjenige, der zu „mir emporblickt, des Trostes wegen, den er von mir empfangen „hat und wieder zu empfangen hofft; oder Derjenige, der fortfährt „mich zu suchen Jahre lang, wenn er auch niemals Trost empfan„gen sollte?“

Unstreitig der letztere.

„So muß ich also die Meinigen prüfen, damit sie vollkommen „werden. Oft bricht mir das Herz über ihre geistige Noth; aber „ich halte die Gaben zurück, die ich ihnen gewähren möchte, weil „sie ihnen schädlich seyn könnten, oder, weil ihre Entbehrung ihnen „heilsamer ist, als ihr Besitz.“

So bist Du denn oft anders, als Du Dich zeigst und unsern Augen erscheinst?

„Allerdings, und schon in meinem Wandel auf Erden kannst „Du davon manche Beispiele finden.“

Ja, ich erinnere mich, o Herr! Als Du in Emmaus ankamst mit den beiden Jüngern, da stelltest Du Dich, als wolltest Du weiter gehn, wie Dein Wort von Dir sagt. Und es war doch Deine Absicht zu bleiben, nur wolltest Du gebeten seyn. Und als das cananäische Weib mit Schreien und Bitten Dich verfolgte, da stelltest Du Dich auch — ich möchte sagen — sehr hart gegen sie; aber es war nur um sie desto mehr zu verherrlichen. Und auch gegen Deine eigene Mutter, der Du überhaupt in Deinem Leben wenig äußere Zärtlichkeit erwiesen hast, stelltest Du Dich wohl nicht, wie Du innerlich gesinnt warest, als Du zu ihr sagtest: Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen? So würde man

also wagen können zu behaupten, daß Du Dich noch jetzt verstellst. Zwar wäre diese Verstellung sehr verschieden von der Verstellung der Menschen. Denn diese verbergen das Böse, und lassen den Schein des Guten hervortreten. Du aber verbirgst das Beste, Deine Liebe, um das minder Gute, oder vielmehr, da alles an Dir gleich gut ist, das was unserm Gefühle minder gut erscheint, hervortreten zu lassen. Darf man das sagen, o Herr? und darf ich selber, wenn ich Dich so taub finde auf meine Bitten, und so karg mit Deinen Erquickungen, darf ich mir sagen, daß Du mich doch von Herzen lieb hast, und daß das Alles nur Verstellung ist?

„Du darfst es."

Und diese Verstellung wird doch einmal aufhören?

„Ja, in meinem Himmel, und dann werde ich mich nie wieder „verstellen, sondern mich Dir und allen Frommen die Ewigkeit „hindurch so zeigen, wie ich bin.

IV.

Trost bei den Verirrungen des Nächsten.

O Herr, ob ich gleich aus Deinem blutigen Kreuzestod und aus den Verheißungen Deines Wortes den größten Trost gegen alle Anfechtungen der Sorge schöpfe, so hat es Dir dennoch nicht gefallen, allen den Besorgnissen, die mich zu Zeiten quälen, ein entschiedenes Wort des Trostes entgegen zu setzen.

Zwar hast Du mich über mein eigenes Heil beruhigt, indem Du gesagt hast, daß Du Keinen, der zu Dir kommt, hinausstoßen wollest; und da ich nun weiß, daß ich im Glauben an Dein Verdienst zu Dir komme, so kann ich gewiß seyn, daß Du mich nicht hinausstoßen werdest. Aber Du, der Du gewollt hast, ich sollte meinen Nächsten lieben, als mich selbst, Du hast doch auch gewiß gewollt, daß ich um das Heil des Nächsten besorgt seyn sollte; und

wenn ich nun Einen derselben sehe, der sich um Dich und um den Weg des Heils nicht kümmert, ja der auf dem Wege des Verderbens wandelt: wo finde ich alsdann ein Wort Deines Mundes, das ich mir zur Stillung meiner Angst vorhalten könnte? Wer sagt mir, ob in dem ganzen Leben Dessen, für den ich sorge, ob bis zu seinem Tode ein Augenblick kommen wird, wo er Dich zu suchen erweckt werde? Weiß ich, ob er Deine Hülfe annehmen oder ausschlagen wird? Ob Du ihn wirst zwingen wollen, ob er sich wird zwingen lassen? Ach, was hier Deiner Gnade, und was dem Menschen zugeschrieben werden muß, das ist ein so dunkles Geheimniß, daß man oft darüber in recht finstere Gedanken versinken könnte.

Und nun will ich annehmen, ein Solcher, um dessen Heil ich, so lange er lebte, besorgt gewesen bin, sey gestorben; gestorben ohne ein recht ausdrückliches, mir bekannt gewordenes Zeichen der Bekehrung gegeben zu haben. Darf ich mir nun denken, er gehöre zu den Deinigen, die Du der Finsterniß entrissen hast? Oder muß ich die Frage ganz unentschieden lassen? Wenn ich sie aber unentschieden lasse, o Herr, wie könnte ich, wenn ich diesen Verstorbenen liebte, jemals Ruhe finden?

„Ich habe Dir so viel gegeben in meinem Worte, als zu „Deinem Heile nothwendig ist. Deinen Glauben in Schauen ver„wandeln, Dich aller Kämpfe überheben, habe ich nicht gewollt. „Wenn Du aber recht stark wirst im Glauben, und recht treulich „kämpfest, so wirst Du alle Deine Besorgnisse überwinden."

Und wie soll ich denn die Besorgniß überwinden um das Heil derer, die mir theuer sind, und die selbst nicht dafür sorgen?

„Du sollst Dich erinnern, daß in meinem Worte steht: Alle „eure Sorgen werfet auf ihn. Da ich gesagt habe durch mei„nen Apostel, alle eure Sorgen: wie sollte ich gerade diese, von „welcher ich wußte, daß sie Dich so schwer drücken würde, ausge„nommen haben?"

Du stellst meinen Glauben auf eine starke Probe, o Herr. Gieb mir Gnade, daß er sie bestehen könne.

„Als jener Vater mir seinen mondsüchtigen Sohn brachte, da „fragte ich nicht diesen, ob er glaube; denn bei ihm konnte vom

„Glauben noch nicht die Rede seyn. Ich sprach zum Vater: So „Du könntest glauben."

Meinst Du, daß der Glaube des Einen dem Andern zu seinem Heile etwas helfen könnte?

„Wie sollte er nicht? Durch den Glauben betet er, und habe „ich nicht verheißen, jedes Gebet in meinem Namen zu erhören, „also auch dieses?"

So werde ich mich denn beruhigen, so lange ein solcher Mensch lebt. Ist er aber gestorben, und ich weiß nichts Sicheres über seine Bekehrung, weiß nicht, wo er hingegangen, stehe nun bei seiner Leiche und schaue hinab in die Tiefen Deiner Gerechtigkeit, in das Dunkel Deiner Rathschlüsse, o Herr, Herr! . . .

„Und in eine andere, noch tiefere Tiefe wolltest Du alsdann „nicht hinabschauen — in die Tiefe meiner Liebe? Meinst Du etwa „den Verstorbenen mehr geliebt zu haben, als ich? Wisse, daß „Deine Liebe zu ihm nichts ist gegen die meinige. Und die meine „ist obenein allmächtig. Wenn ich die Bekehrung eines Menschen „verschiebe, so habe ich ihn darum nicht aufgegeben. Was ich nicht „that während seines Lebens, das kann ich thun in seiner Todes„stunde. So Du also nur recht fest an mich glaubest, so wirst Du „auch diese Sorge überwinden."

V.

Am Gedächtnißtage der Verstorbenen.

„Woher kommst Du?"

Das weißt Du wohl; ich komme vom Grabe.

„Was hat Dich dahin geführt?"

Der Schmerz.

„Wen hast Du da gefunden?"

Den, um welchen ich traure.

„Der ist bei mir im Himmel."

Und doch habe ich ihn dort gefunden, denn er ist bei Dir, und ich fand Dich dort.

„Warum meinst Du, daß ich dort gewesen sey?“

Weil Du überall bist; weil Du auch am Grabe Deines Freundes Lazarus gewesen bist; weil Du selber im Grabe gelegen hast; weil Du die Gräber lieb hast.

„Und Du hast geweint?“

Du weintest ja wohl selber, als Du hier auf Erden warst.

„Nur geweint?“

Auch mich gefreut.

„Warum?“

Weil Du da warst; und Du bist die Auferstehung und das Leben.

„Hast Du auch an Deinen Tod gedacht?“

Wie sollte ich nicht? Neben dem Grabe ist ein Platz frei gelassen, und für mich bestimmt; ich kann das Grab nicht sehen, ohne zu denken, daß ich daneben begraben seyn werde.

„Du hast gedacht, daß Du sterben wirst; nicht auch, daß Du „schon gestorben seyn mußt?“

Wie meinst Du das? Ich lebe?

„Ich meine, daß Du schon hier auf Erden der Welt sterben mußt.“

Ach Herr, das hatte ich nicht bedacht; und es ist doch das Wichtigste von Allem. O lehre mich, wie ich hier der Welt sterbe, um Dir zu leben!

VI.

In Schlaflosigkeit.

Tief ist es schon in die Nacht hinein, und der Schlaf flieht meine Augen, der Schlaf, der mir doch so nothwendig wäre, mich zur Arbeit des morgenden Tages zu stärken. O, wenn er sich doch auf

mich herabsenken, mich kühlend und milde umfangen, und mir einige Stunden der Ruhe und Erquickung schenken wollte!

„Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen?“

Ich danke Dir, o Herr, für Deinen ermahnenden und beschämenden Zuruf! Freilich, wir können wohl wachen zu unseren Geschäften und unseren Vergnügungen; aber mit Dir zu wachen, mit Dir, der Du stets für uns wachst, mit Dir, der Du kommst in den nächtlichen Stunden, Dich mit uns zu unterreden — das dünket uns unerträglich! So undankbar will ich nicht seyn; ich will wachen und zwar mit Dir; ich will mit Dir reden; denn Du bist bei mir.

Ach! in den Stunden des Tages, da jagt ein Geschäft das andere, und man begrüßt Dich nur flüchtig, wie einen Freund, an welchem man schnellen Ganges auf der Straße vorübereilt. Wenn Freunde gegen einander ihr Herz recht ungestört ausschütten wollen, welche Stunden könnten sie dazu wählen, als die Stunden der Nacht?

So will ich denn mit Dir wachen, o Herr; ich, dessen Herz jetzt durch keine ängstliche Sorge beunruhigt wird; ich, durch dessen Glieder sich jetzt keine Krankheit mit ihren Schmerzen verbreitet, will mich des Gespräches mit Dir freuen, das vielleicht auch Andere zu dieser Zeit, aber nicht so ruhig und freudig mit Dir führen.

Denn ach! für die armen Kranken sind die Stunden der Nacht — wenn die trübe Lampe brennt, wenn die nächsten Angehörigen sich zurückgezogen haben, wenn nur der besoldete Wärter wachet, wenn vielleicht auch dieser eingeschlummert ist, und sie nun allein daliegen mit ihren Schmerzen — für sie sind diese Stunden der Nacht doch recht bange und traurige Stunden! Ach! wenn die Augen mir geöffnet würden, um alle die Kranken zu schauen, die jetzt, wo ich so ruhig mit Dir rede, diese Zeit ganz anders durchwachen! Nun, Du, der Du zu mir kommst, dem Gesunden, Du wirst Deine lieben frommen Kranken nicht vergessen. Du wirst ihnen näher seyn als mir! Du wirst ihnen Deine Engel senden! Diese theuren, dienstbaren Geister, die ausgesendet werden zum Dienst um Dererwillen, die ererben sollen die Seligkeit, wie viel mögen sie an den Krankenbetten nicht in diesen nächtlichen Stunden zu schaffen haben!

Und ihnen sollte ich diesen Dienst überlassen; nicht zu dem ih-

rigen den meinen hinzufügen; nicht beten für die Kranken, die ich kenne? O Herr, wenn Du doch das Gebet Deines unwürdigen Knechtes erhören, wenn Du diesen Allen, die ich jetzt Dir nenne, ein ruhiges Herz, Erleichterung ihrer Schmerzen, und einige Stunden eines recht erquickenden Schlafes schenken wolltest!

Nicht nur Kranke giebt es jetzt — auch Sterbende! In jeder Sekunde der Zeit reißet irgendwo auf dieser Erde eine Seele von ihrem Körper sich los. Wie Viele mögen, während ich zu Dir rede, gestorben seyn! Auch jetzt stirbt Einer! O Herr, der Du Richter der Welt bist, erbarme Dich sein, und nimm ihn auf in Deine ewige Herrlichkeit!

So werde auch ich einmal liegen zu einer Dir bekannten Stunde des Tages oder der Nacht — und werde sterben. Du aber, o Herr, wirst bei mir seyn, wie Du jetzt bei mir bist; noch fühlbarer, noch wirksamer, mit einem noch größeren Reichthum des Trostes. Du wirst alsdann nicht meiner Sünden, sondern Du wirst des großen, auch Dir so theuren Augenblickes gedenken, wo Du auch für meine Sünden gestorben bist. Du wirst sie mir zeigen, aber nur um mich zu versichern, daß Du sie alle, alle vertilgt hast; und dann wirst Du, ewiger, gnadenvoller Erbarmer, auch meine Seele in Dein ewiges Freudenreich aufnehmen.

So oft habe ich schon Deine Gegenwart und Deinen Trost empfunden; denn auch für mich hat es schon recht schwere und bange Zeiten gegeben. Du weißt, was ich da empfand, und wie zu dem Einen Schmerze, der in mir herrschte, alle andern Schmerzen, die nur eine menschliche Brust bestürmen können, sich gesellten. Was wäre da aus mir geworden, ohne Dich? Du warst bei mir; Du hast Dich meiner Seele herzlich angenommen. Und wenn ich jener Zeiten gedenke, so muß ich weinen, nicht nur in der Erinnerung meiner Schmerzen, sondern vornehmlich aus Rührung über Deine grundlose Treue und Barmherzigkeit.

Wenn ich überhaupt gedenke, wie Du mich von Kindheit an geführt hast, so ist dies ein Lobgesang, den ich Dir dichte. Denn da Du weißt, daß ich sehr schwach bin, so hast Du mir auch besonders viel Schonung und Erbarmen bewiesen. Wenn ich sündigte, so straftest Du wohl; aber die Strafe war eine sanfte, auch

wohl eine ernste Erinnerung, aber niemals ward das geknickte Rohr zerbrochen, niemals der glimmende Docht ausgelöscht. Wenn Sorgen mich beunruhigten — und wie viele haben mich nicht beunruhigt! — so ließest Du wohl die Sorge eine Zeit lang gewähren, damit sie mich zu Dir führte und mich im Beten übte; aber oft wenn ich des Abends kummervoll eingeschlafen war, so pochte schon früh am Morgen die gute Botschaft an mein Fenster, und erweckte mich zu freudigem Dank. Nur mit einiger Treue und Beständigkeit durfte ich mich zu Dir halten, nur mit einiger Zudringlichkeit Dich bittend bestürmen, so hatte ich immer Gnade über Gnade empfangen. Und weil ich dieß weiß — und wie wäre es möglich es jemals zu vergessen? — so weiß ich auch, daß Du bis in das höhere Alter, wenn ich es erreiche, daß Du bis an das Ende meines Lebens mich mit eben der Gnade in Deinen Armen tragen, und mir, nachdem ich schon hier so viel empfangen habe, noch viel mehr in Deinem Himmel verleihen wirst.

Nun Herr, Du weißt, was ich morgen zu verrichten habe; Du kennst auch das Maß der Kraft, dessen ich dazu bedarf. Du wirst es mir gewähren, wirst, so viel es Noth thut, auch durch den Schlaf mich stärken. Ja, Du nimmst mich in Deine Arme; ein kühler Hauch Deines Paradieses umweht mich; alle meine Gedanken lösen sich auf in ein süßes Gefühl Deiner Gnade und Liebe. Ich schlafe ein.

VII.

Bei körperlichen Schmerzen.

1.

Warum will sich der Seelenschmerz brüsten, und auf den Körperschmerz mit Stolz herabsehen, gleich als ob dieser nur ein gemeines Leiden, und ohne höhere Segnungen wäre?

Es ist ein erhöhter Zustand, wenn das Herz gebrochen wird durch den Tod des Gatten und der Kinder; aber es ist auch ein

erhöhter Zustand, wenn der Körper von den Pfeilen des Schmerzes durchbohrt wird.

Sollten die Schmerzen des Körpers nicht wie die Schmerzen der Seele für den Geist eine heilsame Aufforderung werden, Gott zu suchen, und sich fester in der Gemeinschaft mit ihm zu gründen?

Der körperliche Schmerz ist wie ein Raubthier, das den Menschen plötzlich anfällt, ihm die Zähne in das Fleisch schlägt und ihm die Knochen zerbricht; er ist wie Schläge eines eisernen Stabes, der von einer mächtigen Hand geführt wird, unter welchem sich der Leib krümmet und zittert; er ist wie ein Bündel glühender Pfeile, die sich alle auf einmal durch die Glieder verbreiten.

Wie Jacob, als ihm die Hüfte verwundet war, sich an den Hals seines Gegners hing, so hängt sich der Kranke, des Gebrauches seiner Glieder beraubt, an den Hals des Freundes, der seiner wartet.

Dann kommen Augenblicke, wo alles Sinnen und Denken, alles Licht des Geistes in das Dunkel der Ohnmacht heruntergezogen und darin begraben wird.

Wer am Körper leidet, der wird hingerückt vor Dein Kreuz, o Herr, an welchem Du die größten Seelen- und Körperschmerzen erduldet hast; er wird eingeweiht in Deine Leiden, er fühlt, daß die seinigen ihnen ähnlich sind; und ob er gleich die unermeßliche Verschiedenheit nicht verkennt, so enthüllt sich ihm doch auch das Gleichartige, das durch immer fortgesetzte Steigerung zu jener Höhe getrieben werden könnte.

Ach! was mögen nicht von einer jeden Deiner Wunden für Bündel glühender Pfeile ausgegangen seyn, um sich durch Deinen Körper zu verbreiten; und wenn Du Dich regtest, Du der zwar gehalten, aber nur durch Wunden gehalten ward, wie mag dann der Schmerz, einem Raubthiere ähnlich, sich auf Dich geworfen, und Dir alle Gebeine zerbrochen haben?

Der Durst, die Plage aller Derer, die große Körperschmerzen leiden, hat er Dich nicht auch gequält? Bist Du nicht auch ohnmächtig in die Hände des Vaters, dem Du Deinen Geist befohlen hattest, gesunken?

Wie das Kreuz selber der Gestalt des menschlichen Körpers nachgebildet ist, so sind auch alle Schmerzen, die der Mensch in

seinem Körper erdulden kann, schon in denen enthalten, welche Du an Deinem Kreuze erduldet hast.

Und dadurch hast Du ihnen eine sehr hohe Stufe angewiesen; Du hast sie mit allen übrigen Schmerzen geheiligt.

2.

Wen der Herr auf das Siechbette wirft, der ist wohl daran, wenn er Frieden in seinem Herzen und Ruhe in seinem Gewissen hat!

Wenn ihn nicht quälen die Sünden der Jugend, noch die Missethaten der späteren Jahre, noch die Leidenschaften, deren Gewalt oft so groß ist, daß sie von der Krankheit und vom Tode nicht gebrochen werden kann!

Denn Krankheit ist eine schwere Prüfung: und wie wird sie erschwert, wenn dem Kranken ein versöhntes Gewissen fehlt!

Ist die Krankheit auch nicht zum Tode, so ist sie doch vom Tode; sie entspringt aus der Einen großen Quelle des menschlichen Elends, welche auch einst die Zerstörung des Leibes herbeiführen wird. Steht sie nicht auch mit einzelnen begangenen Sünden in einer Verbindung, die sonst nicht geahndet ward, und die nun plötzlich an das Licht kommt? Der Schmerz hat eine rückwirkende Kraft; wenn man leidet, wird man gezwungen an die Vergangenheit zu denken. Der Geist forscht nach der Ursache der Schmerzen, die man leidet, und er ist nicht eher zufrieden, als bis er sich sagt: Du leidest sie, weil Du gesündiget hast.

Weil Du gesündiget hast! Was erklärt dies nicht alles; und was erklärt sich ohne dies?

Und wenn nun, wie nach aufgezogener Schleuse, die gesammelten Missethaten des ganzen Lebens hervorbrechen; wenn sie dahin strömen über den Kranken, den Sterbenden; wenn er bald von ihren Wirbeln, bald von denen der Körperschmerzen getragen und geworfen wird; und die letzte dieser Wellen ihn hinausschleudert in das Meer der Ewigkeit? . . .

Wer möchte, daß ihm dies in der Krankheit, im Tode widerführe? Wer es nicht will, der glaube an Christum!

Ich glaube, o Herr, daß Du durch Dein Körper- und Seelenleiden am Kreuze alle meine verdienten Sündenstrafen abgebüßt hast; daß die Vergangenheit mir nicht schaden kann, auch wenn sie sich heiser schreie, um mich zu verklagen, und daß mir die Zukunft die unaussprechlich großen Kleinodien der Seligkeit aufbewahrt, die Du erworben, und auch für mich zurückgelegt hast.

Mag ich also gleich viel leiden und laut jammern, wenn der Schmerz mit seiner ganzen Gewalt mich ergreift, so ist doch in den Zwischenzeiten mein Herz ruhig und heiter; ich kann beten, Gott loben und preisen, so wie Paulus und Silas beteten und Gott lobten, noch wund von den erhaltenen Streichen, die Füße in den Stock gelegt, um Mitternacht, in dem innersten Gefängniß zu Philippi.

3.

Wenn man nur einer schmerzenlosen Ermattung nachzugeben, und in einer behaglichen Stellung, hin und wieder vom Schlafe besucht, es abzuwarten hätte, bis das Uebel verschwunden, und die Gesundheit zurückgekehrt wäre — dann würde die Geduld nicht schwer zu üben seyn.

Aber schwer wird sie zu üben, wenn man, durch Schmerzen gestachelt und gepeinigt, weit hinwegeilen möchte, um ihnen zu entfliehen, und doch auch wiederum durch eben diese Schmerzen zurückgehalten wird, und unbeweglich liegen muß, um sie zu erdulden!

Dann geschieht es wohl, daß durch das stets wiederholte, stets erfolglose Wünschen und Streben, alle Lebensgeister in Aufruhr gerathen; daß man sich erbittert fühlt gegen die hemmende Nothwendigkeit; daß die nur bei gänzlicher Ruhe zu ertragenden Schmerzen, bei dieser Unruhe unerträglich werden; daß man Gott durch Murren beleidigt, und seiner herabströmenden Gnade das Herz verschließt.

So mochte der Missethäter zu Deiner Linken, o Herr, in der Raserei des Schmerzes an den Nägeln reißen; aber er riß sich nicht los, er riß nur seine Wunden größer und brennender!

Du aber, o Herr, Du hingest ganz geduldig, und sträubtest Dich nicht gegen die Nägel, welche Dich in der martervollsten aller Stellungen zurückhielten.

Doch zurückgehalten wurdest Du nicht von den Nägeln; denn bei Deinen geringsten Wünschen und Wollen wären die Nägel aus Deinen Gliedern geflogen, Deine Wunden wären geheilt; und die Erde hätte aus Blumen und Kräutern für Dich, um auszuruhen, ein Bette bereitet.

Deine große Liebe zu Deinem himmlischen Vater und zu uns armen Menschen, diese Liebe, die nichts anders wollen konnte, als was Er wollte, und was zu unserm Heile diente, diese Liebe war die Quelle Deiner Geduld; sie war der Nagel, welcher Dich an dem Kreuze festhielt; denn sonst hätten alle Pforten der Hölle Dich nicht daran gebracht, und Dich nicht daran festgehalten.

Ich liege hier wie auf Dornen, die mich verwunden, und deren schmerzlichen Stachel ich bei jeder Bewegung mir tiefer in das Fleisch drücke. Aber ich liege hier durch Deinen Willen; durch den Willen Dessen, der für mich gestorben ist, der mich liebt. Sollte ich ihn, sollte ich seinen Willen nicht lieben? Nicht stille halten, wenn ich auch zittre? Nicht ruhig seyn, wenn ich mich auch ängstige? Ich will es, o Herr; gieb mir dazu Deine Gnade!

4.

Wolltest du nur klagen, mein Herz? Klagen wird dem Menschen freilich wohl leichter als danken. Aber danke dem Herrn aus deinem tiefsten Grunde; preise ihn für seine Gnade; denn durch die Gnade, die er dir erwiesen hat in der Zeit der Krankheit, ward diese eine der schönsten Zeiten im Leben!

Während ich lag durch Schmerzen gefoltert und des Gebrauchs meiner Glieder beraubt, da bist Du, o Herr, mir auf eine ganz einzige und wunderbare Weise immerfort nahe gewesen.

Alles Regen der Gedanken und Gefühle blieb nicht in mir verschlossen, grub sich nicht in die Tiefen meines Innern hinein, sondern es erhob sich und schwebte zu Dir empor, als ein Gebet.

Ich rief Dich an aus Noth, doch wohl ebenfalls aus Liebe; denn wenn ich Dich nicht ein wenig liebte, so hätte auch wohl die Noth mich nicht zu einem so anhaltenden Gebete vermocht.

Du verliehest mir, mit der größten Vertraulichkeit zu Dir zu reden, und Dir auch das Kleinste zu sagen, was man nur einem

Menschen sagen mag, ja was man einem Menschen zu sagen sich fürchten würde.

Unzählige Bitten habe ich an Dich gerichtet; und es klingt unglaublich, aber ich bezeuge es hier vor Deinem Angesichte, daß eine jede dieser Bitten von Dir erhört worden, und daß keine einzige, die ganze Krankheit hindurch, unerfüllt geblieben ist!

Nur das ist verunglückt, nur dabei habe ich leiden müssen, was ich unternahm, ohne mich gesammelt, ohne Dich ernstlich angerufen zu haben.

Wenn ich Dich aber inbrünstig bat, das Schwere leicht, das Unmögliche möglich zu machen; einen drohenden, fast unvermeidlichen Zufall abzuwehren, der die Marter der Krankheit erneut und erhöht hätte; mir so viel Erquickung, Schlaf und Ruhe zu gewähren, als ich bedurfte: Du hast es jedes Mal gethan.

Es ging Schlag auf Schlag! Kaum hatte ich gesprochen, so hatte ich von Dir die Antwort, und immer eine gnadenreiche.

Und Du solltest ein Gott seyn, der fern ist? Wahrlich Du bist ein Gott, der sehr nahe und obenein sehr gnädig ist.

Man möchte heiße Thränen darüber weinen, wenn man es bedenkt: Du kommst zuerst vom Himmel herab, um Dich martern zu lassen; und wo Einer unter uns gemartert liegt, da bist Du ihm nahe, belauschest alle seine Seufzer, erfüllst alle seine Bitten, wandelst alle seine Dornen in Rosen.

Ich habe es erfahren, wie Du gut bist, ich will es bekennen, und einen Laut hinzufügen zu der Stimme, welche ruft durch alle Jahrhunderte so mächtig, so gewaltig, und doch so wenig vernommen: Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen, allen, die ihn mit Ernst anrufen. Er thut, was die Gottesfürchtigen begehren, er höret ihr Schreien und hilft ihnen.

Ja wir sind einander recht nahe gekommen, o Herr, in dieser Krankheit; o möchte doch keine Gesundheit, wenn Du sie wiedergiebst, uns jemals von einander entfernen!

Möchten doch alle meine Erfahrungen, eben so frisch und lebendig, wie ich sie jetzt schaue, immer schwimmen auf dem Strome meiner Erinnerungen, und nie darin untergehn! Möchten sie am lebendigsten hervortreten, wenn die letzte Krankheit kommen wird!

Du, der mir das Leben gab, wie oft hast Du es mir schon von neuem geschenkt! Auch jetzt empfange ich es, als eine neue Gabe aus Deiner Hand. Dir sei es gewidmet! Amen.

VIII.

Selbstprüfung im Hinblick auf den Tod.

O Herr, woher kommt es, daß, wenn ich an meinen Tod denke, der nach menschlicher Wahrscheinlichkeit nicht mehr fern von mir seyn kann, daß dieser Gedanke mich nicht mit Freude, sondern mit etwas erfüllt, das ich Unruhe und Angst nennen möchte?

Werde ich etwa beunruhigt durch die Sünden meines vergangenen Lebens, und durch die Furcht, daß ich ihretwegen ewige, schreckliche Strafen unter der Schaar der Verdammten würde erdulden müssen? Ich preise Dich, Herr, daß Du mir Einmal diese Furcht eingeflößt, und daß Du mich sodann auf immer von derselben befreit hast, durch den Glauben an Dein Verdienst. Ja, Herr, mein Glaube steht fest, unerschütterlich fest; ich weiß, daß ich Qual und Pein verdiene, aber ich weiß auch, daß Du sie für mich erduldet hast; ich fürchte nicht das Gericht.

Was fürchte ich denn? Ach, Herr, wenn die knechtische Furcht verschwunden ist, dann tritt an ihre Stelle die Besorgniß der Liebe. Du, der Du für mich in den Tod gingst, Du hast mir auch heilige und theure Verpflichtungen auferlegt, Du hast mir einen Wirkungskreis eröffnet, Du hast mir eine Stelle angewiesen, wo ich arbeiten soll für Deine Ehre und für das Heil meiner Brüder. Bald, o Herr, ist mein Tagewerk zu Ende; bald wird nichts mehr zu demselben hinzugefügt werden können; und ich frage mich, ob es Dir genügen kann; ob Du mir bezeugen wirst, daß ich treu gewesen bin?

Treu? Wie soll ich meine Treue messen? Nach der großen Anzahl der Gelegenheiten, die sich mir darboten, um thätig zu seyn;

oder nach dem geringen Maß meiner Kräfte, das meine Thätigkeit beschränkte? Sehe ich auf das, was ich vollbracht habe in meinem Leben, so ist es sehr wenig; sehe ich auf meine inneren Kämpfe, und auf die Arbeit, die, bei meiner Schwäche, mir bis zu einem ungewöhnlichen Maße gesteigert ward, so möchte ich glauben, daß es zwar nicht viel, aber doch etwas ist. Aber bin ich auch gewiß, daß ich Alles geleistet habe, was ich zu leisten vermochte? Bin ich auch gewiß, daß ich bei einem festeren Muthe, bei einem freudigeren Vertrauen, nicht die Schranken meiner Unfähigkeit durchbrechen, und das mir unmöglich Scheinende vollbringen konnte? Ich bin es nicht, o Herr; und weil ich nicht weiß, ob ich jeden Augenblick meines Lebens, seitdem es Dir geweihet ward, nach Deinem Willen angewendet habe, so muß ich den Augenblick fürchten, wo mein Leben ein Ende nehmen wird.

Fürchten? Nein, fürchten will ich ihn dennoch nicht. Vertreiben will ich diese Furcht durch Demuth, und durch einen festen freudigen Entschluß. Durch Demuth: nun ja, Herr, Du weißt es, und nun erkenne ich es auch: Ich bin unter allen Deinen Dienern der geringste, in Deinem ganzen Reiche der kleinste. Keinen einzigen giebt es unter den Deinen, dem ich mich vorziehe, keinen einzigen, dem ich nicht gern nachstehe. In der Erhebung ist Angst, in der Demuth ist Ruhe; indem ich mich demüthige, fühle ich mich beruhigt. Aber keine falsche Demuth soll dies seyn, die auf der niedrigen Stelle, wohin sie sich versetzt, nur größeren Anstrengungen zu entgehen sucht. Nein, sie soll gepaart seyn, mit dem festen, freudigen Entschlusse, jeden Augenblick, den Du mir noch schenken wirst, mit angestrengter Thätigkeit auszufüllen. Wenn dieser Augenblicke auch nur noch wenige sind, möchte ich doch in diesen wenigen treu erfunden werden; und wenn Vieles in meinem Leben Dir mißfällt, möchte doch sein Ende Dir gefallen!

Was fürchte ich noch, wenn ich an den Tod denke? Ist es der Verlust der irdischen Güter, welche Du mir schenktest? Es ist nicht gerade dies, aber es ist etwas Aehnliches. Siehe, o Herr, es giebt Gemüther — soll ich sie irdisch gesinnt, soll ich sie weich, soll ich sie weichlich nennen, ich weiß es nicht — Gemüther, die für einen Ort, eine Umgebung, ein Verhältniß, worin es ihnen

wohlerging, wenn sie auch nur kurze Zeit darin verweilten, sogleich eine Anhänglichkeit fassen, und sich nicht anders, als mit Schmerzen davon losreißen können. Solch ein Gemüth ist auch das meine; solche Orte, solche Umgebungen, solche Verhältnisse habe auch ich auf Erden gefunden; und wenn ich nun bedenke, daß ich sie bald werde verlassen müssen, da wird mein schwaches Herz mit Wehmuth erfüllt.

Doch hat mein Herz alle freundlichen Eindrücke hienieden so bereitwillig in sich aufgenommen — der Eindruck Deiner Liebe, o Herr, ich darf es bezeugen, hat sich doch noch viel tiefer mir eingeprägt. Wenn ich manches hier liebe, Dich liebe ich ja auch! Ich habe es oft gefühlt, ich werde es dann am mächtigsten empfinden, wann Du mich auffordern wirst, alles übrige zu verlassen und Dir zu folgen. Noch vielleicht einen thränenden Blick werde ich auf die Erde zurückwerfen — Du wirst mir diese Schwachheit verzeihen! Dann werde ich Dir folgen, nicht nur aus Zwang, sondern auch mit Freude.

Ist jetzt nichts mehr zurück; habe ich Dir schon Alles gesagt, was mich ängstiget? Ja, es giebt noch eines: das sind die Schmerzen, die oft dem Tode vorangehn. Wie werde ich — ach, es steht mir übel vor Dir, der Du die Pein des Kreuzes erduldet hast, es auszusprechen — wie werde ich — der ich oft bei einem geringen körperlichen Uebel mich so unmännlich gezeigt habe, wie werde ich die schärferen Qualen, die mir dann vielleicht bevorstehn, ertragen können?

„Darum sorget nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.“

Ich danke Dir, daß Du mich zu rechter Zeit erinnert hast. Eben war ich wieder in den Fehler verfallen, den ich so oft für einen Fehler erkannt, so oft zu vermeiden mir vorgenommen hatte: künftige Prüfungen mir zu vergegenwärtigen, und mich zu fragen, ob ich mir die Kraft zutraue, sie zu bestehn? Sehr thöricht ist dies; denn vielleicht kommt die Prüfung überhaupt nicht; vielleicht hast Du mir einen schmerzenlosen Tod bestimmt. Vielleicht ist sie, wenn sie kommt, eine ganz andere, als man es erwartet hatte, so

daß man selber darüber staunt, wie das, was aus der Ferne so furchtbar erschien, so leicht zu ertragen sei. Und Du, Herr, der Du die Prüfung verhängst, lässest Du sie nicht auch also ein Ende gewinnen, daß wir sie können ertragen? Das thust Du dann vornehmlich, wenn man Dich mit ruhigem Vertrauen darum bittet; nicht wenn man lange zuvor durch Angst und Besorgniß sich quält!

Wo ist nun meine Unruhe bei dem Todesgedanken? Sie ist verschwunden. Was centnerschwer drückte, wird leicht wie eine Feder, sobald man es nur mit Dir bespricht: und man sollte nicht gern mit Dir reden! Dank Dir, o Herr, daß Du mich auch jetzt wieder so freundlich getröstet hast!

IX.

In Herzensangst.

O Herr, zu wem sollte ich gehen als zu Dir? Du allein hast Worte des ewigen Lebens! Auch jetzt bitte ich Dich, Du wollest solch ein Wort des Lebens zu mir sprechen, um meine Seele zu heilen, denn sie ist sehr unruhig und sehr erschrocken!

Warum? Was ist geschehen? Woher diese Bangigkeit und Unruhe, die mich erfüllen? Schwebt Einer von Denen, die mir theuer sind, in Gefahr des Glückes und des Lebens? Habe ich für mich selbst irgend ein großes Unheil zu befürchten? Nichts von allem dem, o Herr! Es ist ein kleiner geringfügiger Umstand, der viele andere günstige Erklärungen zuläßt, durch welchen ich in solche Beklemmung versetzt werde! Diese Wolke wird schwinden und sich zerstreun, wie so manche andere, die mich mit ähnlicher Bangigkeit erfüllte, verschwunden ist und sich zerstreut hat. Aber indeß, und bis dies geschieht, will ich mich zu Dir wenden, und will Dir klagen, daß sich mein Herz immer noch so leicht jeder Erschütterung Preis giebt, daß es so wenig sicher in Deinen Händen ruht.

Ach Herr, Du weißt es, daß unter den vielen Leiden, denen

wir um der Sünde willen unterworfen sind, die Angst eine der größten Foltern meines Herzens ist. In früheren Zeiten, ehe ich Dich kannte, wie hat sie da in mir gewühlt und gewüthet! Und auch jetzt, nachdem ich an Dich zu glauben und Dich zu lieben erweckt worden bin, hat es Dir nicht gefallen, mich von dieser Qual zu befreien. Es sei, o Herr, wenn ich dadurch nur stets zu Dir hingetrieben werde.

Ach! bei Dir, in Deinem Himmel, da wird es anders und besser seyn. Da habe ich aus Deinem Munde den Ausspruch vernommen: Gehe ein zu Deines Herrn Freude! Ich bin in sie eingegangen, und diese Freude führt nicht, wie die irdische, die Ahndung des Wechsels, sondern das sichere Gefühl ihrer Unwandelbarkeit mit sich. Dort sehe ich auch das Schicksal der Meinigen für Zeit und Ewigkeit durch Deine Gnade gesichert. Dort ist Keiner den ich liebe, mehr von mir entfernt, so daß ich fragen müßte: Was thut er; wie ergeht es ihm; was werde ich bald von ihm erfahren? Sondern ich schaue sie in meiner Nähe; schaue sie, wenn sie noch auf Erden wandeln, von Oben her mit geschärftem Blicke; sehe, wie sie an Deiner Hand einhergehn; sehe, wie durch diese gnädige Hand aller Schaden, welchen die Trübsale, ja selbst welchen ihre Verirrungen ihnen zufügen könnten, abgewendet wird.

Aber hier in diesem armen, beweglichen Erdenleben, da bin ich noch weit von dieser Ruhe entfernt; ich bin es, das bekenne ich Dir, bin es vornehmlich durch die Sünde. Ach! wenn ich gewiß wäre, Dich niemals beleidigt zu haben, gewiß wäre, daß ich auch jetzt Dich nicht so oft beleidige, so würde ein ungestörter Friede in meinem Innern wohnen; aber das Bewußtseyn meiner früheren, meiner späteren, meiner stets fortdauernden Vergehungen — das ist es, was mir den Frieden nimmt.

Ich bin nicht ohne Sünde, aber ich bin voller Reue. Den Frieden, den mir die Schuldlosigkeit nicht giebt, den wird das Bekenntniß meiner Vergehungen mir geben. Ja, Herr, ein Mittel, ein sicheres Mittel giebt es, um durch Deine Gnade zur Ruhe zu gelangen; dies ist, vor Deinen Augen unsere Schuld zu beweinen. So beweine ich denn auf's Neue vor Dir Alles, was ich so oft beweint habe. So bekenne ich denn, ich bin unwürdig Deines

Schutzes; und nun entspringt in mir die gewisse Hoffnung: Du wirst mich beschützen.

Nun befehle ich Dir meine Angelegenheiten, so wie die Angelegenheiten und das Herz Derer, die mir theuer sind. Sonst habe ich vieles Unnöthige für sie im Gebete von Dir begehrt; jetzt begehre ich nur das Eine: Bewahre ihr ewiges Heil! Ich weiß es ganz gewiß, daß Du diese Bitte immer erhörest, daß Du sie auch jetzt erhören willst; und in ihr ist alles Andere enthalten.

Ja, o Herr, ich befehle mich mit meinem Herzen und mit allem, was an meinem Herzen hängt, in Deine treue, Deine liebevolle, Deine allmächtige Hand. Nun habe ich Dir Alles übergeben. Es wird geschehen, was Du willst. Ich kann es ruhig abwarten, denn es wird gut seyn. Amen.

X.

In geistiger Freude.

Ruhig ist der See, und ein sanfter Wind kräuselt seine Fläche, und vom blauen Himmel herab dringen die Strahlen der Sonne bis zu seinem tiefen und immer noch klaren Grund.

Ruhig wie dieser See ist mein Gemüth; sanft wie seine Wellen sind meine Gefühle; und die Sonne der Freude dringt mit ihren Strahlen bis in seine Tiefen hinein.

Was ist mir begegnet, daß die Freude so plötzlich und so mächtig Eingang zu meinem Herzen gefunden hat? Nichts von Außen; doch um so schöner ist die Freude, weil sie allein von Dir kommt, o Herr, und von Deinem gnadenreichen Nahen.

O wenn ich Dir sagen könnte, wie Du mich mit einem Male so unermeßlich reich, wie Du mich so selig gemacht hast in Dir! In dieser überfließenden Fülle innerer Seligkeit sind alle weltlichen Wünsche, die ich sonst hegen mochte, untergegangen, ja ich würde, wenn ich wählen müßte, lieber die Schmach der Erde, als ihre

Herrlichkeit tragen; denn die Herrlichkeit widerstrebt Dir; in der Schmach aber könnte ich Dich um so freier und sicherer genießen.

Zwischen die Sonne und die von ihr beglänzte und erleuchtete Erde stellt sich oft eine finstere Wolke; und dann läuft so schauervoll und so trübe ein Schatten über die eben noch schimmernden Wiesen und Ströme hin. Werden mir Deine Strahlen, o meine Sonne, in welchen jetzt mein Inneres schimmert und glänzt, werden sie mir vielleicht auch bald durch eine solche trübe Wolke entzogen werden, die meine Seele mit dem gewöhnlichen Trauerschleier umhüllt?

„Wie können die Hochzeitleute Leid tragen, so lange der Bräutigam bei ihnen ist? Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird, alsdann werden sie fasten."

Ja wohl, wie können sie Leid tragen? Würden sie ihn nicht dadurch beleidigen? Und geziemt es ihnen nicht die Zeit der göttlichen Heimsuchung nach dem Sinne Dessen anzuwenden, der so freundlich zu ihnen kommt?

So sey denn munter zum Gebete, meine Seele, und bediene dich der Schwingen, die der Herr dir verleiht, um stets vor seinem Angesichte zu verweilen.

Wort Gottes, eröffne mir Deine Tiefen; das ewige Wort steht mir bei, und wird sie mir enthüllen.

Ist ein Leidender zu trösten? Ist ein Armer zu versorgen? Ist irgend eine schwere und nothwendige Arbeit zu vollbringen? Auf, schnell, jetzt hast du die Kraft und die Lust; morgen könnte beides verschwunden seyn!

Verschwunden — ach! Was ist das für ein Wort! Du verschwunden, o Herr; und ich wieder so allein!

„Verschwindet denn die Sonne, wenn eine Wolke sie verhüllt? Mein Glanz kann dich verlassen: aber ich verlasse dich nie."

XI.

Am Charfreitag Abend.

Das also ist Dir nicht genug gewesen, o Herr, vom Himmel herab unsere Schicksale zu leiten, uns Sonnenschein und Regen zu senden, und unser Leben mit manchen Gütern und Freuden zu schmücken: Du hast auch das Bitterste in unserm Loose, das wir allein verschuldet hatten, die Schmerzen des leiblichen und des geistigen Todes theilen wollen, um uns ewig von dem letzteren zu befreien. Und Deinen Leib, der am Kreuze starb, Dein Blut, das für uns vergossen ward, das hast Du uns im Sacrament des Altares hinterlassen; so daß auch der Geringste unter den Christen Dich, den ganzen Jesus Christus empfangen kann, und höher denn die heiligsten Engel begnadigt wird.

Diese Liebe, welche nicht nur den Geliebten mit Wohlthaten überhäufen, sondern auch in die Gemeinschaft seiner schrecklichen und schmachvollen Leiden treten wollte; diese Liebe die Du, ewiger Sohn Gottes, Schöpfer und Regierer der Welt, für die elenden Sünder im Staube der Erde empfindest — diese Liebe, wenn ich sie betrachten will, steigt vor mir empor, wie ein Gebild, dessen Höhe und dessen Tiefe meine Blicke nicht erreichen; und wenn Deine Macht keine Schranken, Deine Weisheit keine Grenzen hat, so will es mir scheinen, daß Deine Liebe noch unergründlicher und unermeßlicher ist!

„Simon Johanna, hast Du mich lieb?"

Also da ich Deine Liebe gepriesen habe, so fragst Du nach meiner Liebe zu Dir, o Herr? Von Dir soll ich zu mir übergehn, von dem Unendlichen zu dem Endlichen, von dem Herrn des Himmels zu dem armen sündigen Menschen? Warum verlangst Du es? Wenn ich an Dich denken kann, dann mag ich nicht an etwas anderes, und am wenigsten an mich selber denken.

„Simon Johanna, hast Du mich lieb?"

Du fragst noch einmal, o Herr? Warum soll ich Dir denn eine entscheidende Antwort geben? Warum kann nicht die Frage

unentschieden bleiben? Das Kind ruht auf dem Schooß seiner Mutter, es schläft ein an ihrer Brust, es wirft sich, wenn es fürchtet, in ihre geöffneten Arme. Ob es aber die Mutter liebt, darüber hat es sich keine Rechenschaft abgelegt, darüber ist keine von ihm verlangt worden. Laß mich solch ein Kind seyn, und frage mich nicht.

„Simon Johanna, hast Du mich lieb?"

Herr, Du weißt alle Dinge, so antworte ich Dir, wie Dein Petrus. Du fragst mich etwas, das ich besser Dich fragen sollte. Ich sollte Dich fragen, ob ich Dich liebe, denn Du mußt wissen, ob Du Dich in mir liebst. Ich selber kann es nicht wissen.

Doch das, was ich weiß, das will ich Dir sagen. Ich weiß, daß es für mich das höchste Ziel meiner Wünsche ist, daß ich es als eine jedes Maß übersteigende Seligkeit betrachte, Dich, so wie Du es würdig bist, zu lieben; ich weiß, daß ich Diejenigen beneide, die schon hier den Brand dieser Liebe fühlten, für welche sie das Leben des Lebens ward, die nur nach ihrem Antriebe handelten, und in ihrem heiligen Feuer sich verzehrten. Ich weiß, daß ich den Wunsch und den Willen habe, Dich zu lieben.

Ich weiß auch, daß es im Himmel und auf Erden, daß es in dieser weiten, unermeßlichen Welt nur Ein Ziel giebt, wonach ich streben, nur einen Einzigen, den ich suchen will — und dieser Einzige bist Du. Du bist es, Jesus von Nazareth, geboren in Bethlehem, der gelitten hat unter Pontio Pilato, der gekreuzigt ward, und der am Kreuze in die Worte ausbrach: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun — das gilt doch von Dir allein, und dadurch bist Du doch wohl deutlich genug bezeichnet. Dich will ich suchen, wenn Du mir dazu Gnade giebst, und sonst keinen Andern. Wenn ein neues Ereigniß mir entgegentritt, so will ich es immer fragen: Was hast Du im Sinne; wohin gelange ich, wenn ich mich Deiner Einwirkung überlasse? Wenn Menschen mit mir in neue Verbindungen treten, so will ich fragen: Sucht ihr den Herrn? Sonst kann ich nicht mit euch gehen. Wenn der Tod mich abrufen wird, so will ich sprechen: Ich folge dir gern, denn du führst mich zu Christo.

Ich will auch, daß alle, die ich liebe, zu Dir gelangen. Daß ich Dich liebte, wagte ich nicht zu sagen; aber ich darf vielleicht

sagen, daß ich sie liebe, denn ich wünsche ihnen Dein Heil. O du theures Herz meines Erlösers! Die eiserne Spitze der Lanze hat Dich durchbohrt, und Du hast Dich ihr so milde geöffnet. Oeffne Dich auch meinen Bitten, und bewirke durch Deine allmächtige Gnade, daß Alle, deren Namen ich Dir jetzt nenne, Dich mit rastlosem Eifer und unverbrüchlicher Treue suchen mögen.

Und dann — laß Dich finden von mir und von ihnen. Laß uns Alle dereinst das Angesicht unseres Erlösers schauen, und die Füße küssen, die für uns an das Kreuz genagelt wurden. Dies ist jetzt meine einzige Bitte, ich habe keine andere. Sonst hegte ich so manche Wünsche in meinem Herzen; sie sind verschwunden; möchten sie niemals wiederkehren! Auch fromme Menschen können hier auf Erden so Vielerlei begehren; sie wollen wenigstens recht viel für Dich und für Deine Ehre wirken: wie, ist es denn nicht genug, daß man von Dir geliebt wird, und daß man strebe zu Dir zu gelangen? Laß mich mit Hohn und Schmach vor der Welt bestehn; aber es sey nur Dein Rathschluß, und nicht meine Schuld; ich will es ertragen.

Ich will zu Dir gelangen, und ich werde es, ich Glücklicher! Der Schiffer lenket mit Arbeit und Mühe sein Schiff nach einem Ziele, das er oft verfehlt. Ich schiffe mich ein auf dem Schiff des Glaubens; und nun sage ich nur: Ich will zu dem Herrn! So fliegt das Fahrzeug nach der Richtung meiner Bitte; der Hauch der Gnade schwellt die Segel; ich gelange zu Dem, welchen ich suche, zu dem einzigen Ort, wo ich seyn will; ich gelange zu Dir!

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“

Wohl, Du bist das Ziel, und Du bist auch der Weg. So ist ein Strom Ziel und Weg zugleich. Dahin, wo der Strom sich in das Meer ergießt, dahin, wo der Sohn zur Rechten des Vaters sitzt, dahin will ich gelangen. Und um dahin zu gelangen, schiffe ich mich ein auf dem Strome, der mein Weg wird, und nicht nur ein Weg, der mich führt, sondern auch ein Weg, der mich trägt. So komme ich zu Dir durch Dich, Du führest und Du trägst mich zugleich.

XII.

Vor dem heiligen Abendmahle.

O Herr, Du sprichst in Deinem Worte: Ich stehe vor der Thür und klopfe an. So jemand meine Stimme hören wird und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehn und das Abendmahl mit ihm halten. So hast Du auch angeklopft an die Thür meines Herzens, und hast mich aufgefordert, Dir an Deinem heiligen Tische zu nahen. Von Dir ist diese Einladung gekommen, und ich bin ihr gefolgt; ich habe Deiner Gnade nicht widerstrebt. Aber noch finde ich in mir nicht die Andacht, die Sammlung, die heilige Begier, mit welchen eine so große Feier begangen werden muß. Darum trete ich jetzt vor Dein Angesicht, und bitte Dich: Du wollest mich dazu vorbereiten! Denn ich kann es nicht selbst; ich kann nur darum bitten, wenn Dein Geist mich treibt. Das Wollen und Vollbringen kommt immer von Dir. Deine Gabe ist es, wenn wir recht leben, recht handeln, recht leiden, recht sterben. Deine Gabe ist es auch, wenn wir das, was Du uns bietest in Deinem Abendmahle, recht empfangen. O bringe alle meine Seelenkräfte in Uebereinstimmung, daß keine sich absondern, keine zurückbleiben, sondern daß sie sich alle in vereintem Streben zu Dir und zu Deinen himmlischen Gaben hinwenden mögen!

Denn wie gern möchte ich heute ein Dir recht wohlgefälliges, für mich recht segensreiches Abendmahl feiern! Wie gern möchte ich heute vor den Sünden bewahrt bleiben, deren ich mich so oft bei dieser heiligen Handlung schuldig gemacht habe! Als ich sie zum ersten Male beging, wie wenig habe ich da selber gewußt, was ich that; wie wenig habe ich die Größe Deiner Gnade und Liebe erkannt; wie wenig in meinem unbekehrten Herzen davon empfunden! Wie selten habe ich mich seitdem zur Wiederholung dieser Feier entschlossen! Und dieser Entschluß ward er nicht mehr durch äußere Antriebe, als durch ein inneres Bedürfniß hervorgerufen! Habe ich Dir alsdann wohl immer meine Sünden mit tie-

sem Schmerze und mit sehnlichem Verlangen nach Heiligung bekannt? Habe ich eine hinlängliche Zeit auf das Gebet, auf das Lesen Deines Wortes, auf die Erwägung meines Seelenzustandes und meiner Pflichten verwendet? Bin ich nicht oft, noch ganz erfüllt von weltlichen Angelegenheiten, zu Deinem heiligen Tische getreten, und habe ich mich nicht, da ich ihn kaum verlassen hatte, wieder in ihren Strudel geworfen? Bin ich nicht dadurch des Segens verlustig gegangen, den Du trotz dieser mangelhaften Vorbereitung mir gegeben hattest, und den ich besser hätte bewahren sollen? O möchte ich doch heute, und so oft ich noch hier auf Erden Dein Abendmahl feiern werde, diese großen Fehler und Sünden vermeiden! Möchte ich doch heute, und von jetzt an immer, Deine himmlische Gabe mit Glauben und Rührung betrachten, mit offnem Herzen empfangen, und mit Treue bewahren!

O Herr, welcher Mund kann die Größe dieser Gabe aussprechen; welcher geschaffne Geist kann das Geheimniß Deines Mahles ergründen? Nehmet, esset, hast Du gesagt, dies ist mein Leib, der für euch gebrochen wird. Trinket alle daraus, dieser Kelch ist das neue Testament in meinem Blut! Deinen Leib, der am Kreuze gebrochen ward, der auferstanden ist, und mit dem Du Dich zum Himmel erhoben hast, Dein Blut, welches Deinen Wunden entquoll — willst Du mir geben! Ich kann es nicht begreifen, ich erstaune; ich fühle mich bis in die Tiefen meines Herzens bewegt und erschüttert; aber Du hast es gesagt, Du hast es verheißen: darum glaube ich's. O Du bist ja wohl aus Liebe zu uns gestorben, Du hast Deinen Leib für uns dem Tode hingegeben: warum solltest Du, der Du allmächtig bist, uns nicht auch in Deinem heiligen Mahle Deinen Leib hinterlassen können! Und wo Dein Leib ist, bist Du da nicht auch selber? Kannst Du Deinen Leib geben, ohne Dich selbst zu geben? Herr, wohin führst Du mich? Von einer Höhe, von einer Tiefe zu der andern! Ja Dich selbst, Dich, den zu schauen im Himmel meine Seligkeit seyn wird, Dich, den die Engel mit verhülltem Angesicht preisen, Dich soll ich empfangen; Du willst zu mir kommen mit Deinem Vater und bei mir Wohnung machen. O stärke mich! Laß mich nicht sogleich in das Gefühl meiner Unwürdigkeit versinken! Laß

mich nur etwas von diesem Geheimniß fassen! Du willst mir Deinen Leib geben; Du willst zu mir kommen, und Dich mit mir vereinigen. Heißt das nicht, daß Du durch Dein allmächtiges, gnadenvolles, heilbringendes Nahen, alle Strafen hinwegnimmst, die ich als ein so großer Sünder verdiente; denn wie könnte der noch gestraft werden, der mit Dir Eins geworden ist? Heißt das nicht, daß zwischen mir und jener Welt des Lichts und der Heiligkeit eine nähere Verbindung geknüpft, und daß ihren heilbringenden Kräften der Zugang in mein Herz geöffnet werden soll? Heißt das nicht, daß Du in mir leben willst, auf daß auch ich in Dir lebe?

Nun aber, o Herr, vermag ich nicht länger das Uebermaß Deiner Gnade ins Auge zu fassen, und ich gebe dem Zuge nach, der mich in alle Tiefen meines Elends und meiner Sünde hineinblicken läßt. Ein Jeder aber prüfe sich selbst! so hat Dein Apostel ermahnt. Ach! wer sollte sich nicht selbst prüfen, wenn er vor Deinem Angesichte steht, und wenn Du kommst, Dich mit ihm zu vereinigen! Wer sollte bei Deinem Lichte nicht deutlich seine Finsterniß erkennen? Nein, ich will mir keine einzige meiner Sünden verhehlen! Ach! Wie sollte ich nicht meine Augen darauf richten! Sie sind ja vor Deinen heiligen Augen begangen worden; Du hast sie gesehen, Du siehst sie jetzt, Du siehst mehr als ich sehe: ach vergieb mir auch die unbekannten Sünden! Aber eben weil sie Dir alle bekannt sind, so wird es mir leichter, sie Dir zu bekennen: warum sollte ich Dir nicht sagen, was Du selber schon weißt? Leichter wird es mir, ja es wird mir möglich, sie Dir zu gestehn, weil Du sie mir vergeben willst. Vor dem Richter, der mit Strafen drohte, hätte ich wohl immer geläugnet und geschwiegen; vor dem Erlöser lasse ich ungehindert die Thränen der Reue fließen. O unbeschreibliches Elend! Mehr als alles andere werth darüber zu weinen! Wie habe ich Dein treues und liebendes Herz beleidigt! Wie habe ich meinen Brüdern geschadet! Mit welcher unerträglichen Last habe ich mein eigenes Herz beschwert! Wie viel unschuldige Freuden, die mir hätten blühen können, habe ich mir verdorben und mit meinen eigenen Füßen zertreten! Welch ein Schicksal würde mich treffen, wenn da, wo die Sünde mächtig war, Deine Gnade nicht noch viel mächtiger geworden wäre? Das

Schicksal Derer, die in ewiger Entfernung von Dir, durch den Wurm, der nicht stirbt, und durch das Feuer, das nicht verlöschet, gequält werden! Es soll mich nicht treffen, darum bist Du gestorben. Es soll mich nicht treffen, das sagt mir Dein Wort, das sagt mir Dein für mich gebrochener Leib, den ich empfangen soll. Nun Herr, ich habe wohl schwer gesündigt, aber ich will mich nicht verstocken, ich will nicht Deine Gnade zurückweisen; ich will nicht dem Feinde meiner Seele glauben, daß ich sie entbehren könnte. Du willst mich versöhnen mit Deinem himmlischen Vater; ich will mich versöhnen lassen. Du bietest mir Vergebung, und ich nehme sie an. Eigenes Verdienst habe ich nicht; aber ich habe das Deine; so stehe ich da ohne Sünden, und herrlich geschmücket vor Gott.

Wie sehr hasse ich aber, o Herr, die Sünde, die Du mir vergeben hast, und durch welche ich Schuld an Deinem Leiden und an Deiner bittern Kreuzespein gewesen bin! Wie gern möchte ich sie ablegen! Wie gern möchte ich Dir, den ich liebe, in Deiner Heiligkeit ähnlich werden! Ach! ich möchte so gern in Zukunft meine verderbten Triebe mit größerer Kraft bekämpfen; stets auf dem Wege des Lebens wandeln, und ihn nie mehr verlassen; ich möchte in meinem Berufe zu Deiner Ehre und zum Heil des Nächsten mit mehr Ausdauer und Freudigkeit arbeiten. Ich möchte ein milderes Herz gegen meine Brüder haben, und immer geneigt seyn, ihre Schwächen zu ertragen, ihre Beleidigungen zu vergeben, an ihrem Glücke mich zu freuen, ihrer Noth mit eigener Aufopferung abzuhelfen. Ich möchte, daß diese furchtbare Kälte, die ich gewöhnlich gegen Dich, mein himmlischer Vater, gegen Dich, mein Erlöser, hege, durch eine recht inbrünstige, recht brennende Liebe verdrängt würde. Ich möchte immer Freude an dem Lesen Deines Wortes, immer den Trieb zum Gebete fühlen; immer in Deiner Gemeinschaft und vor Deinem Angesichte wandeln. Ich möchte es, o Herr, ich begehre es. Du willst es auch. Du willst, indem Du einziehst in mein Herz, und Dich mit mir verbindest, alles selbst in mir vollbringen, was ich wünsche. O gewähre mir nur, daß ich annehme und festhalte, was Du mir geben wirst, und Deinen reichen Segen nicht wieder entschlüpfen lasse!

Oft habe ich mich, o Herr, in großer Traurigkeit bei Deinem

heiligen Mahle eingefunden; und immer hast Du auch an mir Dein großes Wort erfüllt, daß Du alle Mühseligen und Beladenen, wenn sie zu Dir kämen, erquicken wolltest. Wenn ich mich mit den Meinigen von einem Unfall bedroht glaubte, so erschien mir Dein Altar wie eine Freistätte, wo die Furcht und die Besorgniß entfloh, und wo ich unter Deiner Hand mich sicher fühlte. Als mir der Tod Diejenigen geraubt hatte die ich am meisten liebte, hast Du mich an Deinem heiligen Tische mit einem tieferen Blicke in Deine unsichtbare Welt begnadigt, so daß ich Dich, und zu Deiner Rechten Diejenigen, um welche ich trauerte, mit den Augen des Glaubens schauen konnte. Jetzt, o Herr, gehöre ich nicht zu Denen, welche durch die Stürme des Lebens umhergetrieben werden, sondern Du hast, nach manchen Ungewittern, einen heiteren und stillen Tag über mich aufgehen lassen. Dafür preise ich Dich, und will dafür an Deinem heiligen Altare Dich preisen, so wie für den Trost und die Hülfe, die ich in Kummer und Trübsal von Dir empfangen habe! Und dennoch, o Herr, obgleich ich mich zu den Glücklichen zähle, bin auch ich mühselig und beladen, beladen mit dem Elend dieses irdischen Lebens, welches mich nach Erlösung seufzen läßt. O Herr, vernimm jetzt meine innigsten, theuersten, heißesten Wünsche! Habe ich Dich so oft um ihre Erfüllung gebeten, wie sollte ich es nicht jetzt, wie sollte ich es nicht auch in dem Augenblicke thun, wo ich Deinen Leib und Dein Blut genießen werde, in diesem Augenblicke der Gnade, wo kein Gläubiger unerhört bleiben kann? O Herr, gieb mir, wenn die dazu bestimmte Zeit gekommen seyn wird, einen sanften und seligen Tod! Gieb mir im Himmel mit allen Auserwählten das Anschauen Deiner Herrlichkeit! Gieb mir dort ein freudiges Wiedersehn mit den Meinigen! Bewahre sie und mich, so lange wir noch hier auf Erden leben, vor schweren Leiden und Versuchungen! Gieb mir die Kraft und die Mittel Dir zu dienen, meine Brüder zu erbauen, und einigen Nothleidenden zu helfen! Gieb, daß Diejenigen, mit denen ich in Verbindung stehe, mich, so wie meine großen Mängel und Schwächen, ertragen, und wenn ich ein Unrecht begangen habe, es mir verzeihen mögen; und daß ich bis an meinen letzten Augenblick des hohen

Glückes genieße, von einigen guten Menschen um Deinetwillen geliebt zu werden.

Ich bitte aber nicht allein für mich, sondern für alle heutigen Genossen Deines heiligen Mahles. Es sind darunter, Du weißt es, einige mir sehr theure, durch die heiligen Bande des Blutes, der Liebe und der Freundschaft mir eng verbundene Seelen. O möchtest Du das, was ich für mich erbeten habe, ihnen auch, möchtest Du es ihnen zehnfach schenken! Möchtest Du einem jeden von ihnen auch das schenken, was ich für ihn insbesondere, nach seinen mir bekannten Bedürfnissen, erflehe! Möchte Deine Gnade sich reichlich über alle Diejenigen ergießen, die mit uns von demselben Brodte essen, aus demselben Kelche trinken werden! Keiner unter ihnen allen, und wenn es viele Hunderte wären, empfange Dein heiliges Abendmahl unwürdig, zu seinem Schaden und zu seiner Verdammniß! Hat Jemand gesündigt, selbst schwer gesündigt, so bereue er, unter vielen bittern Thränen, die schwere Sünde, und erscheine vor Dir gerechtfertigt durch den Glauben! Ist in einem Herzen auch nur die geringste Bitterkeit, o so schmelze sie jetzt hinweg, und verwandle sich in Liebe! Ja, Liebe, o Herr, aufrichtige, heilige Liebe, möge Alle Diejenigen erfüllen, die sich heute Dir nahen, wie sie Diejenigen erfüllt, die dort Oben in Deinem Himmel um Dich versammelt sind; und möchten wir doch Alle, die wir heute Dein Abendmahl feiern, uns dereinst wiederfinden bei Deinem ewigen Mahle!

So will ich mich denn Deinem heiligen Altare nahen, o Herr! Mir geschehe nach Deiner Verheißung. Du versprachst mir Deinen Leib und Dein Blut zu geben, und ich erwarte, Deinen Leib und Dein Blut, ich erwarte Dich selbst zu empfangen. Welche Gabe ist größer im Himmel und auf Erden? Welcher Augenblick ist erhabener und heiliger als der, wo sie uns zu Theil wird? Laß mich die Seligkeit dieses Augenblicks recht genießen! Entferne von mir alle zerstreuenden, bösen Gedanken; ich verabscheue sie, und weil ich sie verabscheue, so weiß ich, daß sie mir, auch wenn sie kommen sollten, nicht schaden können. Laß mich Dein gedenken, laß mich einen festen Blick zu Dir erheben, daß ich Dich nur schaue, daß die ganze Welt mir sonst untergegangen sey — die ganze Welt

besitze ich ja in Dir! Gieb mir, wenn es Dir wohlgefällig ist, einige Rührung, und einige selige Thränen — wo nicht, so gieb mir doch eine große Andacht, und einen tiefen Ernst. Vernimm und erhöre alle die vielen Bitten, die Dein Geist in mir mit Einem unaussprechlichen Seufzer Dir vortragen wird. Komm in mir zu wohnen, Herr, komm in mein Herz; es ist ein armes, sündiges Herz; aber weihe es Dir zum Hause, zum Tempel; und möchte diese Stätte Dir wohlgefallen, möchtest Du sie nie verlassen, sondern sie bewohnen in Zeit und in Ewigkeit! Amen.

Druck von Gebr. Unger in Berlin.

Band 6 bis 9 unter dem besondern Titel:

Das Kreuz Christi.

Predigten.

4 Theile. gr. 8. 5⅓ Thlr.

Vom Tode. Drei Predigten, im Jahre 1836 gehalten. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Adalberts Bekenntnisse. Zweite vermehrte Ausgabe. gr. 12. geh. 1 Thlr. 5 Sgr.

Die Beredtsamkeit eine Tugend, oder Grundlinien einer systematischen Rhetorik. Zweite verbesserte Aufl. 8. 1 Thlr. 5 Sgr.

Demosthenes und Massillon. Ein Beitrag zur Geschichte der Beredtsamkeit. 8. geh. 2 Thlr. 10 Sgr.

Die Lehre vom göttlichen Reich, dargestellt ꝛc. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Tagebuch während einer Reise, im Sommer 1845. Zum Besten des Vereins für Bekleidung armer Confirmanden der Domgemeinde. gr. 8. geh. 10 Sgr.

Der Rhein und Jerusalem. Eine Phantasie für die Charwoche. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von C. Holbein. 4. geh. 1 Thlr.

H. Heinrich

Theremin, Franz,

Abendstunden Mit dem Bildniss des Verfassers

Berlin 1852